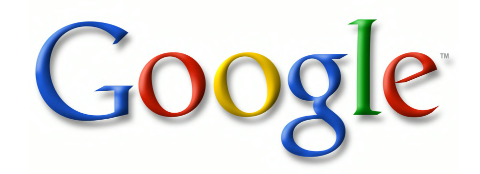


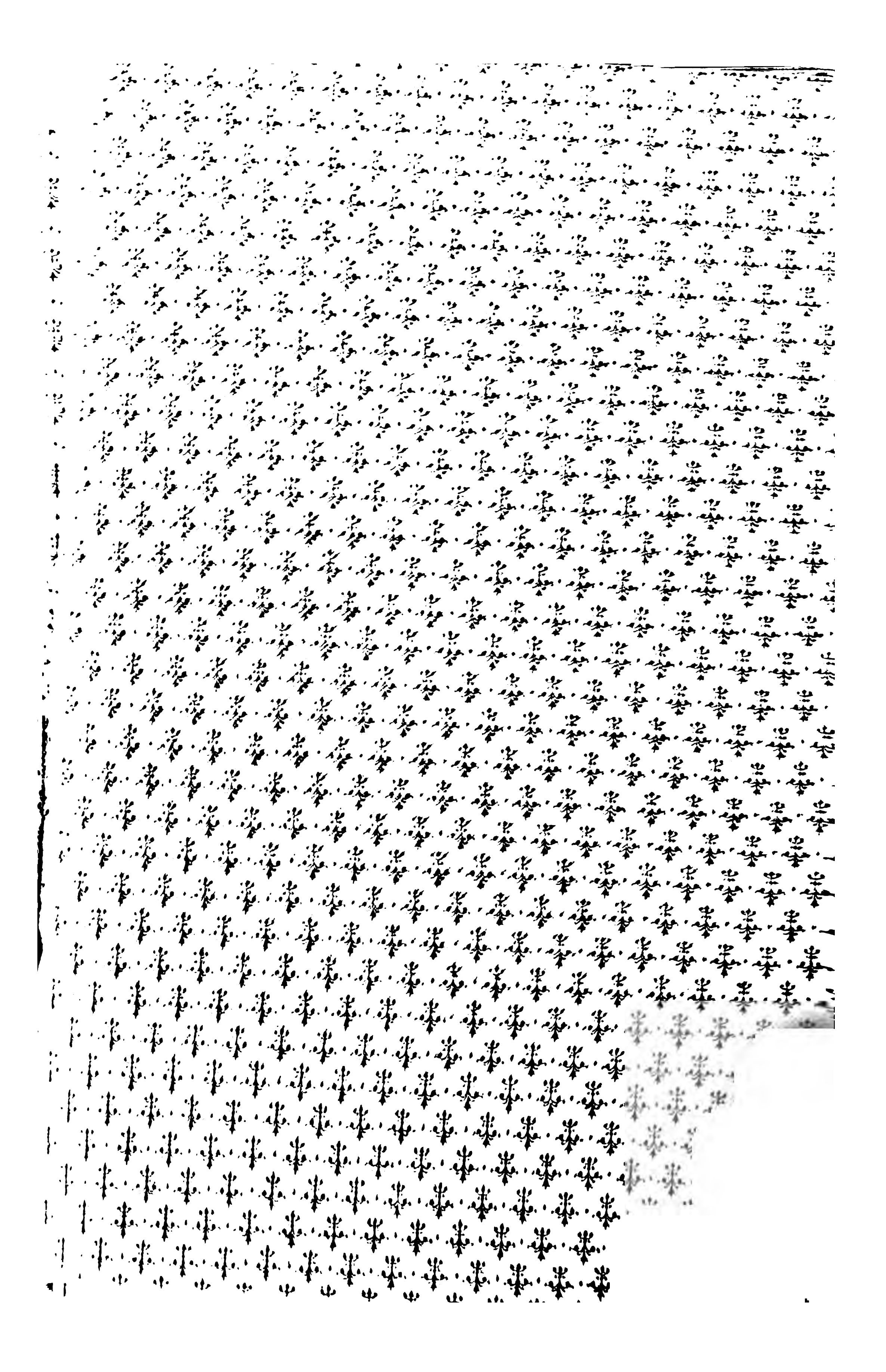
FESTSCHRIFT

DES KÖNIGLICHEN

FRANZÖSISCHEN

GYMNASIUMS.







Festschrift

des

Königlichen Französischen Gymnasiums.

Französisches Gymnasium, Berlin.

FESTSCHRIFT

ZUR FEIER

DES 200JÄHRIGEN BESTEHENS

DES KÖNIGLICHEN

FRANZÖSISCHEN GYMNASIUMS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

DIREKTOR UND DEM LEHRERKOLLEGIUM.

BERLIN 1890.
DRUCK VON A. HAACK, NW.
DOROTHEENSTR. 55.


1689
1889

DOROTHEENSTR. 55.



Bericht
über das Königliche Französische Gymnasium
in den Jahren 1689—1889

von

G. Schulze.



I. Abschnitt.

Von der Begründung des Französischen Kollegiums bis zur Übersiedelung nach der Niederlagstrasse[1]).

Die Errichtung einer Gelehrtenschule in Berlin für die Kinder der französischen Reformierten, welche er nach Aufhebung des Edikts von Nantes in seine Staaten und besonders zahlreich in seine Residenzstadt aufgenommen hatte, war einer der Pläne, mit welchen schon der Grosse Kurfürst am Abende seines Lebens zum Besten seiner angenommenen Landeskinder sich trug. Das Bedürfnis dazu lag auf der Hand, und zwar nicht nur das augenblicklich greifbare, sondern auch ein bleibendes, wenn, wie es das Potsdamer Edikt vom 29. Oktober 1685 in Aussicht stellte, auch den Nachkommen der Refügierten das Wort Gottes in der Sprache ihrer alten Heimat verkündet und in Fällen streitigen Rechts das Urteil durch Richter ihrer Nationalität gesprochen werden sollte. Überdies kam die persönliche Neigung des Grossen Kurfürsten, welcher von Jugend auf die französische Bildung schätzte und nach seiner Verheiratung mit

[1]) Der nachstehende Bericht beruht in der Hauptsache auf den Akten des Gymnasiums selbst und auf denen des Königlichen Geheimen Staats-Archivs, welche letzteren eine unerwartet reiche Ausbeute lieferten und dem Verfasser mit besonders dankenswerter Bereitwilligkeit zugänglich gemacht wurden. Von Vorarbeiten konnten benutzt werden: J. P. Erman, Mémoire historique sur la Fondation du Collège Royal Français de Berlin. 1789. A. Fournier, Notices historiques du Collège Royal Français (Programm 1839). Ch. Chambeau, Notices historiques sur le Collège Royal Français de Berlin (Programm 1864). Ed. Muret, Geschichte der Französischen Kolonie in Brandenburg-Preussen. Berlin 1885 S. 136—142. Endlich habe ich für meine Darstellung die Aufzeichnungen meines verstorbenen Amtsvorgängers Dr. J. Schnatter verwerten dürfen, welche das erste Jahrhundert umfassten und durch die Güte seiner Witwe mir zu freier Benutzung überlassen wurden.

Luise Henriette das Französische zur Verkehrssprache an seinem Hofe gemacht hatte, unverkennbar einem solchen Vorhaben entgegen. Als Muster konnten die höheren Lehranstalten dienen, welche die Reformierten in Frankreich selbst ins Leben gerufen und unter den grössten Schwierigkeiten und Opfern erhalten hatten, von denen insbesondere die Akademien zu Saumur[1]) und Sedan, so wie die Kollegien von Nîmes, Bergerac, Béziers, Die, Caen und Orange sich einst eines weitverbreiteten und wohlbegründeten Rufes erfreuten. An geeigneten Lehrkräften fehlte es unter den Eingewanderten, welche im Brandenburgischen und speziell am Hofe des Kurfürsten sich zusammenfanden, nicht.

Zunächst freilich war die Absicht des letzteren allem Anscheine nach nur auf die Umgestaltung eines bereits vorhandenen Schulgebildes von eigentümlichem Gepräge gerichtet.

Seit dem Jahre 1684 bestand nämlich in Berlin eine »Neue Akademie für die Jugend"[2]), für welche dem Hofmaler La Borie, einem Franzosen von Geburt, nach dem Vorgange eines ähnlichen Instituts des ehemaligen Kammerdieners La Fleur alias Millié, das er in Halle kennen gelernt hatte, ein kurfürstliches Privileg erteilt worden war. In der Folgezeit finden wir die Anstalt unter dem Titel »Churfürstliche Brandenburgische Französische Akademie zu Berlin«[3]) oder kurzweg »Französische Akademie« erwähnt. Der nach unseren Begriffen wunderlich zusammengesetzte, jedoch in der Hauptsache nur dem Bildungsideale der damaligen Zeit Rechnung tragende Lehrplan, mit welchem La Borie vor die Öffentlichkeit trat, umfasste:

»Die Frantzösische und Italiänische Sprache, durch deren Gebrauch und durch die Grammatische Regeln zu erlernen, wie auch

---

[1]) Über die Verhältnisse der Akademie zu Saumur giebt eine kleine Schrift des Dr. Dumont, Histoire de l'Académie de Saumur depuis sa fondation en 1600 par Duplessis-Mornay jusqu'à sa supprenion en 1685. Angers. 1862. 8°. (Extrait des Mémoires de la Société académique de Maine et Loire. XIe vol.) einige Auskunft. Der Studienplan des Collège académique ist hier S. 91 ff. abgedruckt.

[2]) Ein Exemplar des Vorberichts über sein Unternehmen, welchen La Borie unter dem oben angeführten Titel herausgab, befindet sich in der hiesigen Königlichen Bibliothek.

[3]) So bei Küster, Altes und Neues Berlin III S. 78 Anm., dem ein Bericht über die Anstalt aus dem Jahre 1686 vorlag.

die Teutsche Sprache für die Frömbden. — Das Tantzen. — Das Fechten. — Die Exercitien mit der Pique, mit der Mousquet und mit der Fahne. — Die Vocal- und Instrumental-Music. — Die Geographie. — Die Fortification. — Die Bau-Kunst. — Die Mahlerey. — Die Perspective. — Die Zeichenkunst, nach den Principien, wie sie insgemein unterwiesen werden muss. — NB. Der Autor erbietet sich, die Zeichen-Kunst auff eine gantz sonderbahre Art zu informiren, so vermittelst eines Instruments geschieht, welches er erfunden hat. — Er verpflichtet sich, den Gebrauch dieses Instruments in kurtzer Zeit den jenigen, so niemahls Zeichen gelernet, zu zeigen, also das sie allerhand Sachen, als Landschafften, Städte, Dörffer, Schlösser, in Summa alles, was sich dem Gesichte unbeweglich präsentiren wird, eben so wol als die besten Mahler sollen abzeichen können. — Die Arithmetic. — Die Frantzösische, Italiänische und Teutsche Schreib-Kunst. — Die Höfflichkeit und andere Sachen mehr, welche theils nöhtig, theils curios seyn, und die als dann, wann man einen guten Fortgang in den oberwehnten sehen wird, benennet werden sollen.«

In der That ersehen wir aus den Akten, dass diesen Unterrichtsgegenständen später das Lateinische beigesellt worden ist. Übrigens war das Unternehmen ursprünglich auch auf Mädchen berechnet, welche jedoch nicht länger als bis zum Alter von 12 Jahren auf der Anstalt behalten und in den für sie nützlichen Künsten unterwiesen werden sollten.

Durch die Unfähigkeit des Leiters für seine Aufgabe und die nicht erfolglosen Versuche untreuer Lehrer, den des Deutschen fast völlig Unkundigen zu übervorteilen, geriet die Anstalt in Verfall. Am 20. April 1687 erteilte der Kurfürst dem Amtsrat Mérian[1]) den Auftrag, gleichzeitig mit den Beschwerden La Bories über seine Praeceptores auch den allgemeinen Zustand der Akademie zu untersuchen. Der sehr eingehende Bericht Mérians entwirft von der Verfassung der letzteren ein ziemlich trübes Bild und läuft schliess-

[1]) Charles-Gustave Mérian, kurfürstlicher Amtskammerrat und mit Leitung des Ansiedelungsgeschäfts für die aus der Schweiz kommenden Réfugiés beauftragt; er schenkte für die Zwecke ihres Gottesdienstes eine Scheune, an deren Stelle später die französische Kirche der Luisenstadt erbaut wurde. Sein Bruder Mathieu Mérian lenkte als Resident des Kurfürsten in Frankfurt a./M. den Zug der dort eintreffenden Flüchtlinge nach dem Brandenburgischen. Die Familie, angeblich italienischen Ursprungs, war bevor sie nach Brandenburg kam, seit Jahrhunderten in Basel ansässig gewesen.

[illegible] das [illegible] nach einem von dem [illegible] Entwurf auf vollständig neuer Grundlage [illegible]. Im Erlass des Kurfürsten vom 20 August [illegible] die Genehmigung dieser Vorschläge an und erteilt gleichzeitig dem von Merian dafür bezeichneten kurfürstlichen Rat und [illegible] der französischen Kolonie in Berlin, Charles Ancillon die [illegible] und die Durchführung des gedachten Reglements und der [illegible] über die Akademie anzunehmen.

[illegible] die Wahl der Persönlichkeiten Merians und Ancillons, [illegible] gewisse Bestimmungen des [illegible], welcher [illegible] zu das lateinische Collegium [illegible] Kinder Rücksicht [illegible] die Französische als ihre [illegible] dieses Ansichten [illegible] der französischen [illegible]

[illegible]

[illegible] Die Ingenieisten

[illegible] Übersetzung dieses [illegible], dessen [illegible] des Französischen Konsistoriums [illegible] von Erman & Reclam, Mémoires [illegible] etc. IV S. 298 [illegible]

für die erste Einrichtung und Unterhaltung erforderlichen Geldmittel im Betrage von zunächst 540 Rthlr., doch mit der Aussicht auf spätere Erhöhung, stellte der Kurfürst, dessen Kassen durch die Fürsorge für die Eingewanderten ohnehin stark in Anspruch genommen waren, in hochherziger Bereitwilligkeit zur Verfügung. Der darauf bezügliche Beschluss wurde anscheinend in einer Ratssitzung vom 12. Oktober 1689 gefasst; nur so wenigstens vermag ich es zu deuten, wenn auf dem Titel einer gleich zu erwähnenden Druckschrift amtlichen Ursprungs, welche offenbar aus jener Zeit stammt, das Collegium als Berolini fundatum et erectum die 12. Oct. anni 1689 bezeichnet wird. Eine Gewissheit ist in der Frage leider nicht zu gewinnen, da die Protokolle der Kurfürstlichen Geheimratssitzungen gerade hier eine Lücke aufweisen.

Mit der Oberaufsicht der Anstalt (dies besagt in damaliger Zeit der Titel Directeur oder Inspecteur) wurde derselbe Ch. Ancillon betraut, dessen Namen wir schon so eben begegneten und der auf Grund des ihm 1687 vom Grossen Kurfürsten erteilten Auftrages diese ziemlich leere Titulatur auch für das neue Kollegium in Anspruch nahm.

Die Gründungsurkunde, welche sich bei den Akten des Gymnaiums befindet, ist datiert vom 1. Dezember 1689; sie ist in deutscher Sprache abgefasst und hat folgenden Wortlaut:

Wir Friedrich der Dritte von Gottes gnaden, Marggraf zu Brandenburg des Heyl. Röm. Reichs Ertz-Cammerer und Churfürst in Preussen zu Magdeburg, Jülich, Cleve, Berge, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, auch in Schlesien, zu Crossen und Schwiebuss Hertzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Halberstadt, Minden und Camin, Graf zu Hohen Zollern, der Marck und Ravensberg, Herr zu Ravenstein, auch der Lande Lauenburg und Bütow; fügen hiermit allen so daran gelegen in gnaden zu wissen, demnach die hiesige frantzösche Colonie, durch Gottes des allerhöchsten sonderbahren segen, vermittels der, von Unsers in Gott ruhenden Herren Vaters gnaden glorwürdigsten Andenckens, sowoll als auch von Uns, derselben verliehenen ansehnlichen Privilegien und begnadigungen, und zu ihrem establissement angewandter Landes-Väterlicher vorsorge und unermüdeter sorgfalt, dergestalt zugenommen, dass dieselbe nunmehro einen considerablen theil Unserer hiesiger Residentzen machet, Wir Uns auch festiglich versichert halten, es werde sich besagte Colonie gleich Unsern alten und angebohrnen unterthanen, mit geziemender treue und unablässigem gehorsam, gegen Uns und Unser Churfürstliches Hauss, je und in alle wege zu comportiren wissen; Als haben wir uns gnädigst entschlossen, sie auch mit allen denjenigen avantages und vorzügen, auch recht und gerechtigkeiten, derer gedachte Unsere angebohrne unterthanen ungehindert geniessen, nichts davon ausgenommen, in Churfürstlichen

gnaden gantz mildiglich zu beneficiren, Und gleichwie wir ihnen verschiedene Kirchen anweisen lassen, worein sie der frantzöschen Kirchen gebrauch nach, ihren Gottesdienst bis itzo würcklich exerciren; Also seynd Wir gleichergestalt gnädigst gewilliget ihrer Jugend zum besten, ein Collegium aus Churfürstlicher freygebigkeit zu stiften, worein dieselbe so wie es im Königreich Franckreich gewöhnlich, in der Gottesfurcht und guten sitten, nicht weniger als in der Lateinischen Sprache, Eloquentz, Philosophie und Mathematischen wissenschaften informiret, und dem Vaterlande zum besten sonder verwendung ihrer eigenen mittel, unterwiesen werden möge. Allermassen Wir dan zu bewerckstelligung dieser Unserer gnädigsten intention, Unsern Raht und hiesigen frantzöschen Richter Charles Ançillon ausersehen und ernennet haben, Thun das auch, und bestellen besagten Ançillon hiermit und kraft dieses zum Direktor über obgedachtes Collegium, dergestalt und also, dass Er über sothanes Collegium, und die zur information der Jugend in vorermeldten Künsten und wissenschaften, von uns verordnende (sic) Informatores, welchen Wir ihre bestallungen auszufertigen zureichenden befehl albereits ergehen lassen, fleissige und sorgfältige inspection führen, ob sie zu solchen verrichtungen genugsahm qualificiret, und ihrem ambte gemäss, die Jugend mit unverdrossener mühe und arbeitsamkeit zur gnüge unterweisen, und sich sonst in allem ihrer schuldigkeit nach, vermittels guter conduite, so wie es von ihnen erfordert wird verhalten, genaue acht haben, auch zugleich dahin sehen solle, damit die Studirende Jugend, obbesagten ihren Informatoribus, mit gebührenden respect und gehorsam begegne, in ehrbahren und guten Sitten, sowoll als in der Gottesfurcht und andern wissenschaften und Künsten dergestalt zunehme, auf dass sie hinführo dem gemeinem besten, nützliche dienste leisten könne, es auch im übrigen dergestalt zugehen möge, damit alles in guter ordnung, friedsahm und einträchtig, Unserer gnädigsten intention und darüber abgefassetem Reglement zufolge, verrichtet werde. Dafern aber durch Göttliche schickung jemand oberwehnter Informatoren mit tode oder sonst abgehen würde, so wollen Wir alsdan sothane vacante stelle, hinwiederumb mit einem Subjecto, welches Unsere Würckliche Geheimde Rähte, denen wir die direction der frantzöschen Sachen aufgetragen, dazu tüchtig und genugsahm qualificiret urtheilen werden ersetzen, und mit gewöhnlicher bestallung darüber versehen lassen. Demnach Wir auch zu unterhaltung vorerwehnten Collegij, die Summe von Fünfhundert virtzig Rthlr. den 1. Octobr. 1689 in gnaden verordnet, wovon sowoll die Informatores ihre Salaria, so wie Wir ihnen dieselbe in ihren Bestallungen zulegen werden, haben, als auch die Miehte des hauses, worein mehr besagtes Collegium establiret werden soll, ingleichen das brennholtz zu heitzung der Collegial Stuben abzutragen seyn wird. So haben wir in gnaden gewilliget, dass ofternandtem Ançillon, sothane Summe Jährlich von Unserm Ober Licent Einnehmer Happen, der sich hiernach gehorsamst zu achten, hierauf und gegen dessen quitung ausgezahlet werden solle. Uhrkundlich unter Unserer eigenhändigen unterschrift und hervorgedrucktem Gnaden Siegel, Gegeben zu Cöllen an der Spree den 1. Decembr: 1689.

Friederich.

L. S.

E. Danckelmann.

Zu den in dem vorstehenden Erlasse bezeichneten Lehrgegenständen scheint sich gleich zu Anfang das Griechische gesellt zu haben. Die Berufung des Gaulthier Bosquel zum Unterrichte »in Humanioribus«, welche am 3. April 1691 erfolgte, ohne dass einer der vorhandenen Lehrer ausschied, lässt vermuten, dass mit diesem Zeitpunkte unter Sperlettes Leitung der Unterricht in der Philosophie begann, mit welchem derjenige in der Mathematik nach damaligen Begriffen verbunden war. Derselbe wurde nach französischer Weise in einer Klasse erteilt, welche als eine Art Selekta über das eigentliche Gymnasium hinausragte und den Übergang zur Universität mit den dort ausschliesslich zu betreibenden Fakultätsstudien, der Theologie, Jurisprudenz oder Medizin bildete. Wie unklar noch der Begriff, wie unbestimmt das eigentliche Bildungsziel der Anstalt war, kann man daraus ersehen, dass in den französischen Entwürfen für die Bestallungen der ersten Lehrer die Benennung zwischen Académie und Collège schwankt, und dass noch im Jahre 1699 der berühmte Arzt Duncan (vergl. über ihn Haag, La France Protestante IV S. 436 ff.) das Recht erhielt, am französischen Kollegium Vorlesungen über Medizin zu halten. Zunächst war die Anstalt nur auf drei Klassen, jede mit zweijährigem Kursus, oder richtiger auf 6 Klassen, von denen je zwei und zwei unter einem Lehrer standen, angelegt. Der Weg für eine spätere Erweiterung war damit vorgezeichnet. Die Namen der ersten Lehrer, deren Bestallungen gleichfalls vom 1. Dezember 1689 datiert sind, waren: Jean Sperlette de Montguyon[1]) als »Lecteur in der Philosophie und humanioribus«, Philippe Naudé[2]) als »Lecteur in der Mathematic und Régent der 2. Klasse«, Jacques Collin[3]) als Régent der 3. Klasse, ausserdem noch Paul Hedler (blindgeboren; emeritiert 1717, † 1719), als Katechet und Jean Marion[4]) als Schreib- und Rechenlehrer. Die ihnen

---

[1]) Geb. 1661 zu Pont-à-Mousson, † 1725 zu Halle als Professor der Philosophie; er wird als Cartesianer bezeichnet. Seine Hauptwerke sind: Physica nova sive philosophia naturae. Berlin 1694. 4°. Logica et Metaphysica nova ad usum academicae juventutis. Berlin 1696. 4°. Philosophia moralis Christiana et civilis. 1696. 4°.

[2]) Geb. 1654 zu Metz, † 1729 zu Berlin.

[3]) Trat 1696 aus.

[4]) Geb. zu Lyon.

zugeführten Gehälter betrugen der Reihe nach 100—100—80—50 —40 Thlr. Das Gehalt für Hedler, der seine Funktion für die gesamte französische Gemeinde ausübte, scheint später auf die Kasse des französischen Konsistoriums übernommen worden zu sein. Ob die Lehrer freie Wohnung im Schulhause erhielten, ist für die erste Zeit wenigstens nicht ausgemacht; eine darauf bezügliche Klausel ist in den oben erwähnten, französisch gefassten Entwürfen ihrer Bestallungsurkunden geradezu ausgestrichen; in den deutschen Konzepten, welche dann ausgefertigt wurden, fehlt sie völlig. Auch andere Vergünstigungen, wie freies Holz, Befreiung von der Accise und Bierziese wurden den Beamten der Schule erst allmählich zuteil. Übrigens schied Naudé sehr bald, vielleicht ohne sein Amt überhaupt angetreten zu haben, aus demselben wieder aus. In seine Stelle trat durch Ernennung vom 19. Juni 1690 Jean Audouy ein, geb. zu Saumur 1659, ein Schüler des berühmten Tanneguy-Lefebvre, des Vaters der Frau Dacier.[1])

Die bei Gründung der Anstalt erfolgte und auch für die Zukunft in Aussicht gestellte Ernennung der Lehrer unmittelbar durch die weltliche Obrigkeit und die Einsetzung Ancillons zum alleinigen Direktor oder Inspektor des Kollegiums stand mit den Bestimmungen des Discipline des Églises réformées de France Kap. II. Art. 2 und den Beschlüssen verschiedener Synoden, welche den Kirchenvorständen ein gewisses Aufsichtsrecht über die Schulen einräumten, nicht im Einklang. Als daher am 7. Dezember 1689 der Kurfürst eine durch andere Vorgänge veranlasste Eingabe des Konsistoriums dahin beantwortet hatte, dass allerdings die „Disc. Ecclés. des Églises cy-devant de France“ für die französische Kirche Berlins und alle übrigen französischen Kirchen des Landes als Norm gelten sollte, erliess Spanheim am 1. Februar 1690, allem Anscheine nach infolge eines vom Konsistorium gegebenen Anstosses, kraft der vom Kurfürsten ihm übertragenen Vollmachten »et ce tant en vertu du soin particulier, dont j'ay été chargé pour l'Établissement de ce Collége, et de ce qui pourroit y être requis; que d'ailleurs veu la part qu'il luy a plû de me donner par Patentes expresses dans la Direction de ce qui peut regarder en general le bien et le maintien des Privilèges et autres

---

1) Dumont a. a. O. S. 57 ff.

Etablissemens faits ou à faire, en faveur des Colonies Françoises recueillies dans ses Etats«, eine Verordnung, welche dem französischen Konsistorium einen Einfluss auf die Leitung des Gymnasiums zugestand und ihm anheimstellte, drei Geistliche aus seiner Mitte zu ernennen, die gemeinsam mit Ancillon die Oberaufsicht führen sollten. Ihr Auftrag lautete dahin: »qu'ils prissent soin à examiner les Lecteurs et Regens, etablis depuis peu, ou à choisir et établir cy-après, par les Ordres de Son Altesse Electorale, et ce tant à l'égard de leur Piété, Religion et bonne vie, qu'à l'égard de leur capacité pour les fonctions auxquelles ils sont destinés, avec pouvoir de leur faire signer au besoin la Confession de Foy des Eglises de France, et l'observation de la Discipline des dites Eglises, sous la restriction susmentionnée, et portée par le Reglement de Son Altesse Electorale sur ce sujet:[1]) comme aussy d'assister et de presider à l'Examen et aux Promotions, qui se pourroient faire de six en six mois des Ecoliers, qui se trouveront dans les Classes dudit College.«

Die ersten Geistlichen, welche für diesen Zweck vom Konsistorium ausersehen und vom Kurfürsten bestätigt wurden, waren François Bancelin,[2]) Jean Charles[3]) und Jacques L'Enfant.[4]) In der ersten Zeit bis zum Jahre 1703 scheinen sie alljährlich gewechselt zu haben, mindestens neugewählt worden zu sein, was nicht zur Stabilität der Verhältnisse des Gymnasiums beigetragen haben kann. Seit dem Jahre 1695 wurde ihre Zahl durch Zutritt von 2 Anciens, die ebenfalls jährlich vom Konsistorium gewählt wurden, auf 5 erhöht.

Im weiteren Verfolge der oben gedachten Verfügung wird diesen Inspektoren nochmals ausdrücklich eingeschärft, auch diejenigen Lehrer zu prüfen, welche schon durch kurfürstliches Patent angestellt seien, »et ce avant qu'ils entrent en fonction de leur charge«. Da die Verfügung, deren Original im Gymnasialarchiv vorliegt, vom 1. Februar 1690 datiert ist, kann der Unterricht am Kollegium nicht

[1]) Diese Worte beziehen sich auf einen Satz in dem oben erwähnten Erlass vom 7. Dezember 1689, welcher lautet: le tout sans aucun préjudice des cas de punition réservés au magistrat politique ou de ceux dependans spécialement et uniquement de sadite Altesse Electorale leur souverain."

[2]) Geb. zu Metz 1631, † zu Berlin 1703.

[3]) Geb. zu Montauban 1633, † zu Berlin 1693.

[4]) Geb. 1661 zu Bazoche en Beauce, † zu Berlin 1728.

vor Ostern jenes Jahres begonnen haben, obwohl die Gehälter schon seit dem 1. Oktober 1689 gezahlt wurden. Über das Grundstück, auf welchem die Anstalt eröffnet wurde, sind wir nicht unterrichtet; wir wissen nur, dass sie 1695 »in die Nähe des Stralauerthores« verlegt wurde.

Eine nach unseren Begriffen höchst befremdliche Enthüllung bringt eine Verfügung vom 10. August 1691; aus der letzteren geht hervor, dass bis zu jenem Zeitpunkte die Anstalt einer einheitlichen Leitung, eines wirklichen Oberhaupts entbehrte. Mochte man nun geglaubt haben, dass der ohnehin mit Geschäften überhäufte Ancillon sich dieses Amtes mit grösserer Hingebung annehmen würde, oder mochte man in dieser Hinsicht auf die Mitwirkung der geistlichen Inspektoren mehr als zulässig gerechnet haben: kurz, es zeigte sich, obwohl im Eingange der gedachten Verfügung die Entwickelung der Anstalt als eine im allgemeinen günstige bezeichnet wird, dass die getroffenen Massregeln doch nicht ausreichten, um Zucht und Ordnung unter Lehrern und Schülern aufrecht zu erhalten. Kein Wunder, wenn im Mittelpunkte des Schullebens kein Mann stand, der den Vorgängen desselben berufsmässig, innerlich wie äusserlich nahe war. Sperlette wurde daher, unter Beibehaltung seiner bisherigen Stellung, jedoch unter Erhöhung seines Gehaltes auf jährlich 200 Thaler, zum Hauptlehrer (Principal) ernannt, mit der Verpflichtung »de veiller journellement tant sur les Régens que sur les Ecoliers, de voir si les uns et les autres font leur devoir conformement à leurs obligations, et de les y exhorter, et d'en faire rapport au besoin, suivant ce qu'il écherra, au Directeur susdit Ancillon, d'ailleurs de recevoir l'immatriculation des Ecoliers qui se présenteront pour fréquenter ledit College, et ce gratis à l'égard des Réfugiés, assister à l'examen de leur introduction en présence du Régent particulier de leur Classe, ou ils doivent entrer, et en general de veiller au maintien de l'ordre, de la discipline, des bonnes moeurs et de la conduite requise des uns et des autres.«

Auf die Thätigkeit Sperlettes in der ersten Zeit seiner Amtsführung, mindestens auf eine von ihm ausgegangene Anregung, wird die Entstehung des ersten Schulgrundgesetzes zurückzuführen sein, welches für die Anstalt aufgestellt und, wie aus bestimmten Anzeichen zu schliessen ist, um das Jahr 1691 veröffentlicht wurde. Ein Exemplar des Originaldrucks, leider freilich ohne Jahresangabe, liegt

in der hiesigen Königlichen Bibliothek vor; ein Abdruck findet sich bei Küster a. a. O. II S. 992 ff., ein anderer auf S. 150 ff. des vor 100 Jahren verfassten Mémoire historique von Erman, der jedoch S. 131 infolge eines offenbaren Versehens als Druckjahr 1689 angiebt. Dass dies Reglement nicht vor dem Jahre 1691 entstanden sein kann, geht daraus hervor, dass darin nicht nur die drei geistlichen Inspektoren, sondern auch der Gymnasiarcha erwähnt sind, und zwar die einen wie der andere gerade in den Funktionen, welche ihnen durch die auf ihre Ernennung bezüglichen Urkunden aus den Jahren 1690 und 1691 zugewiesen werden. Ebenso wenig aber kann das Statut wohl nach dem Jahre 1691 abgefasst sein, da in einer Sitzung der Inspektoren vom 19. Februar 1695 auf dasselbe als auf ein vor längerer Zeit gedrucktes, nicht mehr in Übung befindliches Bezug genommen wird. Wegen seiner Bedeutung für die Geschichte des Kollegiums und wegen des allgemeinen pädagogischen Interesses, das sich an dieses Schulgrundgesetz knüpft, bringe ich es nachstehend im vollen Wortlaute zum Abdruck.

Disciplina seu Leges Gymnasii Gallici a Serenissimo ac Potentissimo Electore Brandenburgico Friderico III. Berolini fundati et erecti die 12. Oct. anni 1689. Coloniae ad Spream, Typis Ulrici Liebperti Electoral. Brandenb. Typogr.

Morum malorum pestilentes tempori
Elide fibras atque virtutem insere
Tenello ab ungue: ductilis puertiae
Flectenda mens est. Serus illam corriges
Adulta postquam est, inque pravum induruit.
Est lenitas crudelis, Indulgentia
Mentita vultum charitatis: charitas
Severitate, comitate autoritas
Periclitatur: omne fert punctum ille, qui
Comis severè et comiter severus est.

S. Naeranus.

1. Deum Opt. Maximum suprema lege omnes colunto; omniaque literarum studia, sine Religione, vana arbitrantor: omnia bona ab illius benignitate proficisci persuasum habento, illique accepta referunto: gratias pro iis agunto: ejusque opem in omnibus rebus imploranto.

2. Preces et vota pro Sereniesimo Electore Brandenburgico Friderico III. Gymnasii fundatore et benefactore, totaque Serenissima Brandeburgicorum Familia, nec non ejusdem Gymnasii Curatoribus et Promotoribus, singulis diebus fundere recordantor.

3. Et ut tanti beneficii Posteris tradatur memoria, cujuslibet anni primo mensis Julii, Serenissimi Fundatoris nostri Friderici III. nativitatis die, in ejus laudem totiusque augustissimae domus Brandenburgicae à Praeceptore Rhetorices oratio Panegyrica habetor.

Mémoire von Erman die Zurücknahme der betreffenden Verfügung erbat. Erman unterstützte dies Gesuch durch eine von ihm allein unterzeichnete Immediateingabe, in welcher er in rührenden Worten unter Hinweisung auf seine 75 Jahre und unter Beifügung einer Liste der von ihm ausgebildeten Schüler, die sich gegenwärtig in hervorragenden Lebensstellungen befänden, flehte: »Ah, Sire, laissez, retenez sous l'ombre de vos ailes le vieux Principal et son Collège, vos heureux voisins.« Die vorläufige Antwort des Königs vom 15. Mai 1809 war höchst wohlwollend gehalten; sie war in französischer Sprache abgefasst, an Erman persönlich gerichtet und besagte wörtlich:

„J'ai reçu la requête des inspecteurs du collège françois que Vous m'avés présenté en date du 1er de ce mois et qui reclame le privilége de la fondation du dit collège. J'ai deja marqué à la colonie françoise dans ma reponse du 18. fevrier c., que la nouvelle constitution municipale ne sera pas incompatible avec les rélations sociales de son eglise, de ses fondations pieuses et instituts pour les pauvres, et il ne sagit que de rétrancher dans la constitution de la colonie, ce qui ne pourra subsister à venir avec la loi fondamentale que j'ai donné aux villes. J'attends sur ces objets le rapport de mes ministères et c'est alors que je donnerai réponse positive au collège françois sur ses statuts. En attendant Vous pouvés assurer les inspecteurs, que dans chaque forme je saurai conserver le zèle honorable des membres d'un institut, qui d'après le mémoire présenté par ses soins pour le progrès des sciences a opéré avantageusement pour l'interêt de la patrie. Sur ce je prie Dieu qu'il Vous ait en sa sainte et digne garde.

Frideric Guillaume."

Der endgültige Bescheid erging erst unter dem 30. Oktober 1809 aus Königsberg mit der Adresse »An das französische Gymnasium zu Berlin« und hatte folgenden Wortlaut:

„Seine Königliche Majestät von Preussen haben heute über die Verfassung der französischen Kolonie im Allgemeinen diejenigen Bestimmungen festgesetzt, welche der ursprünglichen Verfassung der Kolonie und den neuen Einrichtungen des Staats angemessen sind. Nach diesen Festsetzungen ist das französische Gymnasium gleich allen übrigen Gymnasien in Berlin unter die unmittelbare Aufsicht der Sektion gestellt, welche Seine Majestät für den öffentlichen Unterricht in Allerhöchstdero Staaten angeordnet haben. Seine Majestät machen dies den Vorstehern und Lehrern des französischen Gymnasii auf ihre im May d. J. eingegangene Vorstellung in der festen Überzeugung bekannt, dass sie auch in dieser ihr bisheriges rühmliches Streben befördernden Stellung dem Zwecke ihres Berufs mit gleichem Eifer ferner nachkommen werden.

Friedrich Wilhelm".

Auf diese Verhandlungen folgte am 4. Dezember 1809 die Einsetzung der Wissenschaftlichen Deputationen, welche die Lehrpläne, Methoden und Lehrbücher so wie auch die Unterrichtsergebnisse der Schulen ihrer Prüfung unterziehen sollten; dann am 12. Juli 1810 das »Edikt wegen einzuführender allgemeiner Prüfung der Schulamtskandidaten«. Thatsächlich befreite dies letztere das Cons. ac. nur von einer oft widerwillig getragenen Last, von einer Arbeit, die schon früher nur unvollkommen geleistet werden konnte und der man unter den veränderten Verhältnissen schlechterdings nicht mehr gewachsen war. Der Staat übernahm es, ganz allgemein die Personen zu bezeichnen, die zur Übernahme eines Lehramts geeignet waren; dem Cons. ac. blieb es nach wie vor unbenommen, aus dieser immerhin stattlichen Zahl diejenigen, die ihm besonders behagten, auszuwählen. Dennoch erhob das Cons. ac., gestützt auf Art. 12 und 19 des Statuts von 1703, auch gegen diese Massregel Einwendungen und entzog sich ihrer Durchführung noch auf längere Zeit durch passiven Widerstand.

Im Jahre 1816 wurde die unmittelbare Beziehung der Berliner Gymnasien zur Ministerialbehörde, die von Anfang an nur als eine vorübergehende gegolten hatte, gelöst und mit den übrigen Anstalten der Stadt auch das Collège der neuerdings in Berlin errichteten Regierung und speziell dem mit dem Ober-Präsidium verbundenen Konsistorium der Mark Brandenburg unterstellt, in dem übrigens die Direktoren der Berliner Gymnasien Sitz und Stimme hatten. Aus der letzteren Behörde wurde bekanntlich 1825 das Provinzial-Schulkollegium abgezweigt.

Die prinzipielle Frage wegen der zukünftigen Aufsicht über das Collège und der Vorrechte und Vollmachten des Cons. ac. war mit der Königlichen Ordre vom 30. Oktober 1809 entschieden und damit auch für die weitere Entwickelung der Anstalt die Bahn vorgezeichnet. Wie die französischen Réfugiés von 1685, ohne ihre Abstammung zu verleugnen, ohne vor allen Dingen ihre Glaubensgemeinschaft aufzugeben, dennoch ihrer Sprache nach Deutsche und im Grunde ihres Herzens gute Preussen geworden waren: so sollte auch aus dem nach dem Muster der Akademien zu Saumur und Sedan errichteten Collège français ein Französisches Gymnasium werden das von seinen ehrwürdigen Einrichtungen und von seiner überlieferten Eigenart so viel, als irgend lebensfähig und existenzberechtigt schien, bewahren,

darum aber doch an den Segnungen einer geordneten Staatsverwaltung, an der Gesamtentwickelung des deutschen Geistes, insbesondere auch an den Fortschritten auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens teilhaben sollte. So leicht jedoch dies allgemeine Ziel zu erkennen und in Worte zu fassen war, so schwierig war es im einzelnen festzustellen, wie viel von dem Alten bestehen bleiben, wie weit man zur Zeit mit der Umgestaltung gehen sollte, um so mehr als bei der damaligen Organisation des höheren Schulwesens die Richtung, in welcher die Umwandlung zu erfolgen hatte, durchaus nicht in allen Punkten gleich feststand.

Jede Umwandlung dieser Art, jeder Übergang eines organischen Gebildes in äusserlich veränderte Lebensbedingungen oder in einen innerlich neuen Zustand schliesst für den Bestand desselben eine Gefahr in sich. Um sie vorüberzuführen, bedarf es einer einheitlichen Leitung, die den Gebrauch jedes einzelnen Gliedes kennt und die Art ihres Zusammenwirkens regelt: eines Kopfes, der das gesteckte Ziel fest und unverwandt im Auge hält; eines Fusses, der unbeirrt und unermüdet dem Ziele zuschreitet, und eines Arms endlich, der, wo sich Hindernisse entgegenstellen, sie aus dem Wege zu räumen und durch sorgfältig abgewogene Mittel dem einheitlichen Willen Achtung zu verschaffen weiss.

Der Geeignetste, um unter so schwierigen Verhältnissen die Leitung der Anstalt zu übernehmen, wäre, so weit sich das heut übersehen lässt, Arlaud gewesen. Er war durch 29jährige Amtsthätigkeit mit allen persönlichen und sachlichen Verhältnissen genau vertraut und auch sonst fehlte ihm allem Anscheine nach keine der Eigenschaften, auf die es im Augenblicke ankam. Selbst an seiner Geneigtheit, auf die Absichten der Regierung einzugehen, ist nach dem, was wir über seine Denkweise und seinen Charakter wissen, nicht zu zweifeln. Trotzdem wurde seine im Conseil académique erfolgte Wahl nicht bestätigt und, diesmal mit geflissentlicher Nichtachtung verbriefter Rechte, Palmié zum Direktor eingesetzt. Statt einer Erleichterung, auf welche Arlaud nach zweijähriger provisorischer Führung eines mühe- und verantwortungsvollen Amtes Anspruch hatte, wurde ihm durch die Vereinigung seiner Stelle als Leiter der 2. Klasse mit der früher von Erman verwalteten Professur der Beredsamkeit »in Anerkennung seiner Verdienste« eine Arbeitslast aufgebürdet, der er hätte erliegen müssen (nach seiner Berechnung 42—46 Stunden wöchent-

lich, eine Zahl die thatsächlich auf 31, später auf 16 herabgesetzt wurde). Es macht seinem Charakter sowie demjenigen Palmiés Ehre, dass das Verhältnis zwischen beiden Männern nie auch nur im entferntesten getrübt worden ist.

Der neu ernannte Direktor war nach der Matrikel des Gymnasiums 1767 geboren, etwa in gleichem Alter mit Arlaud stehend, gleich ihm Schüler des Collège, gleich Erman Prediger der französischen Gemeinde. Als Lehrer an der Kriegsschule hatte er sich das Vertrauen und die Achtung seiner Vorgesetzten erworben. Auch in dem Amte, das er nunmehr als drittes übernahm, erwies er sich vom besten Willen beseelt, als einen Mann von reinster Gesinnung und von edelster Gemüts- und Herzensbildung, streng gewissenhaft, bis zur Peinlichkeit, vielleicht etwas umständlich und weitschweifig. In seinem Unterrichte, den er auf anfangs 4, später 8 Stunden wöchentlich einschränkte, bewegte er sich ausschliesslich in dem Kreise der französischen Sprache und Litteratur, den er infolge eines längeren Aufenthalts in Paris und Genf vollständig beherrschte. Seine Lehrweise scheint, nach den Berichten seiner Schüler zu schliessen, mehr auf reife Männer, als auf Jünglinge berechnet, sein Vortrag durch rhetorische Rundung und Glätte der Form, zu Zeiten auch durch Feinheit des Geistes und Wärme der Empfindung mehr als gerade durch Reichtum und Tiefe der Gedanken anziehend gewesen zu sein. Zu der Anstalt, zu deren Leitung er im Jahre 1815 gegen die unglaublich karge Besoldung von 200 Thlr. berufen wurde, hatte Palmié seit seiner Schulzeit keinerlei Beziehungen mehr gehabt. Wenn er trotzdem den Auftrag annahm, so ist zur Rechtfertigung dieses Entschlusses hervorzuheben, dass er sich zu der Stelle, in welche er eintrat, nicht gedrängt hatte, sondern erst einwilligte, als ihm eröffnet wurde, dass nach ihm nur jemand in Frage käme, der der Anstalt noch ferner stand und ihre Eigenart kaum begreifen würde. Dagegen trifft ihn der Vorwurf, dass er sich über die Tragweite der von ihm zu lösenden Aufgabe nicht vorweg in dem Umfange, wie es möglich war, Klarheit verschaffte und, als er sie gewann, sich nicht entschliessen konnte, eines der vorher von ihm bekleideten Ämter aufzugeben; im Gegenteil folgte er, wenn auch zögernd, einer im Jahre 1819 an ihn ergangenen Berufung in das Konsistorium, deren Annahme seine Arbeitslast noch sehr erheblich vermehrte. So verzehrte er seine Kraft durch das rastlose, aber

vergebliche Bemühen, allen Anforderungen zu genügen, die er als ehrlicher Mann an sich zu stellen verpflichtet war.

Um Palmié in seine Amtsgeschäfte einzuführen, wurde ihm auf seinen Antrag eine im Auftrage des Conseil académique von Arlaud verfasste Dienst-Instruktion überreicht. Darauf ging man in dieser Versammlung an einen neuen Versuch, für das schwerste Leiden, an dem das Gymnasium nach wie vor krankte, den Geldmangel, Heilung zu finden.

Die ständigen Einkünfte, welche die Anstalt aus königlichen Kassen bezog, beliefen sich dazumal auf 1895 Thlr. Dazu hatte der König im Jahre 1812 bestimmt, dass die sogenannten »Wartegelder« d. h. Ruhegehälter, welche die früheren Beamten der im Jahre 1809 aufgehobenen französischen Ober-Behörden bezogen, mit dem Tode der Empfangsberechtigten bis zur Höhe von 1000 Thlr. dem Französischen Gymnasium zufallen sollten. Kraft dieser Verfügung war zuerst durch den Tod Ermans eine Erhöhung des Anstaltsetats um 205 Thlr. eingetreten. Auch die Summe von 2100 Thlr. war jedoch bei weitem nicht ausreichend, um 16 Lehrern eine ihren Leistungen angemessene und den Zeitverhältnissen auch nur einigermassen entsprechende Besoldung zu bieten, so dass die Kasse aus ihren Mitteln d. h. vorzugsweise aus den Erträgen des Schulgeldes jährlich über 1500 Thlr. beisteuern musste, was bei der wechselnden Höhe dieser Eingänge immerhin misslich war. Unter Darlegung dieser Verhältnisse wandte man sich im Mai 1816 an den König und an den Staatskanzler Fürsten Hardenberg und erlangte durch die Fürsprache Friedrich Ancillons, eines früheren Schülers und Lehrers der Anstalt, der die Erziehung des Kronprinzen geleitet hatte und jetzt als Königlicher Legationsrat im Conseil académique sass, eine Erhöhung des Etats um 2000 Thlr., also fast eine Verdoppelung der Einkünfte.

Die nachfolgende Tabelle, nach einem von Palmié aufgestellten und schliesslich genehmigten Entwurfe, giebt über die Verteilung dieses Zuschusses und über die vor- und nachher bestehenden Verhältnisse der Lehrer Auskunft.

Etat des appointemens futurs des employés du Collége

Noms des maîtres.	Anciennes leçons.	Ancien salaire.	Emolumens accessoires.	Gratifications pour services passés.	Nouvelles leçons.	Augmentation pour ces nouv. leçons.	Sommes totales.
Palmié	4	200	Logis, bois en nature et argent	400	+ 2	—	600
Erman	4	500	50 thlr. p. logis bois accise	100	+ 2	—	600
Arlaud sen.	31	780	logis bois accise	20	— 15	—	800
Reclam	12	270	logis bois	80	+ 6	150	500
Saunier	12	205	—	75	+ 6	120	400
Challier	12	188	20 thlr. p. logis bois accise	62	+ 6	100	350
Noël	10	140	accise	60	+ 8	100	300
Stolz	21	236	accise	64	+ 1	—	300
Clément	15	166	—	60	+ 3	74	300
Couard	8	140	accise	50	10	110	300
Arlaud jun.	7	122	—	38	+ 11	90	250
Liesen	11	156	—	44	+ 7	50	250
Heinsius	4	100	—	50	+ 2	50	200
Marthe	8	163	bois, accise	37	—	—	200
Jonas	—	—	—	—	6	100	100
Nouveau maître de mathématiques	—	—	—	—	12	400	400
Sarius, bedeau	—	40	bois logis accise	—	—	60	100

Von der Bewilligung der Etatserhöhung war dem Minister Kenntnis gegeben worden. Um zu verhüten, dass der nicht unerhebliche Zuschuss ohne Nutzen für den Staat gezahlt würde, hatte jener das Konsistorium angewiesen, einen seiner Beamten, den Ober-Konsistorialrat Nolte, zu entsenden, der mit dem Direktor und dem Cons. ac. über die notwendigen Verbesserungen in der inneren Organisation der Anstalt beraten sollte. In diesen Verhandlungen wurde vereinbart, dass, um eine Beschränkung des Lehrstoffes auf das Notwendige und eine schärfere Konzentration des Unterrichts zu ermöglichen, die Zahl der Klassen, wie an der Mehrzahl der übrigen Gymnasien, auf 6 beschränkt werden sollte. Namentlich kam infolge dieses Beschlusses die Classe de Philosophie in Wegfall. Da zugleich der Physikunterricht eine Ausdehnung auf die 4 oberen Klassen erfahren sollte, so erklärte sich der frühere Prof. de Philosophie Erman

bereit, diesen zu übernehmen und blieb so vorläufig in Verbindung mit der Anstalt. Auch die Septima wurde offiziell aus der Reihe der Klassen gestrichen; doch machte die Zahl der nunmehr in der Sexta vereinigten Schüler bald eine neue Teilung nötig, die, freilich gegen die Forderung der Behörden, nicht in einander parallele, sondern in zwei aufeinander folgende Cöten vorgenommen wurde, so dass nach nicht gar langer Zeit der Name Septima selbst in den Programmen offiziell wieder auftauchte.

Ebenso wie der Unterricht in der Philosophie wurde auch derjenige in römischen und griechischen Antiquitäten beseitigt, dafür aber in allen Klassen Religionsunterricht, später auch in den drei untersten ein solcher in der Naturbeschreibung eingeführt. Die Stundenzahlen für das Deutsche und das Rechnen wurden erhöht und diese beiden Lehrfächer, für welche bis dahin eine gesonderte Klasseneinteilung bestanden hatte, in die regelrechte Klassenabstufung eingereiht. Dass das Französische nach wie vor besondere Beachtung finden und für die Anstalt im Vordergrunde des Interesses stehen sollte, wurde ausdrücklich festgestellt, und zwar in der Form, dass für die drei obersten Klassen das Französische als Unterrichtssprache dienen, in den drei untersten dagegen die Fertigkeit in dieser Sprache eines der wichtigsten Unterrichtsziele bilden sollte.

Ausserdem hatte das Ministerium noch durch besondere Verfügung die Einführung des Gesangunterrichtes am Gymnasium gefordert. Auf die Vorstellung des Cons. ac., dass hierfür die Geldmittel nicht ausreichten, nahm man jedoch vorläufig davon Abstand. Erst im Jahre 1829 trat er wirklich ins Leben.

Um im übrigen den Direktor mit den Gedanken und Absichten der vorgesetzten Behörden hinsichtlich der Durchführung des neuen Lehrplans bekannt zu machen, wurde Palmié der im Ministerium im Jahre 1816 ausgearbeitete Entwurf eines Normallehrplanes zur Einsicht mitgeteilt, der bekanntlich nicht weiter zur Veröffentlichung kam.[1]) Die nötigen Erläuterungen dazu wurden von dem Ober-Konsistorialrat Nolte gegeben, der sich in dieser Zeit und bis zu seinem im Jahre 1832 erfolgten Tode der Anstalt mit besonderem Interesse annahm und als Dezernent des Konsistoriums um das gesamte höhere Schulwesen Berlins sich hervorragende Verdienste erworben hat.

---

[1]) Wiese, das höhere Schulwesen in Preussen I S. 21 ff.

Das wichtigste Prinzip, das bei dieser Reorganisation des Gymnasiums zur Anerkennung und zur Geltung gelangte, dessen Durchführung freilich Arlaud schon angebahnt hatte, war das Vorherrschen des Fachlehrersystems im Gegensatze zum Klassenlehrersystem. Während Erman noch streng an der Benennung Régent für die angestellten Lehrer festhielt und jedem von ihnen eine Klasse überwies, in welcher er den gesamten oder fast den gesamten Unterricht erteilte, so wurde jene Bezeichnung von jetzt ab aus dem Gebrauche verbannt und statt ihrer die folgenden eingeführt:

1. Hauptlehrer (maîtres en chef oder maîtres principaux). Ihrer waren zur Zeit drei, nämlich, ausser dem Direktor, Erman und Arlaud.
2. Ober-Lehrer (maîtres supérieurs): Reclam und Saunier, zu denen sich bald Challier gesellte.
3. Die übrigen hiessen Unterlehrer (sous-maîtres oder collaborateurs.)

Die meisten dieser Lehrer unterrichteten in mehreren Klassen und jeder in denjenigen Fächern, die seinen wissenschaftlichen Bestrebungen am nächsten lagen.

Mit dieser Durchführung des Fachlehrersystems, so zweckmässig sie im allgemeinen sein mochte, waren doch andererseits auch Missstände verbunden, die am Französischen Gymnasium vielleicht in besonderer Stärke zu Tage traten. Zunächst fehlte für die Klassen, die in den verschiedenen Gegenständen von einer grösseren Anzahl von Lehrern unterrichtet wurden, der einheitliche Mittelpunkt, von dem die erzieherische Leitung hätte ausgehen sollen. Da der Direktor unmöglich für alle Klassen gleichmässig diese sittliche Einwirkung zu ersetzen vermochte, musste die Zucht unter den Schülern leiden. Die Behörden ordneten daher im Jahre 1820 die Einsetzung von Klassenordinarien an, denen die Direktoren besondere Dienstvorschriften zu erteilen hätten. Ferner lag die Gefahr nahe, dass bei der Verteilung auf eine zu grosse Anzahl von Lehrern der Unterricht zerstückt und verzettelt wurde. Auch dieser Fall trat am Französischen Gymnasium ein, wo es vorkam, dass in einer und derselben Klasse bis zu 13 Lehrer unterrichteten und beispielsweise das Lateinische in einer Schüler-Abteilung von 3—4 verschiedenen Fachmännern gelehrt wurde. Das Ministerium, das sich die Lehrpläne der Gymnasien hatte einreichen lassen, schritt durch seine Verfügung vom 7. März

1820 gegen diesen Missbrauch ein; es forderte, dass der deutsche Unterricht in jeder Klasse in einer Hand liegen, der lateinische in den unteren Klassen ebenfalls von einem Lehrer, in den oberen höchstens von zweien erteilt, mit ihm auch nach Möglichkeit der griechische und, wo dies nicht angängig, mindestens der deutsche in einer Hand vereinigt werden sollte. Auch sei es nicht rätlich, um »die Schüler auf eine innige Weise mit den alten Sprachen vertraut zu machen«, in einem Semester mit derselben Klasse »vier, ja fünf Schriftsteller aus den verschiedensten Perioden der lateinischen und griechischen Sprache zu lesen.« Palmié legte dem Conseil académique in einer sehr ausführlichen Denkschrift dar, dass die gegebenen Vorschriften am Gymnasium zum Teil schon beobachtet würden, zum Teil jedoch mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse der Anstalt nicht sofort durchführbar seien, und erlangte auch in der That, dass von den strengen Forderungen des Ministeriums fürs erste einiges nachgelassen wurde.

Auch sonst geschah von Seiten der Behörden alles, um Palmié in der ersten Zeit seiner Amtsführung die schwierige Aufgabe, die ihm zugefallen war, zu erleichtern. Eines besonderen Beweises persönlichen Wohlwollens hatte er sich von Seiten des Königs zu erfreuen, der, als Palmié im Programm des Jahres 1821 über den in einigen Klassen herrschenden bösen Geist Klage geführt und die Wichtigkeit einer strengen Schulzucht betont hatte, ein eigenhändiges Schreiben an ihn richtete, in welchem er seine Zustimmung zu den entwickelten Grundsätzen erklärte und den Direktor ermunterte, auf dem betretenen Wege fortzufahren. Nichts beweist besser als dieser Brief, wie weit die Fürsorge des Monarchen auch für scheinbar geringfügige Einzelheiten innerhalb seiner Interessensphäre ging. Nach einer Abschrift Palmiés lautete dieses Schreiben folgendermassen:

J'ai reçu avec plaisir et lu avec intérêt le programme qui rend compte de l'état actuel du collège françois, qui a toujours mérité et obtenu ma bienveillance particulière. J'y ai vu avec peine qu'il s'y est aussi manifesté un esprit d'indocilité et d'indépendance trop commun aujourd'hui parmi la jeunesse. Il faut redoubler de zèle et de vigilance pour combattre et détruire ces funestes dispositions. J'estime les connaissances et les talens, mais j'estime encore plus les qualités morales qui seules en garantissent l'utilité. L'état a besoin d'hommes instruits, mais bien plus encore d'homme vertueux et qui ayent contracté de bonne heure des habitudes d'ordre et de devoir. Des jeunes gens sourds à la voix de leurs parens et de leurs maîtres le seront aussi à l'autorité de lois et menacent

de devenir des sujets turbulens et de mauvais citoyens. Je vous invite donc à employer tous les moyens qui sont en votre pouvoir pour maintenir dans l'institut confié à vos soins, une discipline mâle, forte et sévère, qui y assure l'obéissance, la première condition des succès de l'éducation. Je l'attens de vos lumières comme de vos principes et de vos sentimens, et je vous charge de faire connoître sur cet objet de la plus haute importance mes intentions royales et paternelles à vos collegues et à vos subordonnés.

Berlin ce 17 avril 1821. Frédéric Guillaume.

Es darf vielleicht als eine Folge dieser Königlichen Mahnung angesehen werden, dass Palmié, wie ein vorhandenes Manuskript beweist, nicht lange nachher daran ging, die lateinischen Schulgesetze aus dem Jahre 1703, die nach altem Brauche noch zu Anfang jedes Semesters vor der Zensur der Klassen verlesen wurden, durch eine neue, zeitgemässere Fassung in deutscher Sprache zu ersetzen. Es scheint jedoch nicht, dass er die Arbeit, zu der ihm schon im Jahre 1817 das Konsistorium eine Anregung gab, zu Ende geführt hat. Eine Genehmigung der Behörden für den von ihm herrührenden Entwurf ist wahrscheinlich nie erbeten worden, jedenfalls nicht ergangen.

Waren die von Palmié herbeigeführten Veränderungen in der inneren Verfassung der Anstalt auch nicht tiefgreifend und nicht überall folgerichtig durchgeführt, so bezeichneten sie doch einen Schritt vorwärts auf dem Wege einer zeitgemässen und wünschenswerten Reform. Auch äusserlich schien die Entwickelung des Gymnasiums einen glücklichen Verlauf zu nehmen. Die Schülerzahl hatte sich seit dem Jahre 1815, wo sie 118 betrug, ganz allmählich gehoben und in den Jahren 1823 und 1824 mit 276 resp. 277 ihren Höhepunkt erreicht. Der Direktor und einige Mitglieder des Cons. ac., die nicht tiefer blickten, hielten diese Ziffern für ein Zeichen des Rufes und der Achtung, deren das Gymnasium sich erfreute; in Wirklichkeit war die gesteigerte Frequenz zunächst das äussere Symptom und wurde bald die wirkende Ursache eines unaufhaltsam hereinbrechenden und immer weiter fortschreitenden Verfalls.

Schon seit dem Jahre 1784, in welchem die Schulgeldzahlung von 4 Thlr. jährlich am Collège eingeführt wurde, war die Zahl der Freistellen, deren Gewährung lediglich von dem Ermessen des Direktors abhing, eine sehr grosse gewesen. Einige Jahre später war der Betrag des Schulgeldes verdoppelt worden, und als im Jahre 1810 eine

weitere Erhöhung der Summe auf 12 Thlr. für die unteren und 16 Thlr. für die oberen Klassen von der Sektion des öffentlichen Unterrichts verfügt wurde, befanden sich unter 179 Schülern des Collège nur 104, die das volle Schulgeld bezahlten, 15 halbfreie und 60 Freischüler. Die Neigung, die Schuldgeldbefreiung zu erbitten, wurde begreiflicherweise immer stärker, als 1817 und 1825 eine weitere Steigerung bis auf 20 Thlr. für Schüler aller Klassen erfolgte, und Palmié war nicht der Mann, um einer in beweglichem Tone vorgetragenen Bitte die Gewährung zu versagen. Dazu kam, dass die Schulgeldbefreiung nicht einfach ausgesprochen oder verweigert wurde, sondern dass es mehrere Zwischenstufen gab, Schüler, die 12, 10, 8 oder 4 Thlr. zahlten, so dass beispielsweise im Jahre 1831 von 257 Schülern nur 116 die volle Summe, 59 ein verschieden ermässigtes, 82 gar kein Schulgeld entrichteten. Der Ruf der Billigkeit, der sich infolge dessen verbreitete, führte dem Gymnasium eine beträchtliche Anzahl von Elementen zu, die für eine höhere Schulbildung überhaupt ungeeignet waren und sich der Schulzucht jedenfalls nur widerwillig fügten.

Doch dies war es nicht allein; Palmié war auch überaus milde darin, Schüler, die von anderen Anstalten mehr oder weniger unfreiwillig abgegangen waren, nicht nur aufzunehmen, sondern, wenn er sie wohl befähigt fand, wohl sogar in eine höhere Klasse zu setzen als der sie vordem angehört hatten. Selbst die Rücksicht auf die Kenntnisse der Betreffenden im Französischen liess er bei solcher Aufnahme ausser Augen, so dass in den oberen Abteilungen nicht selten Schüler sassen, die dem Unterrichte nicht folgen konnten und noch weniger im stande waren, von ihren früher erworbenen Kenntnissen oder den Ergebnissen ihres häuslichen Fleisses Rechenschaft zu geben.

Die nächste Folge war, dass das Französische Gymnasium eine Zufluchtsstatt für träge und sittlich bedenkliche Schüler wurde und mit spöttischer Hinweisung auf seine ursprüngliche Bestimmung im Munde der Berliner den Namen: Collège des Réfugiés erhielt. Die Disziplin, die in Ermans letzten Jahren zurückgegangen, doch durch Arlaud kräftig gehoben worden war, sank jetzt wieder so stark herab, dass Fälle von unentschuldigter Schulversäumnis, von offener Widersetzlichkeit, selbst Diebstahl, Degradierung ganzer Klassen, Entfernung einzelner so wie ganzer Gruppen von Schülern nicht zu den Selten-

heiten gehörten. Die unglücklichen räumlichen Verhältnisse, die Enge der Klassenzimmer und das darin herrschende Halbdunkel, in dem die Schüler, wie Palmié klagte, mehr über als neben einander sassen, trugen das ihrige zur Erhöhung des Übels bei.

Hand in Hand mit dem Sinken von Zucht und Ordnung unter den Schülern gingen auch die Leistungen und die Erfolge des Unterrichts zurück. Der Unfleiss und die Teilnahmlosigkeit der Schüler trug daran die Hauptschuld; doch ist auch andererseits nicht zu verkennen, dass der Direktor in der Mannigfaltigkeit seiner Geschäfte nicht Zeit und Mittel fand, die Durchführung des Lehrplans und die Handhabung der Methode zu überwachen. Stiess er beim Treffen oder beim Durchsetzen seiner Anordnungen an irgend einer Stelle auf Widerstand, so zog er sich scheu zurück; nahm er bei einem der Lehrer Unpünktlichkeit oder mangelnden Pflichteifer wahr, so trug er seine Klagen dem Consilium vor und veranlasste, dass der Beschuldigte dort zur Rede gestellt wurde. Nach dem, was im Cons. ac. darüber verhandelt wurde, muss es fraglich bleiben, ob der Zustand der Anstalt ein dermassen trauriger war, wie die Berichte von gewisser Seite ihn erscheinen lassen wollten. Jedenfalls kam es so weit, dass man von Seiten der Behörden alles Ernstes daran dachte, das Recht zur weiteren Abhaltung von Entlassungs-Prüfungen dem Französischen Gymnasium zu entziehen; es gelang nur dem persönlichen Dazwischentreten Friedrich Ancillons, der damals als Minister des Auswärtigen im Rate des Königs sass und der Anstalt, welcher er seine Bildung verdankte, bis zu seinem Tode treue Anhänglichkeit bewies, diese äusserste Gefahr von ihr abzuwenden.

Schon ehe die Dinge zu solcher Höhe gediehen waren, hatte Palmié die Schwere der Lage erkannt und empfand aufs schmerzlichste die eigene Unfähigkeit, sie zu bessern. Bereits im Jahre 1829 legte er dem Cons. in einem längeren Berichte die Gründe dar, die es ihm, wie er sagte, zur Pflicht machten, sein Amt als Direktor niederzulegen. Trotzdem verblieb er. Im Jahre 1833 kam er mit Rücksicht auf seine körperliche Gebrechlichkeit beim König um seine Enthebung ein, die auch bewilligt wurde; dennoch liess er sich zur Fortführung der Amtsgeschäfte bewegen, als die Verhandlungen, die wegen der Ernennung seines Nachfolgers geführt wurden, sich zerschlugen und man im Cons. ac. dringend um sein Verbleiben bat. Zu Ostern 1837 trat er in den Ruhestand. Die Mitglieder des

Cons. ac., die seine Verhältnisse kannten und Zeugen seines redlichen, wenn auch vergeblichen Ringens gewesen waren, bekundeten ihm den Dank und die Achtung, die sie ihm schuldeten, indem sie ihm bei der gerade eintretenden Vakanz einen Platz in ihrer Mitte anboten. Er liess es sich nicht nehmen, auch in dieser Stellung noch die letzten Kräfte, die Alter und Krankheit ihm liessen, in den Dienst der Anstalt zu stellen, an der er nach wie vor mit inniger Teilnahme hing. Er starb am 3. Juni 1841.

V. Abschnitt.

Die Neugestaltung des Gymnasiums durch Fournier und die Fortführung seines Werks durch Kramer.

Schon der Name des Mannes, der zum Nachfolger Palmiés ausersehen war, verbreitete, als er bekannt wurde, unter den der Zucht und des Gehorsams entwöhnten Schülern heilsamen Schrecken. Es war der des Predigers Auguste Fournier, der, 38 Jahre alt und erst seit 1829 an der Anstalt thätig, dennoch einer der wenigen Lehrer gewesen war, die in den letzten Jahren durch rechten Eifer für den ihnen übertragenen Unterricht die Bildung der Schüler gefördert und durch festes Auftreten, zum Teil auch durch unerbittliche Strenge einige besonders schwer zu zügelnde Klassen im Zaume gehalten hatten. Auch zu den Organisationsfragen, welche schwebten, bezüglich der Klasseneinteilung und der Gestaltung des Lehrplans, hatte er in den vom Direktor angeregten, meist schriftlich geführten Beratungen ein richtiges Urteil bewiesen und mit Entschiedenheit Stellung genommen.

Gleichwohl kam ihm die unmittelbar vorgesetzte Behörde zu Anfang nicht mit dem Vertrauen, auf das er ein Anrecht erworben hatte, entgegen. Im Jahre 1833 bereits, als Palmié die Entbindung von seinem Amte nachgesucht hatte, war er vom Conseil académique für dessen Stelle in Aussicht genommen, jedoch nicht gewählt worden, weil ihm der Dispens von dem Colloquium pro rectoratu, den er mit Rücksicht auf seine geistliche Würde erbat, verweigert

wurde. Jetzt gestand man ihm diese Befreiung zwar zu, doch erfolgte seine Ernennung zum Direktor nur provisorisch auf ein Jahr, »um ihm auf diese Weise Zeit und Gelegenheit zu geben, sowohl seine wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit und seine sonstige Qualification zur Leitung eines Gymnasiums gehörig darzuthun, als auch sich selbst ein näheres Urteil darüber zu bilden, ob und inwieweit die fernere Leitung des Französischen Gymnasiums mit seinen eigenen Wünschen und seinen übrigen Verhältnissen zu vereinigen sein möchte.« Bis zu dieser stark verklausulierten Entscheidung war geraume Zeit vergangen, so dass die Einführung Fourniers erst am 12. Juli erfolgen konnte und das Conseil académique sich genötigt sah, vom 1. April bis dahin die Verwaltung des Direktorats unter eigener Verantwortlichkeit zu führen. In einer Audienz, welche der Minister von Altenstein ihm unmittelbar nach seinem Amtsantritt gewährte, erreichte Fournier, dass ein Wechsel in der Beaufsichtigung der Anstalt eintrat und das Dezernat über dieselbe demjenigen Schulrat übertragen wurde, dem auch die übrigen Berliner Gymnasien unterstellt waren.

Vor allem galt es nun, die erschütterte Disziplin inmitten der Schüler wieder auf festen Boden zu stellen. In eingehenden Beratungen mit den Lehrern vereinbarte der provisorische Direktor die Gesichtspunkte, welche zur Herbeiführung grundsätzlicher Übereinstimmung und eines gemeinsamen Vorgehens ins Auge zu fassen waren. Er selbst ging fast täglich durch alle Klassen, erkundigte sich nach den einzelnen, ermunterte, ermahnte und schritt gegen die Lässigen oder gar Widerspenstigen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ein. Ohne abschreckende Beispiele war hier nicht zu wirken: wie weit die Furcht durchgriff, mag man daraus schliessen, dass von Michaelis 1836—37 nach Abrechnung der Abiturienten 86, im folgenden Schuljahre 82 Schüler die Anstalt verliessen und die Frequenz in den Jahren 1836—39 von 270 auf 187 — 137 — 112 sank.

Das waren nebensächliche Folgen, die nicht ausbleiben konnten. Um aber das Hauptziel, das Fournier sich gesteckt hatte, das einer vollständigen Neugestaltung des Gymnasiums zu erreichen, war es unerlässlich, auch einige Veränderungen im Lehrkörper vorzunehmen. Die provisorische und partielle Vertretung von verstorbenen oder emeritierten Lehrern, welche man aus Sparsamkeitsgründen beliebt hatte, musste ein Ende nehmen; die Zahl von 19 Lehrern, unter die

der Unterricht dermassen verzettelt war, dass keiner mehr eine volle Stelle versah, musste vermindert, auch einige der vorhandenen Lehrkräfte durch neue ersetzt werden. Für die Erreichung dieser Zwecke war aber Geld nötig und im Säckel des Gymnasiums herrschte das Defizit; ein am 19. Juli 1837 an den König gerichtetes Gesuch um Übernahme der zu zahlenden Pensionen und Emeritengelder auf die Staatskasse und um weitere Gewährung eines jährlichen Zuschusses von 300 Thlr. war zunächst unter Hinweisung auf die dem französischen Konsistorium zur Verfügung stehenden Geldmittel abgelehnt worden. Allein am 2. Dezember 1838 traf doch die Genehmigung ein und die für diesen Fall vorgesehenen Massregeln konnten Ostern 1839 zur Ausführung gelangen. Die verdienten Professoren Saunier und Franceson traten in den Ruhestand, die jüngeren Lehrer Kohlheim und Desmarets wurden verabschiedet und die DrDr. Kramer und Foelsing traten neu in das Kollegium ein. Die Zahl der ordentlichen Lehrerstellen wurde auf 8 festgesetzt und jeder Inhaber einer solchen zu 18—20 Stunden wöchentlich und unentgeltlicher Übernahme etwaiger Vertretungen in Fällen von Krankheit, Behinderung oder Vakanzen verpflichtet. Das sogenannte Gnadenjahr, dessen Gewährung oft die endgültige Besetzung der durch Tod erledigten Stellen verhindert hatte, wurde auf $^1/_4$ Jahr herabgesetzt. Ausser einer kleineren Anzahl von Lehrern, deren jeder von älterer Zeit her für ein bestimmtes einzelnes Fach angenommen war, waren noch zwei Stipendiaten in Aussicht genommen, die 2 Jahre lang je 12 Stunden wöchentlich am Gymnasium erteilen und dadurch das Anrecht auf ein Reisestipendium nach Frankreich erwerben sollten. Die festen Lehrerstellen und die dafür ausgeworfenen Gehälter verteilten sich hiernach wie folgt:

Direktor Fournier 1000 Thlr. nebst freier Wohnung.
1. Lehrer: Oberlehrer Dr. Kramer 800 Thlr. nebst freier Wohnung.
2. » : Professor Oberlehrer Dr. Michelet 800 Thlr.
3. » : Oberlehrer Dr. Foelsing 700 Thlr.
4. » : Oberlehrer Dr. Noël 700 Thlr.
5. » : Professor Jeanrenaud 650 Thlr.
6. » : Dr. Mullach 600 Thlr.
7. » : Dr. Liebenow 500 Thlr.
8. » : Dr. Weiland 500 Thlr.

Schreib- und Elementarlehrer La Pierre (unter Wegfall der bisher bezogenen Nebenemolumente) 500 Thlr.

Lehrer der deutschen Sprache Professor Heinsius 350 Thlr.

Lehrer der Physik Professor Erman (5 Stunden) 300 Thlr.

Zeichenlehrer Maresch 200.

Auch am Klassensysteme fand Fournier mancherlei zu ändern, wenn er das Ziel, das er sich bei Übernahme des Direktorats gesteckt hatte, erreichen wollte. Vor allen Dingen zog er die Septima ein, die sich unter seinem Vorgänger stillschweigend wieder eingeschlichen hatte, und brachte dadurch den Lehrplan der Anstalt auch in Übereinstimmung mit dem Normalplane der Regierung vom 24. Oktober 1837, der streng die Beschränkung auf 6 Klassen forderte. Fournier konnte dieser Notwendigkeit um so leichter nachgeben, als die Kenntnisse, welche die Schüler der früheren Septima erworben hatten, nach den Bestimmungen des Normallehrplans für die Aufnahme in die Sexta vorausgesetzt wurden und ebenso gut wie in einer Vorklasse des Gymnasiums auf einer der zahlreichen gehobenen Privatschulen der Stadt (sog. »höheren Knabenschulen«) erworben werden konnten.

Freilich musste mit Rücksicht auf den eigentümlichen Charakter der Anstalt zu den Aufnahme-Bedingungen, welche der Normallehrplan stellte, noch hinzukommen: geläufig französisch Lesen und einige Kenntnis der grammatischen Elemente dieser Sprache. Doch wurde dies auf den meisten der gedachten Schulen thatsächlich ebenfalls geboten. Eine Erleichterung für den Lehrplan der unteren Klassen wurde noch insofern gewonnen, als der vor nicht zu langer Zeit eingeführte Unterricht in den beschreibenden Naturwissenschaften mit Genehmigung der Regierung wieder fortfallen durfte.

Als einen der Hauptgründe, weshalb die Unterrichtserfolge unter Palmié so wenig erfreuliche gewesen waren, hatte Fournier mit richtigem Blick die Vereinigung zweier Jahrgänge auf der Klassenstufe der Tertia erkannt und schon damals sich schriftlich in diesem Sinne ausgesprochen; jetzt bemühte er sich mit aller Kraft, für eine Trennung der Klasse, wie sie auf anderen Gymnasien schon seit geraumer Zeit durchgeführt war, die Mittel zu gewinnen. Die von ihm vorbereitete Massregel trat jedoch erst unter seinem Nachfolger Ostern 1843 in Kraft.

Was endlich die Verbesserung des Unterrichts betrifft, so arbeitete Fournier für alle Fächer einen Grundlehrplan aus, der den Anforde-

rungen des von den Behörden vorgeschriebenen Normalplans und doch zugleich den eigentümlichen Unterrichtsbedürfnissen der Anstalt nach Möglichkeit Rechnung trug. Das Englische, dem bis dahin nur wenige Gymnasien überhaupt eine Stelle eingeräumt hatten, wurde darin als neues Unterrichtsfach für die drei oberen Klassen fakultativ eingeführt. Im übrigen stellte Fournier als obersten Grundsatz auf, dass die klassische Philologie den wesentlichsten Bestandteil der Gelehrtenbildung ausmache und dass durch den Betrieb des Unterrichts in französischer Sprache diesem Hauptzwecke des Gymnasiums nicht Abbruch geschehen, auch die Ausbildung in der Muttersprache unter der Pflege des Französischen nicht leiden dürfe. Um beides zu verhüten, meinte er, dass »in den unteren Klassen nicht alle Lehrobjekte französisch zu behandeln und selbst in den oberen zwar die Wissenschaften, in denen die Thätigkeit des Lehrers dominiert, ausschliesslich französisch zu lehren, dagegen in den alten Sprachen, besonders bei Übersetzung der Dichter, die deutsche Sprache abwechselnd mit der lateinischen und französischen anzuwenden« sei. Dagegen wünschte er, dass in dem philologischen Unterrichte der unteren und mittleren Klassen das Französische so viel als möglich zum Unterrichtsmittel erhoben würde und betrachtete es als einen Übelstand, dass die französisch geschriebenen Lehrbücher der lateinischen und griechischen Sprache, deren man sich früher am Gymnasium bediente, als veraltet hatten abgeschafft und durch deutsche, auf der Höhe der neueren Wissenschaft stehende ersetzt werden müssen. Aus diesem Grunde veranlasste er die Lehrer Dr. Mullach und Dr. Weiland, Lehrbücher des Lateinischen und Griechischen in französischer Sprache für die Zwecke des Gymnasiums zu verfassen, welche längere Jahre hindurch (bis 1860 bezw. 1853) im Gebrauche blieben.

Die Mehrzahl der Massregeln, über welche im Vorstehenden berichtet wurde, waren zu Michaëlis 1839 zu Ende geführt, und mit gerechter Befriedigung konnte der Schöpfer einer neuen Ordnung auf den zweijährigen Zeitraum seines Wirkens zurückblicken. Es war kein eitles Prahlen, noch weniger ein unedler Lockruf, wenn er in dem Programm jenes Jahres und bald nachher auch in den öffentlichen Blättern von einer nunmehr vollendeten vollständigen Reorganisation des Französischen Gymnasiums sprach und das Publikum aufforderte, der Anstalt sein Vertrauen wieder zuzuwenden. Die von

diesem Zeitpunkte an allmählich wieder steigende Frequenz beweist am besten, dass seine Worte der Wahrheit entsprachen und Glauben fanden. Die Behörden bekundeten die Anerkennung, welche sie seinem Wirken zollten, indem sie ohne seinen Antrag nunmehr die Frage an ihn richteten, ob er das Direktorat endgültig übernehmen wollte. Seine definitive Ernennung datiert vom 3. Oktober 1839.

Zu allem, was das Gymnasium Fournier während der nur fünfjährigen Dauer seines Direktorates verdankt, gehört nicht in letzter Linie die Errichtung einer Lehrer- Witwen- und Waisen-Kasse. Der erste Entwurf von seiner Hand stammt aus dem Jahre 1840, die Bestätigung des Statuts erfolgte unter dem 27. Juli 1842. Da die Kasse, abgesehen von einer kleinen Einnahme aus den von den abgehenden Schülern erhobenen Zeugnisgebühren, ausschliesslich auf die Beiträge der Mitglieder angewiesen blieb, hob sich ihr Fonds nur langsam und hat auch heut noch keine ihrem Alter angemessene Höhe erreicht.

Unter thätiger Mitwirkung Fourniers wurde endlich noch die Veränderung, welche mit dem Jahre 1809, mit der Unterordnung der Anstalt unter die Staatsaufsicht begonnen hatte, zu einem formellen Abschlusse gebracht. Schon im Jahre 1817 hatte die Staatsbehörde, unter Hinweisung darauf, dass das Statut vom 14. Mai 1703 durchlöchert und den thatsächlichen Verhältnissen nicht mehr entsprechend sei, das Cons. ac. zur Aufstellung eines neuen Entwurfs für die Regelung seiner Befugnisse aufgefordert. Ein infolge dessen von Palmié neu ausgearbeitetes Statut hatte jedoch die Zustimmung des Konsistoriums nicht gefunden oder wurde mindestens zurückgelegt, bis der mit ihm doch nur in sehr losem Zusammenhange stehende Entwurf zu neuen Schulgesetzen vom Direktor eingereicht sein würde. Eine im Jahre 1834 gegebene neue Anregung hatte ebenso wenig Erfolg, Im Jahre 1839, als gerade eine Anzahl von Stellen neu zur Besetzung kommen sollte, benutzte das Cons. ac. die Gelegenheit, um unter Hinweisung auf die früher gepflogenen Verhandlungen um Erneuerung seines Statuts zu bitten. Unter dem 27. Dezember desselben Jahres sandte das Provinzial-Schulkollegium einen seinerseits aufgestellten und von demjenigen Palmiés wesentlich abweichenden Entwurf, der mit geringen Änderungen die Zustimmung des Cons. ac. fand. Es ist das Reglement für das Cons. ac. des Königlichen Französischen Gymnasiums zu Berlin vom 30. April

1840, bestätigt durch Königliche Kabinetsordre vom 19. Mai desselben Jahres, das noch heute zu Recht besteht und auf welchem die Stellung des Cons. ac. zum Gymnasium einerseits und zum Königlichen Provinzial-Schulkollegium andrerseits beruht. Die wichtigsten Bestimmungen dieses Reglements, soweit sie von allgemeinerem Interesse resp. noch in Kraft sind, mögen hier folgen:

§ 1. Das Französische Gymnasium zu Berlin ist der Aufsicht und Leitung des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums der Provinz Brandenburg nach den bestehenden allgemeinen gesetzlichen Vorschriften als eine aus Staatsfonds gegründete und erhaltene Anstalt unterworfen.

§ 2. Dem Statut vom 14. Mai 1703 entsprechend besteht jedoch unter dem Namen Consilium academicum eine Zwischenbehörde fort, welche als Organ des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums bei der Beaufsichtigung und Verwaltung des Gymnasiums mitwirkt.

§ 3. Das Cons. ac. besteht aus 5 Mitgliedern, und zwar 3 Inspektoren dem Direktor und dem Rendanteu der Anstalt. Die 3 Inspektoren müssen Mitglieder der französichen Gemeinde, und zwar einer ein Prediger der französischen Kirche, ein anderer womöglich ein Rechtsverständiger sein.

§ 4. Die 3 Inspektoren bekleiden ihr Amt nur auf 6 Jahre (das Provinzial-Schulkollegium hatte vorgeschlagen: auf Lebenszeit) können jedoch nach Ablauf dieses Zeitraums wieder gewählt werden. Bei der Erledigung der Stelle eines Inspektors schlägt das Consilium nach vorgängiger Vernehmung mit dem Konsistorium der französischen Gemeinde der vorgesetzten Behörde drei geeignete Personen vor, unter welchen diese den Inspektor wählt.

§ 5. Die Verfassung des Consilii ist kollegialisch; ein Mitglied versieht die Stelle des Vorsitzenden (Modérateur) und eins die Stelle des Sekretärs. Den Vorsitz führen abwechselnd die 3 Inspektoren und der Rendant, jeder von ihnen nimmt der Reihe nach auf 3 nach einander folgende Monate den Vorsitz ein. Der Direktor des Gymnasiums versieht die Geschäfte des Sekretärs, führt das Protokoll in den Sitzungen und besorgt mit Hülfe des Rendanten die Korrespondenz und die ausgeführten Beschlüsse. (Nach dem jetzt herrschenden Gebrauche ist der Direktor zugleich der ständige Vorsitzende).

§ 6. Zur Fassung eines endgültigen Beschlusses müssen mindestens 3 Mitglieder anwesend sein. Die Beschlüsse werden bei eintretender Verschiedenheit der Ansichten durch Stimmenmehrheit gefasst. Bei Gleichheit der Stimmen entscheidet die des Vorsitzenden.

§ 7. Über die Verhandlungen ist in den Sitzungen ein Protokoll zu führen und von sämtlichen anwesenden Mitgliedern zu unterzeichnen etc.

§ 12. Die Mitglieder des Consilii haben das Recht, zu jeder Zeit die Klassen des Gymnasiums zu besuchen und ihre Bemerkungen über die Erteilung des Unterrichts, die Handhabung der Schulzucht und die ganze amtliche Thätigkeit der Lehrer dem Direktor in den Sitzungen mitzuteilen.

Dieser berichtet in allen den Unterricht und die Schulzucht betreffenden Angelegenheiten unmittelbar an das Königl. Prov.-Schulkollegium etc.

§ 13. Das Consilium wohnt den öffentlichen Prüfungen bei, wird dazu vom Direktor besonders eingeladen und teilt demselben sein Urteil darüber mit.

§ 14. Zur Verteilung der jährlichen etatsmässigen Prämien werden die Subjecte vom Direktor dem Consilio mittelst eines motivierten Berichts oder eines mündlichen Vortrages in der Sitzung vorgeschlagen . . . Desgleichen bewilligt das Consilium auf den motivierten Vorschlag des Direktors alljährlich das Oelrichssche Stipendium und die Monodschen Preise.

§ 15. Zur Besetzung der Stelle des Direktors und der Lehrerstellen, so wie der Stelle des Rendanten und Pedellen bringt das Consilium dem Königl. Prov. - Schulkollegium unter Darlegung eines vollständigen Nachweises ihrer Befähigung geeignete Subjecte in Vorschlag.

Die Bestallungen werden den Angestellten von ihm ausgehändigt, auch letztere von ihm vereidigt.

§ 16. Bei Verwaltung des Vermögens und der Einkünfte und Ausgaben des Gymnasiums muss der von den Königlichen Ministerien approbierte Etat zu Grunde gelegt werden. Das Consilium assignirt alle unbestimmten, nicht auf Contracten oder feststehenden Verpflichtungen beruhenden Zahlungen innerhalb der durch den Etat festgesetzten Beträge, ist jedoch nicht befugt, extraordinäre Ausgaben zu leisten, Ersparungen zu Mehrausgaben bei anderen Etats-Titeln zu verwenden, die einzelnen Etats-Titel bei der Ausgabe zu überschreiten, und muss über die Verrechnung der Mehr-Einnahme, Mehr-Ausgabe und Etats-Ausfälle die Genehmigung einholen.

§ 17. Ferner bedarf es dieser Genehmigung:

a) bei der Aufnahme und Einziehung von Kapitalien, sowie bei dem Ausleihen von Kapitalien.
b) bei etwaiger Erwerbung von Grundstücken;
c) bei Führung von Prozessen als Kläger und Verklagte;
d) beim Abschluss von Vergleichen über streitige Gerechtsame und Befugnisse oder zur Erledigung zweifelhafter Verpflichtungen.
e) zur Annahme von Schenkungen und Vermächtnissen;
f) wegen Bewilligung von Erlassen, Ermässigungen von Schulgeld, sofern dergleichen Bewilligungen über die durch den Etat festgesetzten Grenzen hinausgehen sollen; oder wegen Niederschlagung von Schulgeld;
g) wegen Bewilligung von Pensionen, Unterstützungen, Gratifikationen und Remunerationen an Lehrer und Beamte, und
h) zum Abschluss von Kontrakten, welchen Gegenstand sie auch betreffen mögen.

§ 18. Was die Ausführung von Bauten und die Instanderhaltung, Ergänzung und Erneuerung der Utensilien und des Lehrapparats anbelangt, so ordnet das Consilium unter Zuziehung des Königlichen Bau-Inspektors, insoweit es dabei einer technischen Revision bedarf, alle Reparaturen und Instandsetzungen bis zum Kostenbetrage von 20 Thlr. an, die Ausgabe darf jedoch nicht eher geleistet werden, bis die Rechnung von dem Bau-Beamten festgesetzt und bescheinigt ist.

Bei grösseren Reparaturen und Anschaffungen ist zur Genehmigung zu berichten und muss bei Gegenständen über 50 Thlr. ein vom Bau-Beamten ge-

fertigter Anschlag, dessen Anfertigung das Königliche Provinzial-Schulkollegium veranlasst, zum Grunde gelegt werden.

§ 21. Der Rendant verwaltet die Kasse nach den bestehenden allgemeinen gesetzlichen Vorschriften und den ihm durch das Consilium zugehenden besondern Instruktionen, Anweisungen und Anordnungen des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums und hat das Consilium dahin zu sehen, dass diesen Bestimmungen gehörig nachgekommen werde.

Der Rendant entwirft auf die ihm deshalb zugehende Aufforderung den jedesmaligen Etat der Kasse und legt denselben dem Consilio vor, durch welches derselbe an die vorgesetzte Behörde nach vorgängiger Prüfung und Beistimmung eingereicht wird.

Auch auf das Äussere und minder Wichtige, die Erweiterung und Vervollkommnung der Schulräume, die Beschaffung neuer Subsellien etc. war die Aufmerksamkeit Fourniers gerichtet und die Achtung vor der Vielseitigkeit und Intensität seines Wirkens muss um so mehr steigen, wenn man erwägt, dass seine Amtsführung sich auf den kurzen Zeitraum von 5 Jahren beschränkt. Durch Cabinets-Ordre vom 27. Mai 1842 wurde Fournier als Vertreter der französisch-reformierten Gemeinden der Provinz Brandenburg an Palmiés Stelle in das Konsistorium berufen und hielt es mit Rücksicht auf die Natur dieser Stellung und die Vermehrung der Geschäfte, welche sie brachte, nicht für zulässig, das Amt als Direktor des Gymnasiums länger zu behalten. Der Entschluss, es niederzulegen, wurde ihm durch die Überzeugung erleichtert, dass nicht nur das Bestehen, sondern das Fortblühen der Anstalt durch seine Bemühungen gesichert und für ihn ein Nachfolger gefunden sei, der das begonnene Werk in seinem Geiste fortführen würde. Nachdem er schon am 1. Juli in das Konsistorium getreten war, legte er zum Oktober 1842 das Schulscepter nieder, blieb jedoch auf den ausdrücklichen Wunsch des Ministers Eichhorn als Mitglied des Conseil académique und Ephorus noch in genauer Fühlung mit den Zuständen des Gymnasiums. Auch behielt er bis in sein hohes Alter die Erteilung des Religionsunterrichts in den oberen Klassen bei.

Diese Lehrstunden in der Prima und Secunda, welche er erst Ostern 1866 aufgab, waren, wie seine Schüler wohl fühlten, seine Freude und seine Erholung; mehr vielleicht als die Beschäftigungen seines geistlichen Amtes erhielten sie ihn frisch, weil sie ihm Gelegenheit boten, neben der Kraft seiner religiösen Überzeugung, neben der hohen Regsamkeit seines Geistes und der Fülle seiner allgemeinen

Bildung auch sein ungewöhnliches Lehrtalent zu entfalten. Unerschütterlich fest in seinem eignen dogmatischen Standpunkte bis zum Glauben an eine Verkörperung des Bösen, war er doch weder ein Fanatiker noch ein Zelot, sondern liess auch anders geartete Meinungen gelten und zog gerade dadurch die reiferen Schüler allmählich zu der Höhe seiner religiösen Überzeugungen heran. Gern trat er mit ihnen in Erörterung sittlicher Probleme ein und suchte Gewissensbedenken oder bescheiden gemachte Einwendungen zu beseitigen. Mit liebevollem Eingehen auf die persönlichen Interessen sowie auf die geistige Eigenart jedes einzelnen verband er eine schon in seiner äusseren Erscheinung sich spiegelnde Hoheit und Würde, welche ihm die Herzen der Jugend gewann, und es giebt unter seinen ehemaligen Schülern sicherlich wenige, die nicht sein Andenken im Herzen rein bewahrt hätten, hoch erhaben über allem unedlen Thun und über dem Schmutze niedriger Verleumdung.

Er starb im Jahre 1874, nachdem er im Jahre 1868 auch auf seine Stellung als Mitglied des Conseil académique verzichtet hatte.

Zum Direktor des Gymnasiums an Fourniers Stelle wurde der älteste Lehrer Kramer, dem in Anerkennung seiner »beifallswerten Leistungen als Lehrer und Schriftsteller« am 2. September 1839 der Professortitel verliehen worden war, vom Conseil académique vorgeschlagen und durch Königliche Ernennung vom 12. Oktober 1842 bestätigt.

Gustav Kramer[1]) war am 1. April 1806 als Sohn eines Medizinalrats, der schon 2 Jahre später starb, geboren. Seine Mutter, aus einer französischen Protestantenfamilie stammend, leitete seine Erziehung bis zum Jahre 1823, wo er nach bestandener Reifeprüfung die Universität Berlin bezog, um klassische Philologie zu studieren und in dem Hause seines Schwagers, des Begründers der wissenschaftlichen Erdkunde, Prof. Dr. Karl Ritter, Aufnahme fand. Zu Michaelis 1825 ging er auf ein Jahr nach Bonn, wo er zu Niebuhr in nähere Beziehungen trat. Der Verkehr mit diesem gab ihm die Anregung zur Abfassung seiner Erstlings-Schrift: Elogium Perizonii, mit welcher er einen Preis errang und bald nachher den Doktorgrad

---

[1]) Die Angaben der hier folgenden biographischen Skizze sind grösstenteils geschöpft aus einem von P. Kramer verfassten und in dem Biographischen Jahrbuch für Altertumskunde (Berlin S. Calvary & Co.) 1889 erschienenen Nekrolog.

erwarb. Nach bestandenem Staatsexamen (1828) leistete er am grauen Kloster sein Probejahr ab und blieb bis zum Jahre 1830 gleichzeitig als Mitglied des Böckhschen Seminars an dieser Anstalt thätig. Im folgenden Jahre unternahm er mit einem 17jährigen Zöglinge, dessen Erziehung er bis dahin im Ritterschen Hause geleitet hatte, mit dem Sohne des Banquiers von Bethmann-Hollweg in Frankfurt a. M. eine Reise zu dessen weiterer Ausbildung und verweilte fast 1 1/2 Jahre mit ihm in Genf. Von der Entschädigung, welche ihm für diese erzieherische Thätigkeit und für das Aufgeben seiner Stellung am grauen Kloster gezahlt wurde, bestritt er die Kosten einer Studienreise, welche er im Jahre 1833 unternahm und welche ihn mit dem klassischen Boden Italiens und Griechenlands durch eigene Anschauung bekannt machte. Neben der Beschäftigung mit archäologischen Studien, mit der älteren und neueren Kunst, mit geographischen Fragen widmete er seine Zeit in Rom auch der Durchforschung der Handschriften, besonders Strabos. Nach fast dreijähriger Abwesenheit kehrte er nach Berlin zurück und übernahm zunächst provisorisch zu Ostern 1837 eine Lehrerstelle am Köllnischen Gymnasium, welche ihm im folgenden Jahre endgültig übertragen wurde. In dieser Zeit erschien auch, als erste Frucht seiner italienischen Reise, die Schrift: »Über den Styl und die Herkunft der bemalten griechischen Thongefässe«, nicht lange nachher eine andere, »Der Fuciner See«.

Unmittelbar nach seiner Berufung an das Französische Gymnasium, welche ihm das mit der ersten Lehrerstelle verbundene erhöhte Gehalt eintrug, führte er die Nichte seines Schwagers Ritter als Gattin heim. Während seines Direktorats, in den Jahren 1844 bis 52, veröffentlichte er seine Ausgabe der Geographica des Strabo, für welche Vorarbeiten schon in den Gymnasial-Programmen 1840 und 1843 erschienen waren.

Die Leitung des Französischen Gymnasiums behielt er nicht so lange wie es im Interesse der Anstalt und vielleicht in seinen eigenen Wünschen gelegen hätte. Im Jahre 1853 wurde er an Stelle des 2 Jahre vorher verstorbenen H. A. Niemeyer zur obersten Leitung der gesamten Francke'schen Stiftungen in Halle a. S. berufen. Auch in dieser neuen Stellung überwand er die in der Natur der Sache liegenden und im Anfange durch besondere Umstände noch vermehrten Schwierigkeiten und rechtfertigte in vollem Umfange das ihm be-

wiesene Vertrauen. Nachdem er schon vorher (1861) seine »Beiträge zur Geschichte A. H. Franckes« hatte erscheinen lassen, gab er aus Anlass der 200jährigen Geburtstagsfeier Franckes am 22. März 1863 die Festschrift »Die Stiftungen A. H. Franckes in Halle« heraus, in welcher die wichtigsten Abschnitte aus seiner Feder stammten. In den Jahren 1875 und 1876 folgten noch zwei andere Vorarbeiten in derselben Richtung, die 1880 und 1882 in dem zweibändigen Werke »August Hermann Francke, ein Lebensbild« ihren würdigen Abschluss fanden.

Mit seinem Schulamte und seiner litterarischen Thätigkeit, aus deren Erzeugnissen namentlich noch die Biographie Karl Ritters (1864 ff.) hervorzuheben ist, verband Kramer in Halle, wie übrigens schon vorher in Berlin, die Stellung als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission; ausserdem bekleidete er eine ausserordentliche Professur in der theologischen Fakultät der Universität Halle mit der Verpflichtung, pädagogische Vorlesungen zu halten und das pädagogische Seminar zu leiten. Zu Michaelis 1878, nach 26jähriger Führung, legte er die Verwaltung der Franckeschen Stiftungen und gleichzeitig auch die akademische Lehrthätigkeit nieder, während er den Vorsitz in der wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission noch bis 1884 behielt. Am 31. Juli 1888 wurde er aus diesem Leben abgerufen, nachdem ihm seine Gattin schon 11 Jahre früher im Tode vorausgegangen war.

Der Geist, in welchem Kramer seine Aufgabe als Jugendbildner und als Leiter einer höheren Lehranstalt auffasste, leuchtet schon aus der Rede hervor, mit welcher er das Direktorat des Französischen Gymnasiums am 12. November 1842 antrat. Nachdem er in herzlichen Worten der Verdienste seines Vorgängers gedacht hatte, bezeichnete er als Endzweck des Unterrichts, als das Ziel seines Strebens »non seulement de transmettre aux jeunes âmes un certain nombre de connaissances plus ou moins restreint, d'en exercer telle ou telle faculté, tel ou tel talent, mais de les former d'après l'image de Dieu, de féconder et de développer tous les germes divins et immortels qui s'y trouvent, malgré la corruption de leur état naturel, de les nourrir et de les fortifier en les initiant dans tout ce que l'humanité possède de plus sublime et de plus beau.« Die Verantwortung, welche er übernahm, empfand er als eine grosse, »aujourd'hui surtout, qu'il devient de jour en jour plus difficile de marcher d'un

commun accord vers un but idéal, que les idées dominantes du siècle ont plutôt la tendance de séparer ce qui était lié, que de lier ce qui est séparé . . . . . ; surtout aujourd'hui, qu'on travaille de tant de côtés à ébranler les bases sur lesquelles repose la vie sociale et, avec elle, la vie de l'individu, qu'il est d'une nécessité bien plus urgente que jamais auparavant d'établir dans les âmes de la jeunesse un fondement qui puisse résister aux attaques des opinions du jour.« In dem Rufe aber, der an ihn erging, hatte er die Stimme seines Heilandes zu erkennen geglaubt, der auch zu ihm wie einst zu Petrus sprach: Weide meine Lämmer, und er durfte der Stimme folgen, »ayant la ferme conviction que celui qui m'a donné cette vocation ne me refusera point le puissant secours promis á tous ceux qui le cherchent avec ardeur.«

Seine fromme Zuversicht sollte nicht zu schanden werden. Indem er in der Führung seines Amtes in allem Wesentlichen auf den Bahnen seines Vorgängers wandelte, gelang es ihm, nicht bloss äusserlich die Anstalt zu Ansehen und hoher Blüte zu führen, sondern auch in einer Zeit schwerer Verirrungen auf kirchlichem und staatlichem Gebiete die Gesinnungen wahrer Frömmigkeit und echter Vaterlandsliebe in den Herzen seiner Schüler zu wecken und lebendig zu erhalten.

Von Massregeln zur Verbesserung des Unterrichts, die unter Kramers Direktorat zur Ausführung kamen, ist die Teilung der Tertia, die übrigens erst Ostern 1845 für alle Fächer durchgeführt wurde, schon oben erwähnt.

Um die Überfüllung der Klassen zu vermeiden, die bei den Unterrichtsverhältnissen des Französischen Gymnasiums besonders nachteilig wirkte, stellte er mit Zustimmung der Behörden den Grundsatz auf, dass die Schülerzahl in keiner Klasse mehr als 40 bis höchstens 45 betragen und, wo diese Ziffer erreicht wäre, die Abweisung weiterer Meldungen erfolgen sollte.

Seit den ersten Jahren seiner Amtsthätigkeit führte Kramer die Abhaltung sogenannter »Actus« ein, welche ein bis zweimal im Jahre stattfanden und bei denen Schüler der verschiedenen Klassen vor ihren in der Aula versammelten Lehrern und Mitschülern teils Gedichte in verschiedenen Sprachen, teils auch von ihnen selbst verfasste deutsche oder französische Reden hersagten. Später unter Lhardy gesellten sich Gesangübungen hinzu.

Eine Königliche Kabinetsordre vom 6. Juni 1842 hatte die Einführung gymnastischer Übungen an allen Gymnasien, höheren Stadtschulen und Lehrer-Seminarien der Monarchie befohlen. Am Französischen Gymnasium konnte dieser Unterricht erst im Sommer 1845 aufgenommen werden. Da für die Erwerbung eines eigenen Turnplatzes keine Mittel vorhanden waren, blieb die Anstalt auf die Mitbenutzung der in der Hasenhaide belegenen Turnanstalt des Friedrichs-Wilhelms-Gymnasiums gegen eine zu zahlende Entschädigung angewiesen. Um die Kosten zu decken, wurde von den Schülern, auch von den Nichtturnenden, sofern sie nicht vom Schulgelde überhaupt befreit waren, ein Zuschlag zu dem letzteren von 1 Thlr. jährlich erhoben. Aus den vorhandenen Berichten geht hervor, dass in den ersten Jahren teils wegen der entfernten Lage des Turnplatzes und der Notwendigkeit, die Übungen im Winter auszusetzen, teils auch weil die meisten Eltern den Nutzen der Einrichtung nicht begriffen, die Beteiligung der Schüler und der gesamte Unterrichtserfolg nur wenig zufriedenstellend war.

Auch der Gesangunterricht wollte unter der Leitung des Schreib- und Elementarlehrers La Pierre, dem er anfangs übertragen worden war, nicht recht gedeihen. Kramer trug Sorge dafür, dass wenigstens der Gesang der oberen Klassen seit dem Jahre 1851 von einem Fachmann, dem Musikdirektor Commer, geleitet und dass für denselben im folgenden Jahre ein Flügel zum Preise von 400 Thlr. beschafft wurde.

Mit der steigenden Frequenz der Anstalt traten auch die alten Klagen über die Mängel der Schulräume wieder hervor. Im Jahre 1848 gelang es, den Übelständen wenigstens einigermassen abzuhelfen, indem auf einen Teil des alten Gebäudes auf Rechnung der Schulkasse ein zweiter Stock aufgesetzt wurde. Man gewann dadurch 3 geräumige, helle Klassenzimmer und sah sich in der Lage, die im Erdgeschoss belegenen dunklen und ungesunden Räume bis auf weiteres ausser Gebrauch zu setzen.

Der innere wie äussere Zustand der Anstalt wurde im Auftrage des Ministers im Februar 1850 durch den Geheimen Ober-Regierungsrat Dr. Kortüm einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Das Ergebnis war ein so günstiges, dass der Minister dem Direktor und den Lehrern seine besondere Anerkennung und Zufriedenheit deswegen aussprach.

In den von Kramer herausgegebenen Programmen fliessen zuerst auch die Nachrichten über die Personalverhältnisse der Lehrer etwas reichlicher. Wir sind daher in der Lage, über den Lebensgang der Männer, welche unter Kramer aus dem Lehramte schieden, einige Angaben hier einzufügen.

Am 15. Oktober 1839 starb Dr. Johann Friedrich Wilhelm Liebenow, geb. 1808, Sohn eines Kaufmanns, im April 1821 in die IV. des Französischen Gymnasiums aufgenommen und Michaelis 1827 mit dem Zeugnisse der Reife entlassen. Michaelis 1833 trat er als Lehrer am Französischen Gymnasium ein. Im Jahre 1838 wurde er von der Universität Leipzig zum Doktor promoviert auf Grund einer Dissertation, von welcher er einen Teil im Programm desselben Jahres unter dem Titel De belli servilis causis et origine drucken liess. Unmittelbar vor seinem Tode war ihm bei der Reorganisation der Anstalt die 7. Lehrerstelle übertragen worden.

Am 8. Juli 1846 ertrank beim Baden in der Ostsee unweit Colberg Prof. Dr. Johann Heinrich Foelsing, am 18. Februar 1812 geboren; seine Bildung hatte er auf dem Joachimsthalschen Gymnasium empfangen. Neben seinem Hauptstudium, der Mathematik, beschäftigte er sich eifrig mit Französisch und Englisch. Im Frühjahr 1836 erwarb er den Doktorgrad in Berlin durch Verteidigung einer Dissertation de integralibus definitis. Gleichzeitig begann er seine pädagogische Laufbahn am Cöllnischen Gymnasium, wurde nach $^1/_2$ Jahre an das Werdersche, Ostern 1838 wieder zurück an das Cöllnische Gymnasium und Michaelis 1839 in die dritte Lehrerstelle des Französischen Gymnasiums berufen. Kramer hielt ihm selbst die Gedächtnisrede und sprach mit grosser Wärme von den Eigenschaften seines Geistes und Herzens wie von seinen Erfolgen als Lehrer. Foelsing verfasste ein seiner Zeit sehr verbreitetes Lehrbuch der englischen Sprache (1840), das in stark veränderter Gestalt noch heute im Gebrauch ist; ferner ein Rechenbuch für die preussischen Gymnasien und Bürgerschulen (2 Teile 1844 f.) Für das Programm des Jahres 1841 schrieb er: Mémoire sur la substitution d'une variable définie.

Seinen mathematisch-physikalischen Unterricht am Französischen Gymnasium übernahm Dr. Ferdinand Joachimsthal, welcher Fœlsing schon im Winter 1844/45 während einer Studienreise nach Paris vertreten hatte. Er hatte seine Laufbahn als Lehrer am Joachims-

thalschen Gymnasium begonnen, trat dann an die Königliche Realschule über und habilitierte sich als Privatdozent an der Universität. Auch als Lehrer am Französischen Gymnasium bewährte er den ihm vorausgehenden Ruf hervorragender Tüchtigkeit und erhielt im Oktober 1853 eine ordentliche Professur in Halle. Von ihm rührt u. a. ein Lehrbuch her: Cours de géométrie élémentaire à l'usage des élèves du Collège Royal Français, das als wissenschaftliche Beilage zum Programm 1852 erschien und bis Ostern 1887, wo die Auflage vergriffen war, im Gebrauche verblieb.

Am 18. Oktober 1848 erlag einem Leberleiden Dr. Karl August Ferdinand Weiland, geb. 1811 zu Berlin, Schüler des Französischen Gymnasiums und seit 1835 an demselben als Lehrer beschäftigt. Er verfasste das Programm des Jahres 1845 C. Marii VII cos. vita und eine oben erwähnte griechische Schulgrammatik für die Zwecke des Gymnasiums.

Jean-Louis Saunier, geb. in Hamburg 1773, trat 1809 als Unterlehrer am Gymnasium ein und wurde 1815 zum Oberlehrer befördert; in demselben Jahre wurde ihm auch eine Stelle als Prediger der französischen Kirche übertragen. Am Gymnasium unterrichtete er vorzugsweise in Geschichte und Geographie, erhielt 1827 den Professortitel und trat bei der Reorganisation 1839 in den Ruhestand. Er starb am 12. Februar 1849.

Wenige Monate später, am 18. Mai, starb Prof. Dr. Theodor Heinsius, 78 Jahre alt. Er war im Jahre 1805 als Lehrer des Deutschen in den oberen Klassen für das Gymnasium gewonnen worden und hatte 42 Jahre lang (bis Michaelis 1847) neben seinem Amte am grauen Kloster diesem Unterrichte vorgestanden.

Zu Michaelis 1850 trat der Prof. Dr. Charles-Louis Michelet gegen Belassung eines Gehalts-Anteils von 300 Thlr. von seinem Schulamte zurück, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Studien und der akademischen Lehrthätigkeit zu widmen. Er ist am 4. Dezember 1801 als Sohn eines Kaufmanns geboren, besuchte von 1813—1819 das Französische Gymnasium, studierte Jura in Berlin und bestand Michaelis 1822 das Auskultator-Examen. Hiernach wandte er sich philologischen und philosophischen Studien zu und wurde 1824 von der philosophischen Fakultät der Berliner Universität zum Doktor promoviert. Einige Jahre später habilitierte er sich als Privatdozent und wurde

1829 zum ausserordentlichen Professor ernannt. Am Französischen Gymnasium war er 1825 als Lehrer eingetreten.

Nach beträchtlich längerer Wirksamkeit schied im folgenden Jahre der Prof. Dr. David-Guillaume Noël aus dem Amte, in dessen Ausübung er in den letzten Jahren schon durch ein Augenleiden und durch zunehmende Schwäche des Gehörs gehemmt worden war. Er war geboren am 13. November 1785 und am Collège 1805 als Lehrer eingetreten. Den Doktortitel erwarb er 1825, zum Professor wurde er 1839 ernannt. Neben seiner Thätigkeit am Gymnasium verwaltete er auch eine Stelle am Königlichen Kadetten-Corps.

VII. Abschnitt.

Vom Amtsantritte Lhardys bis auf die neueste Zeit.

Es war eins der Zeichen einer aufsteigenden Entwickelung, welche das Französische Gymnasium unter der Verwaltung Fourniers und Kramers genommen hatte, dass, während es früher oft schwierig gewesen war, auch nur eine geeignete Persönlichkeit für die Direktorstelle zu finden, auf die Nachricht von Kramers bevorstehendem Ausscheiden eine grössere Anzahl von Bewerbern sich meldete. Die Wahl des Consiliums fiel unter diesen auf den bisherigen ersten Oberlehrer der Anstalt, Professor Dr. Henri-Benoît Lhardy, als den einzigen, der die Verhältnisse des Gymnasiums genau kannte und dem dasselbe in seiner Eigenart lieb und wert geworden war. Um ihm die Führung mancher Geschäfte zu erleichtern, für welche er, wie man richtig sah, nach seiner Eigentümlichkeit und Neigung sich weniger eignete, traf man ein Abkommen, wonach einer der Lehrer eine verfügbare geräumige Wohnung im Gymnasialgebäude gegen die verhältnismässig niedrige Mietsentschädigung von 100 Thlr. erhalten und dafür die Verpflichtung übernehmen sollte, dem Direktor durch Ordnung resp. Übernahme der Vertretung eines Lehrers im Falle der Behinderung durch Krankheit etc., bei Abhaltung der Prüfungen, Zensurverteilungen und ähnlichen Akten an die Hand zu gehen. Man beging hierbei den Missgriff, für diese nichts weniger als mechanische Thätigkeit einen

Lehrer auszuersehen, der zwar durch seine Energie, seine Gewandtheit und seine persönliche Anhänglichkeit an Lhardy als seinen früheren Lehrer dafür wohl geeignet schien, der jedoch erst seit einem Jahre am Französischen Gymnasium fest angestellt war und in einer der untersten Lehrerstellen sich befand.

Die Aufsichtsbehörde bestätigte die Wahl Lhardys nicht ohne Rückhalt, sondern erklärte sich nur damit einverstanden, dass ihm die Führung der Direktoratsgeschäfte zunächst provisorisch übertragen würde; doch erfolgte seine definitive Ernennung am 3. Mai 1854. Am 19. Juni wurde er durch den Provinzialschulrat Dr. Kiessling dem Lehrerkollegium präsentiert und am 24. desselben Monats durch den Konsistorialrat Fournier vor versammelter Schule feierlich in sein Amt eingeführt.

Direktor Lhardy[1]) war am 19. Februar 1810 zu Neuchâtel in der Schweiz geboren, wo sein Vater das Uhrmachergewerbe betrieb. Auf dem Gymnasium seiner Heimatstadt gebildet, trat er dem Wunsche seiner Eltern gemäss 1828 in das aus einer Stiftung David Purys dort neu errichtete theologische Kollegium ein. Seine eigene Neigung indessen zog ihn zum philologischen Studium, wie es in Deutschland betrieben wurde, hin. Schon nach wenigen Monaten siedelte er nach Stuttgart über und trat in die Prima des dortigen Gymnasiums ein, wo Klaiber sein Direktor und Gustav Schwab sein Lehrer wurde. Nach abgelegtem Abiturienten-Examen ging er 1829 nach Berlin und hörte die Vorlesungen von Böckh, Lachmann, Raumer und Ritter, daneben auch von Hegel und Schleiermacher. Im Hause Friedrich Ancillons, der selbst längere Zeit in der Schweiz gelebt hatte und seit 1831 die Verwaltung von Neuenburg leitete, fand er gleich vielen seiner Landsleute gastliche Aufnahme und wohlwollende Förderung. 1832 trat er in das philologische Seminar ein und wandte sich mit Vorliebe den attischen Rednern zu. Nach Einreichung einer Dissertation de Demade oratore Atheniensi wurde er 1834 zum Doktor promoviert und setzte, nachdem er kurze Zeit darauf das Examen pro fac. bestanden, seine schon 4 Jahre vorher begonnene Lehrthätigkeit am Cauerschen Pädagogium in Charlottenburg fort, auf Grund deren ihm später das Probejahr durch

[1]) Auch hier sind die Daten in der Hauptsache einem in dem Biographischen Jahrbuch für Altertumskunde erschienenen Nekrologe entnommen.

ministerielle Verfügung erlassen wurde. Im Jahre 1835 trat er als Adjunkt am Joachimsthalschen Gymnasium ein, wo ihm sein ernstes wissenschaftliches Streben und die Lauterkeit seines Gemütes unter den Amtsgenossen Freunde erwarb und er unter der Leitung August Meinekes sein durch frühzeitige Übung geschultes Lehrtalent zur vollen Reife entwickelte. Nach kaum dreijähriger Thätigkeit an dieser Anstalt wurde er zum Oberlehrer befördert und schloss noch in demselben Jahre mit der Tochter eines altberlinischen Hauses, Pauline Beust, eine Ehe, aus welcher ihm ein der innersten Stimmung seines Gemüts entsprechendes Familienglück erwuchs.

Bald nach Ablegung des Examens hatte sich Lhardy für eine Lehrerstelle am Französischen Gymnasium gemeldet und war als ein hervorragend geeigneter Bewerber erkannt und auf eine später eintretende Vacanz vertröstet worden. Nach der Ernennung Kramers zum Direktor wurde er für die dritte Oberlehrerstelle der Anstalt vorgeschlagen und trat Michaelis 1842 in dieselbe ein. In den Programmen der Jahre 1844 und 1846 veröffentlichte er seine Untersuchungen über den Dialekt des Herodot, denen im Jahre 1852 seine in der Hauptschen Sammlung erschienene Ausgabe dieses Schriftstellers, 1856 der 2. Band folgte.

Lhardy war eine schwer zugängliche, fast spröde Natur. Wie seine Handschrift steif und ungelenkig war, so gingen ihm die Worte auch nur mühsam und zögernd von den Lippen; aber was er sprach und schrieb, trug das Gepräge lauterster Wahrheit und kam aus treuem, edlem Herzen. Er war kein Asket und nahm an den bescheidenen Freuden des Lebens, zu denen sich die Gelegenheit ihm bot, sogar mit sichtlichem Behagen teil; aber den rechten Lebensgenuss fand er doch nur in seinem Studierzimmer, wenn die Welt der Griechen, in der er vorzugsweise heimisch war, ihn umgab, oder wenn er im Konzertsaale oder in seiner Behausung den klassischen Meisterwerken eines Beethoven, Mozart, eines Bach oder Händel lauschen konnte.

Die Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche alle, die Lhardy näher kannten, so hoch an ihm schätzten, bewährte er auch in dem Amte, in das er mit dem Jahre 1853 eingetreten war, in vollem Masse. Für die Jugend, zu deren Bildner er berufen war, hatte er im Grunde seines Herzens, die wärmste Teilnahme und, mochten auch einzelne sich von ihm verkannt glauben, im grossen

Ganzen doch ein zutreffendes Verständnis; durch die Reinheit seines Gemüts, die Geradheit und Biederkeit seines Charakters übte er auf alle seine Schüler eine sittlich veredelnde Wirkung aus.

Sein reges künstlerisches Interesse und das feine ästhetische Empfinden, das ihn auszeichnete und seine der Erklärung der griechischen Schriftsteller und des Horaz gewidmeten Lehrstunden zu so anziehenden machte, bekundete sich nicht minder auch in der Förderung, welche er dem am Gymnasium noch immer vernachlässigten Gesangunterrichte zuteil werden liess. Hier war er unermüdlich, dem Lehrer in Bezug auf die Auswahl der Stücke und die Art ihrer Ausführung mit seinem Urteil und seinem Rate beizustehen. Auch ausserhalb der jährlich stattfindenden Schüler-Actus liess er von Zeit zu Zeit kleine Musik-Aufführungen veranstalten, denen er beiwohnte und die ihm einen Massstab für die Fortschritte der Gesangklasse gewährten. Den gleichen oder verwandten Interessen diente er, indem er den Primanern die Aufführung griechischer und römischer Dramen in der Ursprache alljährlich zu Weihnachten ermöglichte und, so weit es seine Zeit und Kraft erlaubte, auch an der Einstudierung dieser Stücke sich beteiligte. Von diesen szenischen Darstellungen, welche nicht selten über das mittlere Mass von Schülerleistungen hinausragten, wird namentlich diejenige des Philoktet am 9. Februar 1861 der älteren Generation, die in ihr mitwirkte oder ihr beiwohnte, in unauslöschlicher Erinnerung sein.

Von Verbesserungen des Klassensystems, die unter Lhardy ins Leben traten, ist die zu Michaelis 1861 erfolgte Teilung der Secunda in zwei aufsteigende Cöten mit je einjährigem Kurse zu erwähnen Obwohl der gemeinsame Unterricht von 4 auf einander folgenden Generationen ja stets Schwierigkeiten und nicht zu beseitigende Nachtheile hat, so war das Bedürfnis einer Teilung doch nicht so stark hervorgetreten, so lange die Anstalt in den oberen Klassen nur schwach besucht und die Berechtigung für den Einjährigen-Dienst an die Absolvierung des Obertertia-Pensums geknüpft war. Als jedoch durch die Militär-Ersatz-Instruktion vom 9. Dezember 1858 diese Anforderung erhöht und die Bedingung eines mindestens halbjährigen Besuches der Secunda gestellt wurde, füllte sich diese Klasse allmählich mit Schülern, welche dem Unterricht zum Teil nur mit Widerstreben folgten und ihre Blicke bereits auf das jenseit der

Schule liegende Ziel des praktischen Lebens richteten. Es konnte nicht ausbleiben, dass ihre Anteillosigkeit und die Schwierigkeit, sie in Zucht zu halten, oft genug die Fortschritte ihrer weiter vorwärtsstrebenden oder besser gesitteten Klassengenossen hemmten. Die Teilung der Secunda schwächte die Wirkung dieses Übels ab, ohne es — wie man zu seinem Schaden nicht nur am Französischen Gymnasium erfuhr — vollends zu beseitigen. Dasselbe etwa kann von einer zweiten Massregel gelten, welche in Bezug auf das Klassensystem getroffen wurde und welche mit stillschweigender Zustimmung der vorgesetzten Behörden unter Lhardy zur Durchführung kam.

Die Lösung der Aufgabe, welche dem Unterrichte in den untersten Klassen des Französischen Gymnasiums erwuchs, war eine verhältnismässig einfache gewesen, so lange die Schüler, welche in die Sexta eintraten, eine Kenntnis des Französischen als ihrer alleinigen oder einer zweiten Muttersprache mitbrachten, so lange mithin im Unterrichtsgebrauche diese Sprache schlechthin die Rolle übernehmen konnte, welche an anderen Gymnasien das Deutsche versah. Die Schwierigkeit der Lehraufgabe wuchs jedoch in dem Masse, wie diese Vorbedingung nicht mehr zutraf und neben der ihr Recht mehr und mehr fordernden Muttersprache und neben dem nach altem Herkommen aus der Sexta nicht zu verbannenden Latein auch für das Französische als Unterrichtsfach ein Raum gewonnen werden musste. Die hieraus sich ergebende Überlastung der Schüler mit Unterrichtsstoff hatte schon früher unter Erman zu einer Teilung der Klasse und auch unter Palmié wieder zur Errichtung einer Septima geführt.

Seitdem nun die Lehrpläne von 1837 und 1856 in Übereinstimmung mit den Bestimmungen vom Jahre 1816 die Einschränkung der Klassenzahl auf sechs immer wieder mit Nachdruck gefordert und eingeschärft hatten, machte sich die im Pensum der Sexta liegende Schwierigkeit von neuem fühlbar. Um sie zu überwinden, griff man zu dem Mittel, den Lehrgang dieser Klasse in zwei halbjährige Kurse zu zerlegen, in der Weise, dass aus dem unteren in den oberen Cötus eine förmliche Versetzung stattfand. Eine partielle Teilung dieser Art war schon 1850 unter Kramer für das Französische vorgenommen worden, im Jahre 1862 wurde sie auch für das Lateinische und Rechnen und dann für die übrigen Fächer durchgeführt. Da jedoch ein nicht geringer Bruchteil der Sextaner das Versetzungsziel

in der vorgeschriebenen Zeit von je $^1/_2$ Jahre nicht erreichte, näherte sich die getroffene Einrichtung einer thatsächlichen Verlängerung des Sexta-Kursus auf $1^1/_2$ bis 2 Jahre.

Nachgrade machte die Teilung zweier Klassen eine Vermehrung der Lehrkräfte nötig. Um nicht zu viele Lehrstunden mit Hilfskräften besetzen zu müssen, schritt man, nachdem schon eine neunte vorhergegangen war, zur Errichtung einer zehnten ordentlichen Lehrerstelle und fügte im Jahre 1865 nach längeren Verhandlungen mit dem Provinzial-Schulkollegium für den Unterricht in bestimmten Fächern noch eine Elementarlehrerstelle hinzu, welche dem seit April 1857 am Gymnasium beschäftigten Lehrer Busse übertragen wurde. Da bei der hohen Frequenzziffer und infolge einer vorgenommenen Erhöhung auf 26 Thlr. jährlich die Schulgeldeinnahme wuchs und auch in anderer Hinsicht die Lage der Kasse eine günstige war, so konnten die Kosten für die Dotierung dieser Lehrerstellen aus den Mitteln der Anstalt bestritten und doch noch die Gehälter der übrigen Lehrer so weit aufgebessert werden, dass sie wenigstens die Höhe der Sätze erreichten, welche an der sonst am schlechtesten dotierten Berliner Anstalt gezahlt wurden.

Als Lhardy an die Spitze des Französischen Gymnasiums trat, stand er in der vollen Kraft seiner Jahre. Allein ein organisches Leiden, das ihn seit seinem jugendlichen Alter quälte und ihm nur zu oft die Freude am Dasein verkümmerte, hemmte ihn vielfach auch in der Freiheit körperlicher Bewegung und in der Ausübung seiner amtlichen Thätigkeit. Fast alljährlich musste er in Verlängerung der grossen Ferien um einen Urlaub von 2—3 Wochen einkommen, um sich durch einen Aufenthalt in Wildbad oder in Gastein neu zu kräftigen. Im Jahre 1868 stieg die Krankheit zu solcher Höhe, dass der Arzt sich genötigt glaubte, vollständigen Verzicht auf jede Art amtlicher Thätigkeit zu fordern. Ein demzufolge unter dem 9. März eingereichtes Pensionierungsgesuch wurde genehmigt und Lhardy trat zu Michaelis jenes Jahres in den Ruhestand. Die folgenden Jahre verlebte er in Berlin, vielfach von heftigen Schmerzen heimgesucht, aber in geistiger Frische und regen Anteil nehmend an allem, was seine Familie, seine Freunde und das Gymnasium betraf. Er verschied am 16. Februar 1885.

Unter den Lehrern, welche während der Amtsführung Lhardys

aus ihren Funktionen am Gymnasium schieden, nimmt unstreitig Ploetz eine hervorragende Stelle ein.

Karl Julius Ploetz[1]) war geboren am 8. Juli 1819 zu Berlin. Sein Vater, der Wachtmeister bei einem Garde-Regimente war, schickte ihn zunächst auf die Garnisonschule und seit 1833 auf das Alumnat des Joachimsthalschen Gymnasium, das er 1839 mit dem Zeugnisse der Reife verliess. Am meisten hatte ihn dort das Studium der Geschichte angezogen, dem er auf der Universität auch oblag. Allein ein unruhiger Drang trieb ihn fort zu anderen Studien, in neue Verhältnisse. Mit 10 Thlr. in der Tasche machte er sich 1840 zu Fusse auf den Weg nach Paris. Dort lebte er in der ersten Zeit vom Stundengeben und Zeitungskorrespondenzen; später wurde er Hauslehrer und gab sich mit der ihm eigenen Energie dem Studium der lebendigen Sprache hin. Im Jahre 1844 nach Berlin zurückgekehrt, übernahm er auch hier eine Hauslehrerstelle und setzte seine Universitätsstudien fort, denen seine Doktorpromotion 1845 zu Halle auf Grund einer Dissertation de primo bello Mithridatico den Abschluss gab. Ein Jahr später bestand er das Examen pro fac. und wurde zum Probejahr am Französischen Gymnasium zugelassen. Nach Beendigung desselben folgte er einem Rufe als Collaborator an der höheren Bürgerschule und Lehrer des Französischen am Catharineum zu Lübeck. Dort blieb er 4 Jahre, während deren er einen eigenen Hausstand gründete und sich mit Ausarbeitung der bekanntesten unter seinen Lehrbüchern für den französischen Unterricht beschäftigte.

Schon im Jahre 1847 hatte er sein Vocabulaire systématique, nachdem es an 6 andern Stellen abgewiesen, bei Herbig in Berlin erscheinen lassen. Dem folgte 1848 das Elementarbuch der französischen Sprache, 1849 die Schulgrammatik und das Petit vocabulaire français, 1851 die Chrestomathie française, alles Bücher, die für ihre Zeit mustergültig waren und den Unterricht auf eine höhere Stufe hoben, weil sie die Kenntnis eines idiomatischen Französisch verbreiteten. Zu Ostern des folgenden Jahres nahm Ploetz obwohl er sich damit im Gehalte verschlechterte, die neunte ordentliche Lehrerstelle am

---

[1]) Ein Abriss seines Lebens ist, von seinem Jugendfreunde G. von Loeper verfasst, in Berlin bei Herbig 1881 erschienen; ihm sind die nachstehenden biographischen Angaben zum Teil entnommen. Die Beziehungen Ploetz' zum Französischen Gymnasium sind darin ohne Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse und deshalb in einem falschen Lichte dargestellt.

Französischen Gymnasium an und bezog im Herbste 1853 gegen eine Mietsentschädigung von nur 100 Thlr. jene Amtswohnung im Schulgebäude, für deren Nutzniessung er die Vertretung des Direktors in einem Teile seiner Geschäfte übernahm. Um das Missverhältnis zwischen der ihm hierdurch erwachsenden Amtsthätigkeit und seiner Stellung im Lehrerkollegium auszugleichen, vor allem aber auch in Anerkennung der von ihm geleisteten hervorragenden Dienste wurde er 1856 unter Übergehung seiner älteren Amtsgenossen in die erste Oberlehrerstelle mit dem Titel Professor eingesetzt. Im Oktober 1857 wurde er zum Zwecke einer Reise, die ihn nach Paris, Rom, Athen und dann nochmals zurück nach Paris führte, auf ein volles Jahr beurlaubt.

Bald nach seiner Rückkehr unter dem 21. Februar 1859 stellte Ploetz, der in der Zwischenzeit ein eigenes Grundstück in Charlottenburg erworben hatte, wegen der ihm zugewiesenen Dienstwohnung Forderungen, die nicht eben massvoll zu nennen waren und vom Provinzial-Schulkollegium abgelehnt wurden. Die demnächst von ihm erbetene Erlaubnis, seinen Wohnsitz nach Charlottenburg verlegen zu dürfen, wurde mit Rücksicht auf die bestehenden Bestimmungen und seine spezielle Stellung zur Anstalt laut ministerieller Entscheidung vom 17. September verweigert.

Während diese Verhandlungen spielten und Ploetz durch dieselben gereizt und verbittert war, geriet er als Vertreter des Direktors in loco wegen eines an sich geringfügigen Anlasses in Zwiespalt mit Fournier, der, wie alljährlich in dieser Zeit, mit der Vertretung Lhardys den Behörden gegenüber beauftragt war. Es handelte sich um den Ausfall des Unterrichts an einem heissen Juni-Nachmittage, den Ploetz verweigert und Fournier eine Stunde nach dessen Weggange gewährt hatte. Obwohl der letztere einen Irrtum, sogar eine Übereilung seinerseits zugestand und Ploetz vor Lehrern und Schülern Ehrenerklärungen gab, beruhigte sich dieser hierbei nicht, sondern verlangte die ausdrückliche Anerkennung seines Rechts. Als ihm diese von Seiten der vorgesetzten Behörden zwar mit klaren Worten zuteil wurde, jedoch nicht in der von ihm vorgeschriebenen Form und nur mit dem Zusatze, dass Fournier sein Recht gar nicht habe antasten wollen und dass er auch seinerseits die dem letzteren gebührende Rücksicht der Pietät nicht ausser acht lassen solle,

reichte Ploetz am 10. Oktober sein Entlassungsgesuch für den Ostertermin 1860 ein, das unter dem 30. November genehmigt wurde.

Dem Gymnasium, welchem er nicht nur durch seinen litterarischen Ruf und seine Kenntnis der französischen Sprache, sondern auch als Lehrer der Geschichte durch seinen glänzenden Vortrag und seine geschickte Lehrweise, durch seine eigene geistige Regsamkeit und die nach allen Seiten von ihm ausgehende Anregung und Belebung ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, erwuchs durch Ploetz Weggang ein schwerer, unersetzlicher Verlust. Vergebens bemühte sich das Consilium acad. und Fournier in Person, durch einen neuen Sühnversuch Ploetz zum Bleiben zu bewegen: er stand auf seinem Schein; es litt ihn nicht länger in einer Stellung, in welcher sein starrer Rechtsbegriff nicht uneingeschränkt gelten und, wie er es ansah, selbst der Freiheit seiner Bewegung eine Schranke gesetzt werden sollte. Nur drei Jahre noch blieb er in Charlottenburg, dann ging er nach der Schweiz, von da nach dem südlichen Frankreich. Vom Jahre 1864 an nahm er, abwechselnd mit Reisen nach Deutschland, seinen Wohnsitz für den Winter in Paris, für die Sommermonate in Margate auf der Insel Thanet, unablässig mit der Verbesserung seiner älteren Lehrbücher und mit der Ausarbeitung neuer Leitfäden für den Unterricht in der lateinischen Grammatik, der Geschichte, so wie mit dem Studium der englischen Sprache beschäftigt. Er starb am 6. Februar 1881 zu Görlitz an den Folgen eines Schlaganfalles, der ihn 2 Jahre vorher in Wiesbaden ereilt hatte.

Für die übrigen Lehrer, deren hier zu gedenken ist, beobachten wir die Folge der Zeit in der sie aus dem Amte oder aus dem Leben schieden. Der erste in der Reihe ist Prof. Dr. Friedrich Wilhelm August Mullach, der zu Michaelis 1853 seine Lehrerstelle aufgab, um ganz seinen wissenschaftlichen Studien zu leben. Er war im Jahre 1807 geboren, hatte sein Probejahr am Köllnischen Realgymnasium abgeleistet, war dann Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen und Hilfslehrer am grauen Kloster geworden. Zu Ostern 1834 war er am Französischen Gymnasium eingetreten und wurde durch Patent vom 31. Dezember 1845 zum Professor ernannt. In den Programmen der Jahre 1835, 1842 und 1853 veröffentlichte er Abhandlungen über Demokritos und Empedokles. In seiner späteren akademischen Laufbahn hat er sich durch seine Grammatik der griechischen Vulgarsprache (Berlin, Dümmler 1856) und durch seine

Ausgabe der Fragmenta Philosophorum Graecorum (3 Bände 1860—1881, Paris) bekannt gemacht. Er verschied am 8. Juni 1882.

Am 2. Januar 1854 starb im Alter von 59 Jahren Frédéric La Pierre, gebürtig aus Schwedt a/O., seit 1821 am Gymnasium als Schreib- und Rechenlehrer, später auch als Gesanglehrer thätig.

Am 8. Juni des nämlichen Jahres starb als erster Oberlehrer Prof. Dr. Henri Jeanrenaud. Er war im Jahre 1794 in Neuchâtel geboren, hatte zuerst Philologie, dann seit 1814 in Tübingen Medizin studiert und gehörte seit 33 Jahren dem Gymnasium, gleichzeitig auch dem Königlichen Kadetten-Corps als Lehrer an.

Zu Michaelis 1854 trat der Dr. Friedrich Wilhelm Rudolf Kuntze, geb. 1820 zu Berlin, aus dem Lehrerkollegium aus, um an die Realschule zu Görlitz überzugehen. Als ehemaliger Schüler des Gymnasiums (bis 1841) hatte er sein Probejahr Michaelis 1845—46 an demselben abgemacht; im Jahre 1853 nach seiner Rückkehr von einem Aufenthalte in Frankreich und England war ihm die erste Stipendiatenstelle übertragen worden.

Dr. Sigismund Schweitzer, seit 1842 am Französischen Gymnasium als Hilfslehrer thätig, seit 1847 fest angestellt, war der Verfasser eines für die Zwecke des Gymnasiums bestimmten Lehrbuches der Geographie und hatte besonders in diesem Fache und in der Geschichte Unterricht erteilt, auch seit 1846 den Turnunterricht geleitet. Daneben hatte er im Jahre 1848 in der Neuen Grünstrasse in Berlin eine Handelsschule errichtet, welche unter seiner Leitung zu so hoher Blüte gelangte, dass er im Jahre 1856 es für angemessen hielt, unter Verzichtleistung auf seine Stellung am Gymnasium seine Kraft ganz diesem Institute zu widmen, zu dessen Direktor er gleichzeitig ernannt wurde. Im Programm 1849 veröffentlichte er eine Abhandlung »Les ordres militaires et religieux du moyen âge.«

Gleichfalls zu Michaelis 1856 legte Dr. Karl Immanuel Gerhardt, geb. 1816 zu Herzberg bei Torgau, nachdem er 3 Jahre vorher an Joachimthals Stelle als Lehrer der Mathematik eingetreten war und während eines Jahres das Königliche Stipendium für eine Reise nach Frankreich genossen hatte, sein Amt nieder, um einem Rufe an das Gymnasium zu Eisleben zu folgen, an welchem er seit 1876 als Direktor wirkt. Schon vor seiner Berufung nach Berlin, während einer 14jährigen Thätigkeit am Gymnasium zu Salzwedel, hatte er als Herausgeber der mathematischen Werke des Leibniz (Berlin und

Halle 1849 ff.) seinen wissenschaftlichen Ruf begründet. Im Programm des Jahres 1856 erschienen von ihm: Etudes historiques sur l'arithmétique de position.

An seine Stelle trat Dr. Franz Woepcke, geb. 1826 zu Dessau, Schüler des Herzoglichen Gymnasiums dieser Stadt und 1843 am Friedrich-Werderschen Gymnasium zu Berlin pro maturitate geprüft. Von 1843—49 studierte er in Berlin und Bonn Mathematik und orientalische Sprachen und ging 1850 nach Paris, um sich dort 5 Jahre lang seinen Studien über die Geschichte der Mathematik bei den Völkern des Orients zu widmen. Nach Berlin zurückgekehrt, bestand er Anfang 1856 das Examen pro fac. doc. und war seit Ostern als Lehrer der Mathematik am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium beschäftigt. Dem Französischen Gymnasium gehörte er nur bis Ostern 1858 an; zu dieser Zeit ging er nach Italien, um wieder ganz seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen zu leben.

Er wurde ersetzt durch Dr. Clebsch, zugleich Privatdozent an der Berliner Universität, der indessen schon nach $^1/_2$ Jahre einem Rufe als Professor an das Polytechnikum in Carlsruhe folgte.

Nach 12jähriger Wirksamkeit am Gymnasium ging zu Michaelis 1857 Charles de la Harpe, nachdem er im Jahre vorher zum Professor ernannt worden war, in seine Vaterstadt Lausanne zurück. Er hatte vorzugsweise in der Prima den Unterricht in der französischen Sprache und Litteratur erteilt.

Am 26. Januar 1863 erlag der ordentliche Lehrer Dr. Theodor Beccard einem langwierigen Brustleiden. Er hatte im Jahre 1852 sein Probejahr am Gymnasium begonnen und war seit dem 1. April 1855 an demselben fest angestellt gewesen.

Zu Ostern 1867 legte der Elementarlehrer Ferdinand Busse die 2 Jahre vorher ihm endgültig übertragene Stelle nieder, um die Leitung einer höheren Mädchenschule zu übernehmen. Seit Ostern 1857 hatte er den Rechenunterricht in den unteren Klassen, später auch den Schreib- und Turnunterricht erteilt.

Zu Michaelis 1867 trat Dr. Rudolf Dahms aus der letzten ordentlichen Lehrerstelle, welche er seit 1863 inne gehabt hatte, aus, um an das Sophiengymnasium überzugehen. Er war geboren am 25. Februar 1839 zu Fehrbellin, besuchte das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin und studierte daselbst und in Bonn Theologie und Philologie. Zum Doktor wurde er 1860 promoviert und stand 1 Jahr später die Lehramtsprüfung. Nachdem er sein Probe-

jahr in Landsberg a. d. Warthe beendigt hatte, kehrte er nach Berlin zürück, wurde Mitglied des pädagogischen Seminars und zu Michaelis 1862, zunächst als Stipendiat, am Französischen Gymnasium angestellt. Das Programm des Jahres 1866 enthält von ihm: Studia Demosthenica.

Albert Julius Schnatter, welchem nach der Verabschiedung Lhardys die Leitung des Gymnasiums übertragen wurde, war am 5. Februar 1826 als Sohn eines Postbeamten geboren. Die Mutter, welche aus einer zur französischen Kolonie gehörigen Familie stammte, verlor er frühzeitig und erhielt seine erste Jugendbildung in der Ecole de charité der französischen Gemeinde. Am 22. April 1840 wurde er in das Französische Gymnasium aufgenommen und verliess es Michaelis 1846 mit dem Zeugnisse der Reife. Mit dem Entschlusse, Theologie zu studieren, war er 3 Jahre zuvor in das Séminaire eingetreten; er führte diese Absicht auch aus, bestand die erste Prüfung für das geistliche Amt; daneben jedoch wandte er sich dem philologischen Studium zu und trat nach erfolgter Doktorpromotion und nach Ablegung des Examens pro fac. doc. zu Ostern 1853 als Probekandidat an dem Gymnasium, dessen Schüler er gewesen war, ein. Nachdem er zunächst eine Stipendiatenstelle verwaltet hatte, wurde er am 1. April 1855 fest angestellt und unter dem 24. August 1859 zum Oberlehrer befördert.

Obwohl er bei dem Ausscheiden Lhardys erst die 4. Oberlehrerstelle inne hatte, wurde er dennoch vom Conseil académique auf Beschluss vom 11. September 1868 einstimmig für die vorläufige Verwaltung und spätere endgültige Übernahme des Direktorats vorgeschlagen. Am 14. Dezember bestand er das Colloquium pro rectoratu. Durch Königliche Bestallung vom 11. Januar 1869 wurde er zum Direktor ernannt und am darauf folgenden 10. Februar durch den Schulrat Gottschick in dies Amt eingeführt.

Das Beispiel Schnatters könnte als ein Beleg gelten für die mehrfach aufgestellte Behauptung, dass Unterrichten eine Kunst sei, für die man zwar dem Jünger einige praktische Winke geben, ihn handwerksmässig anleiten, die er aber in der Hauptsache auch ohne dies erlernen könne.

Schon als Sekundaner und Primaner hatte Schnatter Schülern der unteren Klassen Unterricht erteilt mit so günstigem Erfolge, dass

seine früheren Lehrer seinen Entschluss, sich dem Lehramte zu widmen, und seinen nachmaligen Eintritt in das Kollegium mit Freuden begrüssten. Auch in seinem späteren Leben verschmähte er es, in der allmählich anwachsenden Litteratur viel über pädagogische oder didaktische Fragen nachzulesen und in Dingen, in denen er glaubte sich auf sein richtiges Gefühl und gesundes Urteil verlassen zu können, den gedruckten Rat anderer einzuholen. Und doch war er ein Lehrer, wie es nicht viele giebt: scharf, klar, dabei von unendlicher Geduld, massvoll in seinen Anforderungen an die Fassungskraft wie an das Leistungsvermögen der Schüler und stets sicher, ohne Anwendung künstlicher oder gewaltsamer Mittel sie im Zaum zu halten. Er verdankte diese Erfolge wesentlich dem Vorzuge einer in seltenem Masse abgerundeten, mit unumstösslicher Sicherheit in sich ruhenden Persönlichkeit.

Schnatter selbst hat niemals nach dem Ruhme getrachtet, für einen vorwiegend philosophischen Kopf oder für einen Mann von besonders vielseitigem oder mannigfaltig mit einander verknüpftem Wissen zu gelten, Eigenschaften des Geistes, die für den Lehrer der Jugend bisweilen eine Gefahr in sich schliessen, ohne den Lernenden immer zum Segen zu gereichen. Nichts lag ihm ferner als jene hastige Nervosität, die den Gedanken auffasst, wie und wo er gerade entspringt, ihm eine Zeit lang folgt und ebenso schnell dann zu einem andern hinüberfliegt. Einwürfe und Einwendungen, die ausserhalb seines Weges lagen, hörte er unter Umständen ruhig an, ohne sie aufzunehmen oder weiter zu verfolgen. Aber in dem Kreise, den er sich vorgezeichnet hatte, bewegte er sich mit einer Sicherheit und Ruhe, ja mit einer Heiterkeit des Geistes, welche seinem Vortrage eine unnachahmliche Rundung und Glätte gab und das Folgen in seinem Unterrichte wie in seinen sonstigen Auseinandersetzungen für den reifer Urteilenden zu einem ästhetischen Genuss, für die Schüler aber zu einem Momente nicht nur der Belehrung, sondern zugleich auch der sittlichen Bildung werden liess.

Sein Lieblingsstudium war das der Archäologie und Kunstgeschichte. Dem ersten dieser beiden Fächer räumte er in seinem griechischen Unterrichte in der Prima wöchentlich eine Stunde ein und unternahm auch sonst wohl, wenn die Gelegenheit sich bot, einen Exkurs auf dieses Gebiet. Er hat eine Synchronistische

Geschichte der bildenden Künste in tabellarischer Übersicht verfasst, von welcher 2 Teile 1870 und 1871 bei Kayser in Berlin erschienen; der dritte wurde druckfertig in seinem handschriftlichen Nachlasse vorgefunden. Eine Probe aus dem Werke hat er im Programm des Jahres 1869 veröffentlicht.

Schon bevor Schnatter die Leitung des Gymnasiums übernahm, hatte er die Bibliothek, welche in einem fast völlig dunklen, kellerartigen Raume untergebracht war, in Vertretung des eigentlichen Bibliothekars einer neuen Aufstellung und einer bis dahin nicht ausgeführten Katalogisierung unterzogen, wofür das Conseil académique ihm mehrmals besondere Gratifikationen auswirkte. Nach dem Antritte des Direktorats war eins seiner ersten Geschäfte, das Archiv, das nach Ermans Zeit nur flüchtig einmal wieder gesichtet worden war, planmässig zu ordnen und eine neue Registratur aufzustellen.

Den Geist der Ordnung und Sorgfalt, der ihn bei diesen Arbeiten leitete und der auch sein Privatleben bis zu einer die Minute innehaltenden Gleichmässigkeit und Pünktlichkeit regelte, übertrug er auch auf die innere Verwaltung des Gymnasiums, ohne dass seine Genauigkeit auch nur im entferntesten in Kleinigkeitskrämerei ausgeartet wäre, ohne dass der Buchstabe oder die Ziffer jemals bei ihm den Geist aus seinem Rechte verdrängt oder ihn vollends getötet hätte.

Die letzten Jahre, in denen Lhardy nur mit Überwindung schwerer körperlicher Leiden und nicht ohne häufige Unterbrechungen seinem Amte als Schulleiter hatte vorstehen können, waren nicht vorübergegangen, ohne im Organismus des Gymnasiums Störungen des normalen Zustandes zurückzulassen. Schnatter trug vor allen Dingen Sorge, die Wahrheit, dass ohne unweigerlichen Gehorsam von Seiten der Schüler, ohne unbedingte Unterwerfung unter die Zucht des Gesetzes eine Schule ihren Zweck nicht erfüllen kann, zur Anerkennung und zu praktischer Geltung zu bringen. Wo er in diesem Bestreben auf Widerstand stiess, griff er mit grosser Kraft und Entschiedenheit durch. Bei aller Schärfe aber wusste er doch die Empfindung, dass er es mit dem einzelnen wohlmeinte und am letzten Ende nur das Interesse des Ganzen im Auge hatte, stets rege zu erhalten. Mit gleicher Strenge hielt er darauf, dass nur wirklich reife Schüler in die nächst höheren Klassen übergingen und dass auch bei der Aufnahme neuer Schüler die gesetzlichen Forderungen

erhoben und ohne schwächende Nachsicht zur Geltung gebracht würden. Vielen Schülern war dies straffere Anziehen der Zügel so unwillkommen, dass sie es vorzogen, die Anstalt zu verlassen in dem Glauben, dass sie anderswo ein leichteres Fortkommen finden würden.

Mit vollem Rechte aber durfte Schnatter in dem Verwaltungsberichte über die Jahre 1868—70, in welchem er diese Verhältnisse und die Ursachen der ziemlich auffälligen Verminderung des Schulbesuches darlegte, darauf hinweisen, dass der Hauptgrund für die letztere Erscheinung nicht sowohl in den von ihm getroffenen Massregeln, als in der für die Schüler in höchstem Masse ungesunden und das Publikum zurückschreckenden Beschaffenheit der Schullokalitäten zu suchen sei. Es war ihm vorbehalten, nicht lange nach Antritt seines Amtes zu einer Beseitigung dieser, schon 100 Jahre früher von Erman beklagten und allmählich unerträglich gewordenen Übelstände mitzuwirken.

Bereits im Jahre 1864 hatte eine sanitätspolizeiliche Untersuchung des Schulgebäudes und eine Begutachtung der Sachlage durch den Hofbaurat Lohse zu dem Ergebnisse geführt, dass eine durchgreifende Änderung nur durch einen Neubau auf einem völlig anderen Grundstücke zu erreichen sei.

Im Hinblick auf das dem Französischen Gymnasium an dem Grundstück Niederlagstrasse 2 zustehende Nutzniessungsrecht stellte das Conseil académique im Auftrage des Prov.-Schulkollegiums die Frage an das französische Konsistorium, ob das letztere gegen Aufgabe des betreffenden Rechts geneigt sei, dem Gymnasium eine Abfindungssumme zu zahlen, erhielt jedoch eine ablehnende Antwort.

Die Angelegenheit erhielt eine andere Wendung, als verlautete, dass der Kronprinz, an dessen Palais die Häuser Niederlagstr. 1 & 2 grenzten, den Ankauf des ganzen Komplexes zur Erweiterung seines Palaisgrundstückes wünschte, und als infolge dessen die Anfrage an das Konsistorium erging, welchen Preis es fordern und wie es im entsprechenden Falle das Französische Gymnasium für sein Mitbenutzungsrecht entschädigen würde. Die Antwort des Konsistoriums d. d. 12. März 1866 lautete dahin, dafs man sich dem Kronprinzen resp. dem Könige gegenüber als dem Besitzer des Kronfideikommisses des Königlichen Preussisch-Brandenburgischen Hauses mit einem Kaufpreise von 120 000 Thlrn. begnügen und 40 000 Thlr. davon dem Gymnasium zum Niessbrauch überlassen wollte, so lange es

seinen Charakter als Französisches Gymnasium bewahrte und durch das Conseil académique auch fernerhin in Verbindung mit der französischen Gemeinde bliebe. Nach einer längeren Unterbrechung wurden im Jahre 1869 die Verhandlungen wieder aufgenommen und unter persönlicher Mitwirkung des Ober-Präsidenten der Provinz Brandenburg Herrn von Jagow im wesentlichen auf der früher geschaffenen Grundlage zum Abschlusse gebracht, nur mit der Abweichung, dass auf eine erneute Rückfrage das Konsistorium sich damit einverstanden erklärte, dem Französischen Gymnasium nicht bloss 40 000, sondern 60 000 Thlr., die Hälfte der ganzen Kaufsumme, und nicht nur zum Niessbrauch, sondern zu freier Verfügung auszuzahlen, falls die oben erwähnten Bedingungen die Zustimmung der vorgesetzten Behörden fänden. Unter dem 7. Februar 1872 wurde daher zwischen dem Geheimen Legationsrat Jordan als Bevollmächtigtem des Französischen Konsistoriums und dem Justizrat Marchand als Vertreter des Conseil académique des Französischen Gymnasiums ein Vertrag vereinbart, nach welchem das erstgedachte Konsistorium sich verpflichtete, »zu den Kosten der Herstellung eines neuen Gebäudes für das Königliche Französische Gymnasium auf dem in der Dorotheenstrasse Nr. 41 hierselbst belegenen .... Grundstücke .... einen Beitrag von 60 000 Thlrn zu gewähren«, um so das Conseil académique für den Verzicht auf das aus dem Vergleiche vom 14. Juli 1814 stammende Niessbrauchs- und Mitbenutzungsrecht an den Grundstücken Niederlagstrasse 1 & 2 zu entschädigen. Die Bedingungen, an welche die Zahlung jener Summe geknüpft wurde, sind im § 3 des Vertrages enthalten; wir bringen sie wegen ihrer Bedeutung für die Geschichte und für die gegenwärtige Verfassung des Gymnasiums im vollen Wortlaute zum Abdruck:

§ 3. Das Konsistorium der französisch-reformierten Gemeinde hat die von ihm im § 1 des gegenwärtigen Vertrages übernommene Verpflichtung von der Annahme und Bestätigung der nachstehenden unter a bis d aufgeführten Bedingungen abhängig gemacht, nämlich

a) dass die französische Sprache in den mittleren und höheren Klassen des jetzigen Königlichen Französischen Gymnasiums, wie bisher, so auch ferner dauernd als Unterrichtsmittel beibehalten wird;
b) dass der französisch-reformierten Gemeinde Berlins die ihr bisher zugebilligte, auf dem Statut vom 30. April 1840 beruhende Berechtigung auf Beteiligung an dem Conseil académique des Gymnasiums auch für die Zukunft gesichert bleibt;

c) dass auch in den hinsichtlich der Normierung der Zahl der Freischülerstellen und hinsichtlich der Verteilung derselben von dem Conseil académique bisher befolgten Grundsätzen in Zukunft keine den Interessen der französisch-reformierten Gemeinde nachteilige Veränderung eingeführt werde, und
d) dass dem Konsistorium der hiesigen französisch-reformierten Gemeinde, da dasselbe an dem neu zu errichtenden Gymnasial-Gebäude keinerlei Miteigentums- oder Mitbenutzungsrecht für sich in Anspruch nimmt, auch niemals eine Verpflichtung zur Teilnahme an den durch den Besitz und die Unterhaltung des neuen Gymnasial-Gebäudes erwachsenden Kosten und Lasten angesonnen werden soll.

Diese vorstehend unter a bis d aufgeführten Bedingungen werden hierdurch von dem Conseil académique ausdrücklich angenommen, und beide Vertrag schliessenden Teile sind darüber einverstanden, dass auch diese Bedingungen als wesentliche Grundlagen, auf denen der gegenwärtige Vertrag beruht, aufgefasst werden sollen.

Dieser Vertrag wurde am 25. März 1872 von dem Minister der geistlichen, Unterrichts und Medizinal-Angelegenheiten, am 8. April desselben Jahres von dem Konsistorium der französischen Kirche bestätigt. Der Verkauf des Grundstücks an den Kronfideikommiss war schon vorher, unmittelbar nach dem Abschlusse des Vertrages erfolgt.

Inzwischen war durch Kontrakt vom 23. Februar 1871, bestätigt am 16. März desselben Jahres, das Grundstück der Gebrüder Holzhändler und Kaufmann Eger in der Dorotheenstrasse 41 für das Französische Gymnasium, vertreten durch den Regierungs-Assessor Grisebach als Bevollmächtigten des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums, für den Kaufpreis von 150 000 Thlr. erworben worden. Zu dieser Kaufsumme steuerte das Gymnasium aus seinen Hypotheken-Kapitalien einen Betrag von 35500 Thlr. bei. Der Bau wurde nach einem Plane des Oberbaurats Giersberg zu Ostern 1872 begonnen und bis Michaelis 1873 durch den Bauinspektor Stüve und den Baumeister Krause zu Ende geführt. Das Gebäude enthält in einem Erdgeschoss und zwei darauf sich erhebenden Stockwerken 20 eigentliche Klassenzimmer, deren Kubikinhalt zwischen 196,72 und 229,66 cbm. schwankt; ausserdem eine Aula mit 2473,52 cbm, einen Gesang- und Zeichensaal mit je 468,68 cbm Inhalt, eine Physikklasse nebst 2 daranstossenden Apparatenzimmern, einen Bibliotheksaal, ein Konferenzzimmer, ein Amtszimmer für den Direktor, ein Archivzimmer und eine Wohnung für den Schuldiener. Die Heiz- und Ventilations-Anlage ist nach dem System von Reichardt & Blümlein

in Würzburg angelegt. Die Kosten für den Bau beliefen sich auf 126 300 Thlr., wozu ausser den von dem Französischen Konsistorium überwiesenen 60 000 Thlr. 15600 Thlr. aus der Kasse des Gymnasiums verwendet werden konnten. Die Turnhalle wurde erst am 1. Juli 1877 eröffnet und erforderte einen Kostenaufwand von 46 346 Mk. Das Grundstück bietet Raum genug für die Errichtung eines Direktorwohngebäudes, welche von Anfang an geplant war und nur infolge besonders unglücklicher Umstände bis jetzt nicht zur Ausführung gekommen ist.

Am 26. September 1873 nahm der Direktor bei Gelegenheit der Abiturientenentlassung gleichzeitig feierlichen Abschied von den alten Räumen, in denen das Gymnasium mehr als 171 Jahre gehaust hatte. Am folgenden Tage fand die Zensurverteilung und am Abende ein von den ehemaligen Schülern der Anstalt in der Aula veranstaltetes Festessen statt, zu welchem alle früheren und derzeitigen Lehrer geladen waren. Der Justizrat Makower, der auch später noch seine Anhänglichkeit an das Gymnasium in mannigfacher Weise bethätigte, gab hierbei die Anregung zur Errichtung einer Stiftung, für welche eine Sammelliste sofort in Umlauf gesetzt wurde und welche unter dem Namen Kollegianer-Stiftung mit einem Anfangskapital von 428 Thlr. 20 Sgr. unmittelbar nachher ins Leben traf. Die Verteilung der Zinsen erfolgte nach denselben Grundsätzen wie diejenige des im Jahre 1858 geschaffenen Monodschen Stipendiums. Ausserdem wurde das Zusammensein jenes Abends noch zum Ausgangspunkte für die Begründung eines Vereins ehemaliger Kollegianer, der sich heute dank dem treuen Zusammenhalten aller und der aufopfernden Bemühung einzelner seiner Mitglieder eines blühenden Daseins erfreut.

Die Einweihung des neuen Schulgebäudes fand am 13. Oktober 1873 um 9 Uhr vormittags in Gegenwart des Ober-Präsidenten von Jagow, des Geheimen Ober-Regierungsrats Dr. Wiese, der Schulräte Dr. Gandtner und Dr. Klix, der Mitglieder des Conseil académique Prediger Cazalet, Geh. Legationsrat Jordan, Justizrat Marchand, Geh. Hofrat Noël so wie sämtlicher Lehrer und Schüler der Anstalt statt. Auch der Kronprinz des deutschen Reiches und von Preussen, der nachmalige Kaiser Friedrich, liess es sich, wie er in seiner herzgewinnenden Weise sagte, nicht nehmen, »als früherer Nachbar« in Begleitung Seines Adjutanten des Hauptmanns von Liebenau der Feier beizuwohnen. Zum Beginne derselben sprach der Direktor ein

kurzes Gebet, worauf die beiden ersten Verse des Chorals »Lobe den Herren« gesungen wurden. Der Prediger Cazalet hielt sodann das Weihegebet, dem der Gesang des ersten Verses des Chorals: »O heilger Geist, kehr bei uns ein« folgte. Danach bestieg der Schulrat Dr. Gandtner das Katheder, um im Namen der Regierung dem Direktor das neue Schulgebäude zu übergeben, wobei er der besonderen Schwierigkeiten gedachte, mit denen die Entwickelung des Gymnasiums zu kämpfen gehabt hatte, und die Zuversicht aussprach, dass dasselbe auch fernerhin nicht nur seiner Aufgabe sowohl nach der Seite des Unterrichts hin gerecht werden, sondern auch durch Erweckung des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe im Herzen seiner Schüler den höchsten und edelsten Zweck seines Daseins erfüllen würde. Darauf antwortete der Direktor in einer Rede, in welcher er die Frage: »Was will ein Gymnasium überhaupt und was will das unsrige insbesondere?« erörterte. An ihn schloss sich der Primaner Emil Tournier mit einigen im Namen der Schüler in französischer Sprache vorgebrachten Worten des Dankes an die Behörden und die Lehrer, worauf die Versammlung stehend den 1. Vers des Chorales sang: »Nun danket alle Gott.«

Der Kronprinz besichtigte nun, in Begleitung der übrigen Festteilnehmer, die Räume der Anstalt in allen ihren Teilen, sprach sich anerkennend über die innere Einrichtung aus, betonte die Notwendigkeit der Herstellung einer Direktorwohnung und verliess nach etwa $1^1/_2$ stündigem Aufenthalte das Schulhaus unter den Hochrufen der Schüler, von denen er mehrere durch freundliche Anrede ausgezeichnet hatte.

Am Nachmittage feierten die Lehrer, denen die Mitglieder des Conseil académique sich anschlossen, den frohen Tag durch ein kollegialisches Mahl, zu welchem sie die Vertreter der Behörden so wie die Erbauer des Hauses als Ehrengäste geladen hatten.

Durch die stattliche Vermehrung der Klassenzimmer, welche die Verlegung der Anstalt mit sich brachte, war zunächst die Möglichkeit gegeben zur Errichtung einer Vorschule, deren das Französische Gymnasium vielleicht noch mehr als andere höhere Lehranstalten bedurfte. Michaelis 1873 wurde dieselbe mit anfänglich 2 Klassen eröffnet, denen schon zu Ostern 1874 eine dritte oberste Klasse folgen konnte. Da die Frequenzziffer sich der Erwartung gemäss günstig stellte, konnte noch zu Michaelis desselben Jahres die Teilung

der untersten Vorschul-Klasse in Form von Wechselcöten vorgenommen werden, in der später durch die Erfahrung bestätigten Voraussicht, dass, wenn in jeder dieser beiden Abteilungen die Maximalzahl von 25 Schülern streng inne gehalten würde, die Schüler in einem Jahre so weit gefördert werden könnten, dass in den beiden oberen Klassen der gemeisame Unterricht von zwei verschiedenen Abteilungen keine erheblichen Schwierigkeiten bereiten würde. Als Lehrer für die 4 Elementarklassen wurden der Reihe nach angestellt die Herren Maiwald, Bandt, Hahn und Augsburger.

Was die Frequenz der Gymnasialklassen betrifft, so bestätigte sich die früher erwähnte Aussage Schnatters, dass die Schuld an dem Sinken der Schülerzahl wesentlich der Ungunst der Räumlichkeiten in dem alten Schulhause zuzuschreiben sei. Nach Überwindung der ersten Schwankungen, welche notwendigerweise mit der Übersiedelung der Anstalt in eine von ihrer früheren Stätte weit entfernte Stadtgegend verbunden waren, stieg die Frequenz (nach Abrechnung der Vorschüler) im Jahre 1874 auf 249, 1877 auf 277, 1878 auf 316, 1879 auf 351 Schüler, so dass im Laufe des Jahres 1877 die Teilung der Sexta, Quinta und Quarta in je 2 gesonderte Cöten vorgenommen werden musste. Gleichzeitig damit wurde, was unter den obwaltenden Verhältnissen besondere Schwierigkeiten bot, der Übergang von halbjährigen zu Jahreskursen und die Umwandlung der noch immer bestehenden Unter- und Ober-Sexta in eine einheitliche Sexta mit Oster- und Michaelis-Cötus bewirkt. Zu Michaelis 1879 wurde weiter die Unter-Tertia, zu Ostern 1882 die Ober-Tertia und zu Michaelis 1883 die Unter-Sekunda geteilt. Zu Beginn des Sommer-Semesters 1885 wurde endlich auch die Sonderung der Prima in eine Unter- und Ober-Prima vollzogen.

Hand in Hand mit der Steigerung der Klassenzahl wurden auch die Oberlehrerstellen allmählich von 4 auf 8, die ordentlichen Lehrerstellen von 6 auf 9, beide zusammen auf 17 erhöht, nachdem schon im Jahre 1870 durch Zusammenziehung der früher bestehenden beiden Stipendiatenstellen eine elfte Lehrerstelle geschaffen worden war. Für die Heranziehung neuer Lehrkräfte war es förderlich, dass entsprechend der zunehmenden Teuerung schon im April 1869 eine Erhöhung der Summe der Lehrergehälter um 400 Thlr. und im Jahre 1872 eine weitere bis auf die Höhe des damals neu aufgestellten Normal-Etats erfolgen konnte. Ein Teil der der Schul-

kasse dadurch erwachsenden Kosten wurde durch Erhöhung des Schulgeldes auf 32 Thlr. jährlich (seit dem 1. Januar 1873) und seit dem 1. Oktober 1884 auf 100 M. gedeckt.

Eine andere wichtige Aufgabe erwuchs für das Gymnasium, als die revidierten Lehrpläne vom 31. März 1882 den höheren Lehranstalten in mehreren Stücken Abänderungen ihres Unterrichtsganges vorschrieben, die teils sofort, teils bis zum Ende des eben beginnenden Schuljahres in Kraft treten sollten. Die Forderungen der betreffenden Verfügung machten für alle obligatorischen Unterrichtsgegenstände die Abhaltung von Fachkonferenzen nötig, in welchen die Pensen für die einzelnen Klassen neu durchberaten und abgegrenzt wurden. Die Hauptschwierigkeit für das Französische Gymnasium lag jedoch darin, den Unterricht in den beschreibenden Naturwissenschaften, der an der Anstalt nur kurze Zeit hindurch erteilt, schon seit dem Jahre 1839 aber wieder in Wegfall gekommen war, von neuem in den Lehrplan einzufügen. Schnatter sah hierfür keine Möglichkeit, wenn nicht entweder der Betrieb des Französischen auf dem die Eigenart des Gymnasiums beruhte, leiden oder eine Überbürdung der Schüler eintreten sollte, welche die Motive zu den Lehrplänen gerade in humanster Absicht fern halten wollten. Er stellte deshalb am 17. April 1882 den Antrag, für das Französische Gymnasium auf die Einführung des Unterrichtes in der Naturbeschreibung auch ferner noch zu verzichten und die gründliche Kenntnis des Französischen, welche die Schüler erwürben, als ausreichenden Ersatz für diesen Ausfall anzunehmen. Von Seiten des Ministeriums wurde diesem Antrage durch Verfügung vom 31. Juli 1882 stattgegeben mit der Bestimmung, dass in der Sexta, Quinta, Quarta und Tertia dieser Anstalt der naturgeschichtliche Unterricht auch für die Folge fortfallen, der physikalische Unterricht erst in der Ober-Sekunda beginnen und die für diesen Unterricht in der Unter-Sekunda angesetzten 2 wöchentlichen Lehrstunden auf die organische Naturgeschichte verwendet werden sollten.

Im Jahre 1886 fiel dem Gymnasium aus dem Testamente des Kaufmanns Anschel genannt Adolf Reichenheim eine Erbschaft von 15 000 M. nom. zu, mit der Bestimmung, das Kapital als eisernen Fond zu behalten und die Zinsen nach dem alleinigen freien Ermessen des Direktors alljährlich unter bedürftige Schüler ohne Unterschied der Religion zur Unterstützung, namentlich zur Gewährung von

Schulbüchern, Prämien, Freitischen, Stipendien und Auszeichnungen zu verwenden. Für alles Gute, das aus diesem Vermächtnisse schon in den wenigen Jahren, die seitdem verflossen sind, hat gestiftet werden können, geziemt es sich, auch an dieser Stelle wärmsten Dank zu sagen. Von sonstigen äusseren Ereignissen, welche in die Amtszeit Schnatters fielen, sind die Kriege zu nennen, welche in den Jahren 1864, 1866 und 1870—71 für die Einigung Deutschlands geführt wurden. Von den damals angestellten Lehrern hat keiner an diesen Kämpfen teilgenommen. Dagegen waren viele ehemalige Schüler unter die Waffen getreten, von denen im Programm des Jahres 1870—71 die Folgenden als im Feldzuge gegen Frankreich gefallen genannt werden: Fritz Blell (Schüler des Gymnasiums von 1854—64), Ernst Hepke (1859—66), Walter von Keudell (1855—62), Konrad Kops (1850—57), Kurt von Lauer (1857—68), Edgar von Schäfer-Voit (1860—67), Max Steinberg (1861—66).

Am 29. Oktober 1885 feierte die französische Kolonie den 200-jährigen Gedenktag des Edikts von Potsdam, von dessen Veröffentlichung sie mit Recht ihr Bestehen datieren durfte. Aus diesem Anlass übersandte das Lehrerkollegium des Gymnasiums in Gemeinschaft mit dem Direktor eine von dem letzteren verfasste Adresse in kunstvoller Ausstattung. Das Konsistorium antwortete unter dem 18. November durch ein Dankschreiben und Übersendung eines Exemplars der in seinem Auftrage von Dr. Eduard Muret bearbeiteten Geschichte der Französischen Kolonie in Brandenburg-Preussen.

Vier Jahre später sollte die Jubelfeier des Gymnasiums folgen und schon hatte Schnatter mit den Vorarbeiten für das Fest, soweit sie in seinen Bereich fielen, begonnen. Die Aufzeichnungen von seiner Hand, welche sich auf die Geschichte des Gymnasiums während der ersten 100 Jahre seines Bestehens beziehen und für die vorliegende Darstellung mitbenutzt werden konnten, legen ein beredtes Zeugnis daiür ab, mit welcher Liebe er an der Eigenart des seiner Leitung anvertrauten Gymnasiums hing und wie sein ganzes Sinnen und Trachten nur auf die Förderung seiner Interessen gerichtet war. Mitten aus diesen Arbeiten, mitten aus seinen Plänen und Entwürfen raffte ihn, den anscheinend nie Kranken, nie Ermüdeten, an dem die Jahre wie spurlos vorübergegangen waren, ein jäher Tod hinweg. Infolge eines Herzschlages, der ihn in der Nacht vom 8. zum 9. September 1887 traf, wurde er seiner Gattin, mit der er in 31jähriger

glücklicher Ehe verbunden gewesen war, und der Anstalt, für deren Wohl er gestrebt und geschafft hatte, entrissen.

Die Führung der Direktoratsgeschäfte wurde für das Winterhalbjahr 1887/88 dem ältesten Oberlehrer des Gymnasiums Professor Dr. Marggraff übertragen. Aus seiner Hand übernahm der Verfasser dieser Zeilen die Leitung der Anstalt am 9. April 1888, nachdem er mittels Patents vom 25. Januar zum Königlichen Gymnasialdirektor ernannt worden war.

Eine mittelbare Folge von Schnatters plötzlichem Tode war die bedauerliche Notwendigkeit, die Jubelfeier des Gymnasiums um ein Jahr zu verschieben. Obwohl das Conseil académique bald nach dem Amtsantritt des neuen Direktors die nötigen Vorbereitungen traf, war es nicht möglich, sie so weit zu beschleunigen und die Schritte den Behörden gegenüber in dem Masse zu fördern, dass das Fest zum richtigen Zeitpunkte hätte begangen werden können. Ein deswegen unter dem 21. Juni 1889 an das Königliche Provinzial-Schulkollegium gerichteter Antrag auf Verlegung des Festes fand die Zustimmung des letzteren und die Genehmigung des Herrn Ministers.

Auch an dieser Stelle wieder reihen wir ein Verzeichnis der angestellten Lehrer ein, welche während der Amtsthätigkeit Schnatters aus ihren Stellungen schieden. Der erste derselben war

Dr. Hugo Gustav Haedicke, geboren zu Wernigerode am 14. Dezember 1836. Er besuchte die Gymnasien zu Quedlinburg und Halberstadt und das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, studierte ebendaselbst von 1855—59 Philologie und Geschichte, wurde von der philosophischen Fakultät 1858 zum Doktor promoviert und im Jahre 1859 pro fac. doc. geprüft. Nachdem er sein Probejahr an der Ritter-Akademie zu Brandenburg beendigt hatte, kehrte er nach Berlin zurück und erhielt, als Mitglied des pädagogischen Seminars, die 2. Stipendiatenstelle am Französischen Gymnasium, 3 Jahre später eine ordentliche Lehrerstelle und zugleich das Reisestipendium nach Frankreich. Zu Ostern 1870 wurde er als Professor an die Landesschule Pforta berufen. Im Programm des Jahres 1865 veröffentlichte er den ersten Teil einer Arbeit: Etudes sur le royaume de Bourgogne et de Provence.

Dr. Ernst Julius August Wollenberg, geboren 1829 zu Merz bei Beeskow, war Schüler der Stadtschule in Küstrin und des Pädagogiums in Züllichau. Mit dem Zeugnis der Reife ging er 1849

nach Greifswald, später nach Berlin, um Philologie zu studieren. Im Jahre 1854 erwarb er den Doktorgrad und absolvierte, nach bestandener Prüfung pro fac. doc. sein Probejahr am Joachimsthalschen Gymnasium. Als Mitglied des pädagogischen Seminars wurde er an mehreren Gymnasien Berlins beschäftigt und erhielt zu Michaelis 1857 die erste Stipendiatenstelle am Französischen Gymnasium. Ostern 1859—60 ging er mit Königlichem Stipendium nach Frankreich und wurde nach seiner Rückkehr fest angestellt. Zum 1. Juli 1872 wurde er verabschiedet, nachdem er schon Jahrelang wegen einer schweren Erkrankung des Rückenmarks seinem Amte nicht mit voller Kraft hatte vorstehen können. Als Programmabhandlungen sind von ihm erschienen: Excerpta ex Joanne Antiocheno ad librum Peirescianum a se excussum emendavit J. W. (1861). LXIII locos ex Herodoto excerptos qui ex Conlectaneis Constantini Augusti Porphyrogenetae *περὶ ἀρετῆς καὶ κακίας* in codice Peiresciano extant recensuit J. W. (1862) L'évangile selon saint Jean en vieux provençal (1868). Recensentur LXXVII loci ex Flavi Josephi scriptis excerpti etc. (1871),

Zu Ostern 1874 trat der älteste Oberlehrer des Gymnasiums, Professor Dr. Paul Charles Chambeau, in den Ruhestand. Er war geboren am 2. März 1809. Nach Beendigung seines Studiums war er zu Michaelis 1835 als Probandus am Französischen Gymnasium eingetreten und erhielt 1840 die 8. ordentliche Lehrerstelle. Im Jahre 1852 wurde er zum Oberlehrer befördert, 1853 zum Professor ernannt. Im Jahre 1837 hatte er ein Manuel d'histoire universelle, im Programm 1847 eine Abhandlung, betitelt Louis de Bavière et Philippe le Bel, im Jahre 1871 ein Handbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische veröffentlicht. Seine Verdienste um das Gymnasium und um die vereinigte Artillerie- und Ingenieur-Schule, an welcher er gleichfalls längere Jahre gewirkt hatte, wurden durch Verleihung des Roten Adlerordens 4. Klasse geehrt. Er verstarb im Jahre 1889.

Professor Dr. Traugott Rudolf Schmidt ist am 8. August 1815 geboren. Zu Halle in dem Franckeschen Waisenhause erzogen, studierte er daselbst seit 1834 klassische Philologie und Philosophie und wurde 1838 zum Doktor promoviert. Innere Kämpfe bewogen ihn, den früher gehegten Plan der Habilitation als Privatdozent aufzugeben und von 1840—41 sich in Berlin dem theologischen Studium zu widmen. Im Jahre 1843 pro fac. doc. geprüft, trat er Ostern

1844 als cand. prob. am Französischen Gymnasium ein und rückte 1849 in eine ordentliche Lehrerstelle ein. Durch Ministerialverfügung vom 10. Mai 1856 wurde er zum Professor ernannt. Im Programm des Gymnasiums veröffentlichte er 1850 eine Abhandlung De Plutarchea quae vulgo fectur Homeri vita Porphyrio vindicanda. Ausser einer Sammlung seiner Schulreden, welche er 1868 herausgab, verfasste er eine Schrift »Über das menschliche Erkennen«, Berlin 1861. Zu Michaelis 1876 trat er Krankheit halber in den Ruhestand und lebt zur Zeit in Wernigerode.

Alfred Schniewind, geboren am 16. August 1837 zu Kehl, besuchte das Gymnasium zu Duisburg und studierte Philologie und Geschichte auf den Universitäten zu Bonn, Erlangen und Berlin. Im Jahre 1869 bestand er die Prüfung pro fac. doc. und trat, nachdem er sein Probejahr am Friedrichs-Gymnasium hierselbst abgelegt, zu Ostern 1870 am Französischen Gymnasium ein, wo ihm im folgenden Jahre eine ordentliche Lehrerstelle übertragen wurde. Im Anfange des Jahres 1876 wurde er von schwerer Krankheit befallen, welche ihn zwang, 2 Jahre später seine Pensionierung nachzusuchen, und bald darauf seinen Tod herbeiführte.

Julius Augsburger, geboren am 18. Januar 1847 zu Berlin, besuchte das Königliche Seminar für Stadtschullehrer und unterrichtete an verschiedenen Privat- und Elementarschulen. Im Jahre 1874 trat er als Vorschullehrer am Französischen Gymnasium ein und wurde Ostern 1882 in gleicher Eigenschaft an das Luisengymnasium versetzt.

Einen schmerzlichen Verlust erlitt das Gymnasium am 23. April 1884 durch den Tod des Oberlehrers Dr. Ernst Friese. Am 12. September 1842 geboren, hatte derselbe als Schüler der Anstalt 1862 die Reifeprüfung bestanden. Von der philosophischen Fakultät der Berliner Universität wurde er auf Grund einer Dissertation De praepositionum usu apud Pindarum zum Doktor promoviert. 1867 trat er sein Probejahr am Französischen Gymnasium an und rückte 2 Jahre später in eine ordentliche, 1878 in eine Oberlehrerstelle auf. Im Jahre 1876 war er mit einjährigem Urlaube nach Paris gegangen; als Frucht seines dortigen Aufenthaltes veröffentlichte er in den Programmen 1879 und 1880 eine Arbeit unter dem Titel: L'enseignement secondaire en France, der in dem Programm des Jahres 1872 eine Abhandlung Pindarica vorhergegangen war.

Zu Ostern 1885 legte der Königliche Musikdirektor Prof. Commer, welcher seit 1852 den Gesang-Unterricht geleitet hatte, seine Thätigkeit am Gymnasium nieder. Er starb im August 1887 im 75. Lebensjahre.

Ein Jahr später trat der Prof. Dr. Emil Gessner, geboren im Jahre 1822 zu Meseritz in der Provinz Posen in den Ruhestand. Seine Schulbildung erhielt er auf der Realschule seiner Heimatstadt und später auf dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin. Dem Studium der Philologie lag er auf den Universitäten Breslau und Berlin ob. 1844 wurde ihm die Doktorwürde verliehen. Im folgenden Jahre wurde er pro fac. doc. geprüft und erledigte sein Probejahr an der Königlichen Realschule seiner Heimatstadt. Als wissenschaftlicher Hilfslehrer war er von 1846—48 am Königlichen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen, von 1851—52 am Französischen Gymnasium in Berlin beschäftigt, nachdem er sich in der Zwischenzeit (1848—51) zum Zwecke wissenschaftlicher Studien in der französischen Schweiz und in Frankreich aufgehalten hatte. Von 1852—56 war er als ordentlicher Lehrer an der Städtischen Höheren Töchterschule zu Maria Magdalena in Breslau, von da an zunächst in gleicher Eigenschaft, dann als Oberlehrer, seit 1875 mit dem Titel Professor, am Französischen Gymnasium angestellt. Er hat sich durch eine Reihe von Arbeiten aus dem Gebiete der romanischen Philologie, insbesondere des Altspanischen, in der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht; in den Programmen des Gymnasiums sind davon erschienen: Étude sur l'origine des prépositions françaises (1858). Das Leonesische; ein Beitrag zur Kenntnis des Altspanischen (1867). Zur Lehre vom französischen Pronomen in 2 Teilen (1873—1874). Zur Cibdareal-Frage; ein Beitrag zur spanischen Litteraturgeschichte (1885).

Wir sind am Ende unseres Berichtes angelangt, soweit er die Entwickelung des Französischen Gymnasiums während der 200 Jahre seines Bestehens zur Anschauung bringen sollte. Wir glauben, demselben keinen besseren Abschluss geben zu können, als indem wir in kurzen Zügen ein Bild von der Anstalt in ihren gegenwärtigen Zuständen zu entwerfen versuchen.

Am 1. Dezember 1889 war das Gymnasium von 417, die Vorschule von 142, die Anstalt im ganzen von 559 Schülern besucht. Dieselben wurden in 19 Klassen unterrichtet und verteilten sich auf diese Klassen folgendermassen:

OI.	UI.	OII.	$\mathrm{UII}^{\mathrm{O.}}$	$\mathrm{UII}^{\mathrm{M.}}$	$\mathrm{OIII}^{\mathrm{O.}}$	$\mathrm{OIII}^{\mathrm{M.}}$	$\mathrm{UIII}^{\mathrm{O.}}$	$\mathrm{UIII}^{\mathrm{M.}}$
27.	31.	31.	16.	22.	21.	16.	32.	22.

$\mathrm{IV}^{\mathrm{O.}}$	$\mathrm{IV}^{\mathrm{M.}}$	$\mathrm{V}^{\mathrm{O.}}$	$\mathrm{V}^{\mathrm{M.}}$	$\mathrm{VI}^{\mathrm{O.}}$	$\mathrm{VI}^{\mathrm{M.}}$	1.	2.	$3^{\mathrm{O.}}$	$3^{\mathrm{M.}}$
32.	33.	37.	26.	39.	32.	53.	42.	26.	21.

Von diesen 559 Schülern gehörten 289 der protestantischen, 18 der römisch-katholischen, 5 der griechisch-katholischen Kirche, 246 der jüdischen, 1 keiner staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft an. 2 genossen halbe, 15 (mit Einschluss dreier Lehrersöhne) die volle Freischule.

Der Unterricht des Gymnasiums umfasste folgende 15 Lehrgegenstände:

A. obligatorische: 1. Religion. 2. Deutsch. 3. Latein. 4. Griechisch. 5. Französisch. 6. Geschichte und Geographie. 7. Rechnen und Mathematik. 8. Naturbeschreibung. 9. Physik. 10. Schreiben. 11. Zeichnen (für die Klassen VI—IV) 12. Gesang. 13. Turnen.

B. fakultative: 1. Hebräisch (in II. und I.). 2. Englisch (desgl.). 3. Zeichnen (für die Klassen III—I).

Der Lehrplan stimmt in den wesentlichen Zügen mit demjenigen überein, welchen der Ministerial-Erlass vom 31. März 1882 für die preussischen Gymnasien festsetzt; doch macht die eigentümliche Aufgabe des Französischen Gymnasiums eine Abweichung in einigen Stücken notwendig.

Von der Unter-Tertia an wird, wie es der Wortlaut des Vertrags vom 7. Februar 1872 bedingt, der gesamte Unterricht mit Ausnahme desjenigen in der Religion und im Deutschen in französischer Sprache erteilt. Um dies zu ermöglichen, muss der französische Unterricht schon in der Sexta mit 5 Stunden beginnen und wird in der V. und IV. mit je 6 Stunden wöchentlich (gegen 4 resp. 5 des Normallehrplanes) fortgeführt. Auch in den folgenden Klassen mit Ausnahme der I ist die Stundenzahl für das Französische erhöht, nämlich in U III und O III auf 4, in U II und O II auf 3 gegen die vom Normallehrplane für diese Klassen gleichmässig angesetzten 2 Stunden.

Um einen Ausgleich für diese Verstärkung des Französischen zu finden, ist in der Weise, wie dies oben bereits dargelegt wurde, der naturwissenschaftliche resp. physikalische Unterricht auf die Klassen II und I beschränkt. Gleichzeitig ist die Stundenzahl für das Lateinische in VI von 9 auf 7 herabgesetzt, dafür aber in der IV. von 9 auf 10 und in der U I und O I je von 8 auf 10 erhöht,

so dass, durch alle Klassen gerechnet, dies wichtige Fach des Gymnasialunterrichts keine Verkürzung seiner Rechte, sondern im Gegenteil eine Vermehrung der Stundenzahl um 3 (80 gegen 77 des Normallehrplanes) erfährt.

Infolge dieser Veränderungen tritt eine Erhöhung der Gesamtstundenzahl in der VI um 1, in der U II und O II ebenfalls um je 1, in der U I und O I um je 2, zusammen um 7 wöchentliche Lehrstunden für alle Klassen des Gymnasiums ein.

In der Maturitätsprüfung tritt für die Abiturienten des Gymnasiums an Stelle des mündlichen Examens im Französischen ein Aufsatz in dieser Sprache; auch wird der Lebenslauf von den Prüflingen in französischer Sprache eingereicht und die mündliche Prüfung in allen Fächern mit Ausnahme der Religion in derselben abgehalten. Die Zahl derjenigen, welche im Laufe jedes Jahres die Anstalt mit dem Zeugnisse der Reife verliessen, betrug in letzter Zeit durchschnittlich 20—24. Königlicher Kommissar für das Gymnasium ist der Königliche Provinzial-Schulrat Herr Gruhl.

Der Turn-Unterricht am Gymnasium wird in 7 Gruppen erteilt, von denen 6 durch die zusammengehörigen Cöten der Klassen VI bis U II, die 7. durch die Schüler der O II, U I, O I gebildet werden. Jede dieser Gruppen erhält wöchentlich 2 Stunden, ausserdem ist durch Ansetzung regelmässiger Vorturnerstunden, durch Veranstaltung von Turnspielen und häufige Ausflüge den Schülern Gelegenheit zu körperlicher Bewegung und Übung ihrer Kräfte geboten. Von dem planmässigen Turnunterricht waren im Winter 1889/90 85 Schüler auf Grund ärztlicher Atteste dispensiert.

Die am Gesangunterricht teilnehmenden Schüler der mittleren und oberen Klassen üben in 2 Abtheilungen, von denen die einen die besseren Sänger, die andere die minder Stimmbegabten umfasst. Die beiden Cöten der VI werden getrennt, die der V vereint unterrichtet. Auf Grund eines ärztlichen Attestes waren 153, ausserdem von dem Gesanglehrer wegen Stimmwechsels 51 Schüler der Klassen IV—I von der Teilnahme am Gesangunterrichte dispensiert.

Die Beteiligung der Schüler am fakultativen hebräischen Unterrichte stellte sich auf 3 in der oberen, 2 in der unteren Abteilung; diejenige am Englischen auf 18 in der oberen, 15 in der unteren Abteilung, diejenige am fakultativen Zeichnen auf im ganzen 26 Schüler.

Der Lehrplan der Vorschule entspricht genau den allgemeinen Bestimmungen vom 23. April 1883.

Der Unterricht am Gymnasium und der Vorschule lag, einschliesslich des Direktors, in der Hand von 31 Lehrern, welche sich auf die verschiedenen Stellen folgendermassen verteilten:

I. Direktor:

Dr. Edmund Paul Georg Schulze, geboren im Mai 1846 zu Berlin, im Sommer 1876 als Hilfslehrer am Französischen Gymnasium beschäftigt, zu Michaelis desselben Jahres am Leibniz-Gymnasium angestellt, 1881 zum Oberlehrer befördert, 1884 zum Rektor der I. Städtischen Höheren Bürgerschule ernannt, seit Ostern 1888 in seinem gegenwärtigen Amte.

II. Oberlehrer:

1. Prof. Dr. Eberhard Marggraff, geboren im September 1822 zu Berlin, seit 1848 am Gymnasium beschäftigt, 1849 als Stipendiat angestellt; Oberlehrer seit 1856, 1869 zum Professor ernannt.
2. Karl Friedrich Gustav Arendt, geb. im Januar 1832 zu Königsberg i. Pr., am Gymnasium angestellt 1856, seit 1874 Oberlehrer, 1881 zum Professor ernannt.
3. Prof. Karl Oskar Weissenfels, geboren im Juni 1844, trat 1867 als cand. prob. am Collège ein, Ostern 1868 fest angestellt, 1876 zum Oberlehrer befördert, 1885 zum Professor ernannt.
4. Albert Julius Adolf Gottschick, geboren im September 1846 zu Berlin, beschäftigt am Franz. Gymnasium seit Ostern 1870, angestellt 1871, Oberlehrer seit 1882.
5. Dr. Emil Eduard Gustav Stroetzel, geboren im April 1843 zu Nikolaiken in Ostpreussen, seit Michaelis 1869 am Gymnasium beschäftigt, angestellt seit 1871, zum Oberlehrer befördert 1884.
6. Dr. Franz Emil Otto Baer, geb. im Januar 1849 zu Halle a. S., am Franz. Gymnasium angestellt Ostern 1875, Oberlehrer seit Ostern 1886.
7. Johannes Heinrich Ferdinand Wetzel, geboren im Oktober 1852 zu Cöpenick, am Gymnasium beschäftigt seit Ostern 1876, angestellt Michaelis 1877, Oberlehrer seit Michaelis 1888.

8. Dr. Karl Wilhelm Rothe, geboren im Oktober 1852 zu Überschau, Kr. Liegnitz, angestellt Ostern 1879 am Franz. Gymnasium, Oberlehrer seit Michaelis 1889.

III. Ordentliche Lehrer:

1. Paul Maximilian Voelkel, geboren im Mai 1839 zu Wirsitz, Prov. Posen, angestellt Michaelis 1878 am Franz. Gymnasium.
2. Paul Louis Leopold Esternaux, geboren im Juni 1853 zu Berlin, beschäftigt am Franz. Gymnasium seit Michaelis 1879, angestellt 1883.
3. Dr. Ernst Georg Ferdinand Weber, geboren im März 1857 zu Berlin, seit Ostern 1881 am Gymnasium beschäftigt, angestellt Ostern 1884.
4. Dr. Wilhelm Ernst Otto Dietrich, geboren im Dezember 1856 zu Berlin, Ostern 1882 am Königl. Augusta-Gymnasium zu Charlottenburg angestellt, seit Ostern 1885 am Franz. Gymnasium.
5. Dr. Eugen Eduard Adolf Grünwald, geboren im August 1856 zu Wernigerode, seit Michaelis 1883 als Hilfslehrer am Franz. Gymnasium beschäftigt, seit Ostern 1886 daselbst angestellt.
6. Hermann August Max Giercke, geboren im Juli 1861 zu Berlin, seit Ostern 1885 am Franz. Gymnasium beschäftigt, Ostern 1886 angestellt.
7. Rudolf Albert Theodor Sydow, geboren im Oktober 1857 zu Stettin, am Franz. Gymnasium beschäftigt seit Ostern 1885, angestellt Ostern 1889.
8. Dr. Karl Adolf Ludwig Hermann Bremiker, geboren im April 1857 zu Templin, am Franz. Gymnasium beschäftigt seit Michaelis 1887, angestellt seit Michaelis 1889.

IV. Wissenschaftliche Hilfslehrer:

1. Hans Adolf Wilhelm Zelle, geboren im Dezember 1859; seit Ostern 1884.
2. Dr. Paul Otto Kleinecke, geboren im Juni 1858 zu Berlin; seit Ostern 1887.
3. Wilhelm Eduard Adolf Franck, geboren im Juni 1853 zu Magdeburg; seit Oktober 1880.

4. Johannes Fürchtegott Heinrich, geboren im Juli 1857 zu Berlin; seit Michaelis 1884 am Gymnasium thätig, zugleich als Turnlehrer.
5. Ferdinand Ashelm, Ostern 1888 als cand. prob. eingetreten.
6. Dr. Max Fuchs, geboren im Februar 1863 zu Ostrowo, Michaelis 1888 als cand. prob. eingetreten.
7. Georg Schramke, geboren im Juli 1863 zu Zduny, Prov. Posen
8. Wilhelm Wittekindt, geboren im Juni 1863 zu Seifertshausen bei Rothenburg.

(7. und 8.: Ostern 1889 als cand. prob. eingetreten.)

V. Technische Lehrer:

1. Ernst Ferdinand Böhmer, geb. im März 1851 zu Bernstadt, Königr. Sachsen; als Gesanglehrer am Gymnasium thätig seit Ostern 1885.
2. Albert Moritz Wolff, geb. im Juni 1854 zu Berlin, als Zeichenlehrer seit Michaelis 1885 am Franz. Gymn. thätig.

VI. Vorschullehrer:

1. Gustav Adolf Hallbauer, geb. im Dezember 1836 zu Berlin, 1861 an der franz. höheren Knabenschule, Ostern 1867 als Gymnasial-Elementarlehrer am Franz. Gymn. angestellt.
2. Johann Karl Gottfried Hahn, geb. im September 1840 zu Preichow bei Bobersberg, angestellt Mich. 1861 zu Friedland N/L., an der Vorschule des Franz. Gymn. beschäftigt seit Ostern 1874, Ostern 1875 angestellt.
3. Friedrich Wilhelm Maiwald, geb. im Februar 1843 zu Rosenau, Kr. Waldenburg i./Schl., zuerst angestellt an der Bürgerelementarschule zu Friedland i/Schl., seit Michaelis 1873 an der Vorschule des Franz. Gymn.
4. Reinhold Emil Bandt, geb. im Januar 1848 zu Schlagenthin bei Arnswalde, Ostern 1868 zu Driesen angestellt, seit Ostern 1873 am Franz. Gymn. beschäftigt, seit 1875 als Vorschullehrer angestellt.

Die Gehälter für die angestellten Lehrer sind bemessen nach den Sätzen des Normal-Etats vom 20. April 1872; die Remuneration für 2 etatsmässige Hilfslehrerstellen beträgt je 1800, diejenige für

den Gesanglehrer (12 St.) 1440, für den Zeichen- und Turnlehrer (je 14 St.) je 1680 Mk.

Das Gehalt des Schuldieners beträgt 1200 Mk. nebst freier Wohnung und einer gleichen Summe von 1200 Mk. als Dienstaufwandsentschädigung. Der gegenwärtige Inhaber der Stelle ist der ehemalige Sergeant Mathias Wiemer (seit 1888).

Der Jahres-Etat des Gymnasiums, der jedesmal für den Zeitraum von sechs Jahren (der letzte für die Zeit vom 1. April 1888—1894) festgesetzt wird, balanciert in Einnahme und Ausgabe mit 118 870 Mk.

Die einzelnen Titel des Ausgabe-Etats beziffern sich folgendermassen:

I.	Besoldungen der angestellten Lehrer	77 650	Mk.
II.	Wohnungsgeldzuschüsse	18 360	„
III.	Andere persönliche Ausgaben (Remunerierung der Hilfslehrer sowie des Zeichen-, Gesang- und Turnlehrers, des Rendanten, für Erhebung des Schulgeldes, Verwaltung der Lehrer- und Schülerbibliothek etc.)	9 707	„
IV.	Für Stipendien und Prämien	1 344	„
V.	Für Unterrichtsmittel	1 500	„
VI.	Für Geräte	640	„
VII.	Für Heizung und Erleuchtung	2 800	„
VIII.	Für Bauten und dahin gehörige Ausgaben . .	2 000	„
IX.	Abgaben und Lasten	414	„
X.	Wartegelder	900	„
XI.	Insgemein (Dienstaufwands-Entschädigung für den Schuldiener, für Wasserlieferung, Programmkosten, Druck-, Insertions- und sonstige Portokosten)	3 555	„

Da diesen Ausgaben, abgesehen von dem Stipendienfonds, nur die Einkünfte aus Erhebungen von den Schülern gegenüberstehen, ist ein Zuschuss von jährlich 61 670 Mk. aus allgemeinen Staatsfonds zur Deckung des Bedürfnisses erforderlich.

Die Lehrer-Witwen- und Waisen-Kasse verfügte im Winter 1889/90 über ein Kapital von rund 32 700 Mk., aus dessen Zinsen zwei Lehrer-Witwen ein Gehalt von je 500 Mk. bezogen, während eine dritte auf die zustehende gleiche Summe zu Gunsten der Kasse verzichtet hat.

Von Stiftungskapitalien besass das Gymnasium die folgenden:

a) Monodsches Vermächtnis	6 150 Mk.
b) Oelrichssches Vermächtnis	5 350 „
c) Kollegianer-Stiftung	2 650 „
d) Vermächtnis des Kaufmanns A. Reichenheim .	14 210 „

Das Consilium academicum, zu dessen Verrichtungen die Verteilung der Erträge der unter a—c genannten Kapitalien gehört, setzte sich zusammen, ausser dem Direktor, aus folgenden Mitgliedern:

1. Geheimer Hofrat Louis Noël (seit 1863)
2. Prediger und Konsistorialrat Ferdinand Tournier (seit 1884)
3. Geheimer Justizrat Moritz Humbert (seit 1884)

} als Inspektoren.

4. Rechnungsrat Victor Meineke (seit 1882) als Rendant.

Indem diese Blätter zum Druck gehen, rüsten sich viele von nah und fern, Alte und Junge, mit uns, die wir die Gegenwart des Gymnasiums darstellen, die zweihundertjährige Jubelfeier desselben zu begehen. Das Innere des Schulhauses und besonders auch der Aula, welche bis dahin der künstlichen Beleuchtung entbehrte, ist für jenen Tag, Dank der Fürsorge der hohen Königlichen Behörden, einer baulichen Erneuerung unterzogen worden. 1500 Mk. sind von dem Herrn Minister, 1000 Mk. von dem Konsistorium der französischen Kirche für den Druck der Festschrift und speciell dieses Berichtes, eine gleiche Summe von dem Vereine ehemaliger Kollegianer für die allgemeinen Zwecke des Jubiläums in Bereitschaft gestellt worden. Möchte das Fest in einer des Namens der Anstalt und ihrer zweihundertjährigen Geschichte würdigen Weise verlaufen! Möchte es dem Französischen Gymnasium vergönnt sein, auch fernerhin, wie bisher, seine Aufgabe an der Jugend zur Ehre Gottes und im Dienste Seiner Majestät unseres allergnädigsten Kaisers und Königs zu erfüllen; möchte es ihm möglich werden, in dem dritten Jahrhunderte seines Bestehens seine Einrichtungen weiter auszubauen und fortzuentwickeln gemäss den Bedürfnissen und berechtigten Forderungen der Gegenwart, ohne den Überlieferungen der Vergangenheit untreu zu werden!

Dr. G. Schulze.

Beilage I.

Namen der Inspektoren des Gymnasiums

(Mitglieder des Conseil académique).

1. Charles Ancillon 1689—1715.
2. François Bancelin 1690—95.
3. Jean Charles 1690—93.
4. Jacques L'Enfant seit 1690.
5. François de Gaultier de Saint Blancard seit 1693.
6. Paul Goffin seit 1695.
7. François Fétizon desgl.
8. Antoine Teissier desgl.
9. Lugandi desgl.
10. Isaac de Beausobre desgl.
11. Étienne Chauvin 1695—1725.
12. Jacques de Gaultier seit 1698.
13. Claude d'Ingenheim seit 1700.
14. Jean Gui desgl.
15. David Monnot desgl.
16. Philippe du Han de Jandun seit 1703.
17. Jean Drouet desgl.
18. Marin de Weert seit 1708.
19. Louis Malchar seit 1708.
20. Pierre Carita seit 1715.
21. Benjamin de Feriet seit 1719.
22. Barthélemi Pascal seit 1725.
23. Simon Pelloutier seit 1729.
24. Jean Ougier seit 1732.
25. Jacques-Gaultier de la Croze seit 1734.
26. Pierre de Combles seit 1738.
27. Pierre Imbert desgl.
28. Antoine Achard seit 1740.
29. Étienne du Trossel seit 1746.
30. Alexandre-Auguste de Campagne seit 1756.
31. François de Gaultier de Saint Blancard (fils) desgl.
32. Antoine Molié desgl.
33. Robert Lorent seit 1761.
34. Benoît de Forestier seit 1765.
35. Bernard Mérian 1767-1807.
36. Paul Loriol d'Anières seit 1772.
37. Nicolas de Béguelin seit 1774.
38. Samuel George seit 1775.
39. Louis-Olivier de Marconnaye 1775—1801.
40. Paul-Jérémie Bitanbé seit 1781.
41. Abraham Bocquet 1782—95.
42. Esaïe Pajon de Moncets 1784—99.
43. Philippe Pelisson 1785-1810.
44. Louis Le Coq 1789—1815.
45. Louis-Frédéric Ancillon 1796—1812.
46. Castillon 1796—1814.
47. Samuel Bocquet 1799—1818.
48. Abel Burja 1800—1810.
49. Paul Erman 1802—39.
50. Frédéric-Guillaume de Béguelin 1810—19.
51. Jouffroy 1810—23.
52. Jean-Étienne Deleuze de Lancizolle 1810—30.
53. Gaspard Molière 1812—44.
54. Guillaume-Joseph Balan 1814—29.
55. Frédéric Ancillon 1815-37.
56. Henri Saunier 1817—20.
57. Jean-Samuel Villaume 1818—33.
58. Jean Henry 1823—31.
59. Félix-Henri du Bois 1829—63.

60. Corneille Reuscher 1830—41.
61. Guillaume Mila 1832—33.
62. Charles Jordan 1833—39.
63. Jean-Michel Palmié 1838—41.
64. Guillaume Deleuze de Lancizolle 1838—58.
65. Albert Jordan 1841—54.
66. Auguste Fournier 1842—68.
67. Jules Marchand 1854—82.
68. Bernhard Maximilian Köhne 1858—1862.
69. Wilhelm Jordan 1863—83.
70. Louis Noël seit 1863.
71. Albert Cazalet 1868—83.
72. Victor Meineke seit 1882.
73. Ferdinand Tournier seit 1884.
74. Moritz Humbert desgl.

Beilage II.

Namen der Direktoren.

1. Jean Sperlette de Montguyon, 10. August 1691—95.
2. Jean Audouy 1695—1737.
3. Samuel Formey 1737—39 (—91 Professeur de Philosophie.)
4. Jean Rossal 1737—50.
5. David Naudé 1750—66.
6. Jean-Pierre Erman 1766—1813. (Jacob Arland, provisor. 1813—15.)
7. Jean-Michel Palmié 1815—37.
8. Auguste Fournier 1837—42.
9. Gustav Kramer 1842—53.
10. Henri-Benoît Lhardy 1853—68.
11. Julius Schnatter 1868—87. (Eberhard Marggraff, provisor. 1887 bis 88.)
12. Georg Schulze seit 1888.

Beilage III.

Verzeichnis der Lehrer.

1. Jean Sperlette de Montguyon 1689. (Seit 1691 als Principal.)
2. Jacques Collin 1689—96.
3. Philippe Naudé 1689 - 90.
4. Jean Marion 1689—1710.
5. Paul Hedler 1679—1719.
6. Jean Audouy 1690 (seit 1695 als Principal.)
7. Gauthier Bosquel 1691—1702.
8. Etienne Chauvin 1695—1725.
9. Jean de Barbeyrac 1696—1710.
10. Pierre Crégut 1699 — 1702, 1714—33.
11. Pierre de Penavaire 1702—11.
12. Olivier Favin 1702—14. (Hebräisch).
13. Isaac Voigny 1704—5. (Gesang).
14. Mathurin Veyssière de la Croze 1704—39.
15. Annibal Vigut 1709—49.
16. Pierre Borelli de Raisonnel 1710—13.
17. Bernard Cazal 1710—20.
18. Pierre de Combles 1712—19.
19. Daniel Cagnel 1719—34.
20. François Barbe 1720 - 24.
21. Barthélemi Pascal 1723—57.
22. Pierre Vignes 1729—63.
23. Benjamin Breton 1734—68.
24. Nicolas Rafinesque 1734—54.
25. Samuel Formey 1739—91.
26. Samuel Lafont 1739—42.

27. Antoine Vignes 1742—47.
28. Paul Simon 1749—52.
29. Isaac Aubert 1751—54
30. Auguste Naudé 1754.
31. Pierre Piquot 1754—71.
32. Jacques Breton 1758—62.
33. Albert Dolive 1762—64.
34. Couriard 1763—84
35. Jean Naudé 1764—68.
36. Elie Breton 1768—75.
37. Isaac Tollin 1768—75.
38. Jean Jouffroy 1768—72.
39. Wilhelm Wagener 1768—72.
40. Abel Burja 1770—79.
41. Isaac Rousset 1770.
42. Chifflard 1770.
43. Auguste Garagnon 1770 73.
44. Claude Balan 1771—77.
45. Hecker 1772—73.
46. François Remy 1773—77.
47. Pierre Dantal 1773—76.
48. Frédéric Réclam 1775—89.
49. Jean-David Marthe 1775—1826.
50. Bernard Provençal 1776—78.
51. Samuel Durieux 1776—79.
52. Pierre Catteau 1777—81.
53. Louis Fransson 1777—88.
54. Henri Catel 1777—95.
55. Daniel Rossignol 1777—91.
56. David Chazelon 1778—82.
57. Jean Henri 1778—82.
58. Henri Andresse 1779.
59. George Erman 1779—83.
60. Jacques Papin 1782.
61. Louis Maréchaux 1782—84.
62. Guillaume Villaret 1783—86.
63. Paul Erman 1783—1820.
64. Jean - Pierre - Frédéric Ancillon 1784—90.
65. François Le Brun 1786—88.
66. François Bock 1788—90.
67. Guillaume Lattèle 1788—1806.
68. Jean-Jacob Arlaud 1790—1826 (1813—15 Verwalter des Direktorats).
69. Roquette 1790—94.
70. Corneille Reuscher 1794—98.
71. Heidenreich 1793.
72. Chazelon 1793—1811.
73. Guillaume-Henri Réclam 1795-1833.
74. Bourguet 1796.
75. François Reuscher 1798—1800.
76. Legrom 1798—1806.
77. Jacques Challier 1798—1829.
78. Poiret } 1799.
79. Riquet } 1799.
80. Centurier } 1799.
81. Ferdinand Villaret 1799—1805.
82. Louis Blanc 1799—1806.
83. Laurens 1800—1813.
84. Louis Saint-Martin 1800. 1826 (in Vertretung).
85. Jenisch 1802—4.
86. Theodor Heinsius 1804—47.
87. Theophil Jonas 1805—32.
88. Vien } 1805.
89. Wilhelm Stieffelius } 1805.
90. Robert } 1805.
91. Guillaume Noël 1805—52.
92. Jean-Frédéric La Pierre 1809—53.
93. Jean-Louis Saunier 1809—39.
94. Millenet 1811—12.
95. Félix-Henri du Bois 1811.
96. Louis Couard 1811—20.
97. d' Heureuse 1811—13.
98. Karl Stoltze 1812—22.
99. Paul-Henri Clément 1812—34.
100. Louis Arlaud 1814—39.
101. Charles Le Fèvre 1814.
102. Ferdinand Liesen 1816—21.
103. Karl Heinrich Ludwig Giesebrecht 1816.
104. Louis Desmarets 1816—39.
105. Roquette } 1816.
106. Bock } 1816.
107. Brunnemann 1817—18.
108. Jean-Philippe Gruson 1818—34.
109. Henri Jeanrenaud 1821—53.
110. Jaenicke 1822.
111. Ferdinand Kohlheim 1823—39.

112. Pauli 1823.
113. Louis Michelet 1826—50.
114. Laux 1826.
115. Schroeder 1826.
116. Charles Franceson 1827—39.
117. Korch 1827.
118. König 1827.
119. Plöckert 1828.
120. AugusteFournier1829—37. 1842-66.
121. Paldamus 1829—30.
122. Polsberw 1823—30.
123. Eduard Maetzner 1830.
124. Heinrich Sigismund Wernicke 1830—32.
125. Wolf 1831.
126. George Erman 1834—46.
127. Maresch 1834—52.
128. August Mullach 1834—53.
129. Grunow 1833—34.
130. Wilhelm Liebenow 1834—39.
131. Rodolphe Palmié 1834—40.
132. Ferdinand Tournier 1833—34.
133. Ferdinand Weiland 1834—48.
134. Charles Chambeau 1835—74.
135. Neger 1837.
136. Löwenstein 1837.
137. Georges 1838—40. 1843—47.
138 Philipp 1838.
139. Johann Foelsing 1839—46.
140. Hartwig Gercke 1839—46.
141. Schäfer 1840—43.
142. Curtius 1842.
143. Sigismund Schweitzer 1842—56.
144. Ebel 1843.
145. Rudolf Traugott Schmidt 1844—76.
146. Hertzog 1844.
147. Charles de la Harpe 1845—57.
148. Rudolf Kuntze 1845—47. 1849—54.
149. Ferdinand Joachimsthal 1845—53.
150. Nobiling 1846.
151. Hermann Franz 1846—64.
152. Runge } 1847.
153. Luchterhandt } 1847.
154. Rodolphe Fonthin } 1847.
155. Adolf Zinzow 1847—53.
156. Bode 1848.
157. Claus 1848—53.
158. Eberhard Marggraff seit 1848.
159. Büchmann 1848. 1854—55.
160. Hermann Deicke } 1849.
161. Bandow } 1849.
162. Oswald Hermes } 1850.
163. Wilhelm Hollenberg } 1850.
164. Theodor Lange 1851—64.
165. Théodore Beccard 1852—63.
166. Karl Ploetz 1847, 1852—60.
167. Franz Commer 1852—85.
168. Otto Gennerich 1852—68, 1873—85.
169. Julius Schnatter 1853 - 68 (als Direktor bis 1887).
170. Ferdinand Küttner 1854—89.
171. Rudolf Heilmann 1853—64.
172. Karl Immanuel Gerhardt 1853—56.
173. Saegert 1854.
174. Tegge 1855—56.
175. Crouze 1856.
176. Franz Wöpke 1856—57.
177. Emil Gessner 1851, 1856—86.
178. Karl August Baumeister 1856.
179. Franz Dilthey 1856.
180. Julius Wollenberg 1856—72.
181. Ferdinand Busse 1857—67.
182. Gustav Döllen 1857.
183. Clebsch 1857.
184. Niehues 1858.
185. Gustav Arendt seit 1858.
186. Henri Tollin 1859—62.
187. Leue 1859—60.
188. Ossenbeck 1859.
189. Gustav van Muyden 1859—61.
190. Eduard Fischer 1860—63.
191. Hugo Haedicke 1860—73.
192. Andreas Günther 1860—73.
193. Friedrich Wilhelm Paul 1862—64.
194. Rudolf Dahms 1862—67.
195. Franz Adam 1863—65.
196. Lorenz 1864—67.
197. Ziepel 1864—68.
198. Bruno Meyer 1865—66.
199. Johannes Schmidt 1865—66.

200. Brock 1866—67.
201. Ernst Friese 1866—84.
202. Adolf Hallbauer seit 1867.
203. Nielo 1867—68.
204. Ludwig Gesell 1867—68.
205. Oskar Weissenfels seit 1867.
206. Paul Schmidt 1867—69.
207. Albert Nothnagel 1868—73.
208. Christ. Paetz 1868—71.
209. Richard Engelmann 1868—70.
210. Bernhard Foerster 1868—69.
211. Emil Stroetzel seit 1869.
212. Alfred Schniewind 1870—78.
213. Albert Gottschick seit 1870.
214. Adolf Textor 1872—73.
215. Ernst Althaus 1872—73.
216. Emil Grube 1871—73.
217. Emil Bandt seit 1873.
218. Johannes Witte 1873—74.
219. Wilhelm Maiwald seit 1873.
220. Behrendt 1874.
221. Gottfried Hahn seit 1874.
222. Jörgensen 1874—75.
223. Wilhelm Mangold 1874—78.
224. Reinhold Krüger 1874—76.
225. Julius Augsburger 1874—82.
226. Otto Baer seit 1875.
227. Bernhard Linke 1875—76.
228. Georg Schulze 1876.
229. Felix Souchon 1876—78.
230. David Coste 1876—77.
231. Johannes Wetzel seit 1876.
232. F. Schönfeld 1876—77.
233. Wilhelm Dettloff 1876—78.
234. Bernhard Mangold 1877—89.
235. Karl Rothe seit 1877.
236. Robert Nahrwold 1877—78.
237. Krampe 1877—80.
238. Paul Voelkel seit 1878.
239. Sigismund Blaschke 1878—80.
240 Ernst Siegfried 1878—79.
241. Eduard Pelissier 1878—79.
242. Wilhelm Ignatius 1878—81.
243 Paul Esternaux seit 1879.
244. Nauck 1880 - 84
245. Wilhelm Franck seit 1880.
246. Emil Hausknecht Sommer 1880.
247. August Braam 1881—85.
248. Friedrich Bretschneider 1881.
249. Ernst Weber seit 1881.
250. Karl Gaedicke 1882—83.
251. Felix Hartmann 1883—84.
252. Hermann Lübcke 1883—84.
253. Reil Sommer 1883.
254. Eugen Grünwald seit 1883.
255. Hans Zelle seit 1884.
256. Herber 1884—85.
257. Johannes Heinrich seit 1884.
258. Otto Dietrich seit 1885.
259. Ernst Böhmer seit 1885.
260. Max Giercke seit 1885.
261. Rudolf Sydow seit 1885.
262. Troschel 1885—86.
263. Moritz Wolff seit 1885.
264. Hoefinghoff 1886—87.
265. Richard Ohle 1886—87.
266. Wilhelm Abraham 1886—87.
267. Paul Kleinecke seit 1887.
268. Adam 1887—89.
269. Hermann Bremiker seit 1887.
270. Seeländer 1887—88.
271. Menzel 1887—89.
272. Ferdinand Ashelm seit 1888.
273. Max Fuchs seit 1888.
274. Richter 1888—89.
275. Georg Schramke seit 1889.
276. Wilhelm Wittekindt seit 1889.

Beilage IV.

Namen der Pedelle resp. Schuldiener.

1. Abraham Louis. 2. Daniel Defaux. 3. Arnaud Pestou. 4. François Joly. 5. Isaac Remy. 6. Jean Avienne. 7. Belmas. 8. Henri Sarius. 9. Ludwig Reinbold. 10. Karl Michalski. 11. August Seelow. 12. Eduard Hampel. 13. Mathias Wiemer.

Beilage V.

Die Schülerfrequenz in den Jahren 1695—1889 und die Zahl der in jedem Jahre neu Aufgenommenen.

Vorbemerkung: Über die Frequenz sowie über die Aufnahmeziffern in den Jahren 1689 — 95 sind keine Aufzeichnungen vorhanden. Auch die Frequenzziffern aus den Jahren 1695 — 1703 sind nicht zuverlässig zu ermitteln, da die Protokolle nur die Namen der Versetzten aufweisen.

	1. Gesamtzahl der Schüler:	2. Neu aufgenommen:
1695	52	13
1696	?	19
1697	?	10
1698	?	21
1699	?	18
1700	?	9
1701	?	7
1702	?	19
1703	?	20
1704	34	15
1705	43	15
1706	35	17
1707	?	11
1708	23	12
1709	14	2
1710	19	12
1711	33	12
1712	31	22
1713	39	12
1714	36	10
1715	40	13
1716	44	13
1717	31	11
1718	34	13
1719	35	18
1720	42	20
1721	36	19
1722	33	16
1723	38	10
1724	37	23
1725	36	18
1726	33	15
1727	?	15
1728	?	17
1729	38	19
1730	38	19
1731	31	14
1732	42	14
1733	41	10
1734	48	23
1735	57	24
1736	51	17
1737	65	33
1738	56	14
1739	69	30
1740	93	16
1741	77	33
1742	73	21
1743	76	19
1744	72	13
1745	63	13
1746	38	11
1747	52	26
1748	58	21
1749	58	18
1750	39	13
1751	52	25
1752	53	28
1753	58	27
1754	63	38
1755	72	33
1756	80	34
1757	87	28
1758	70	40

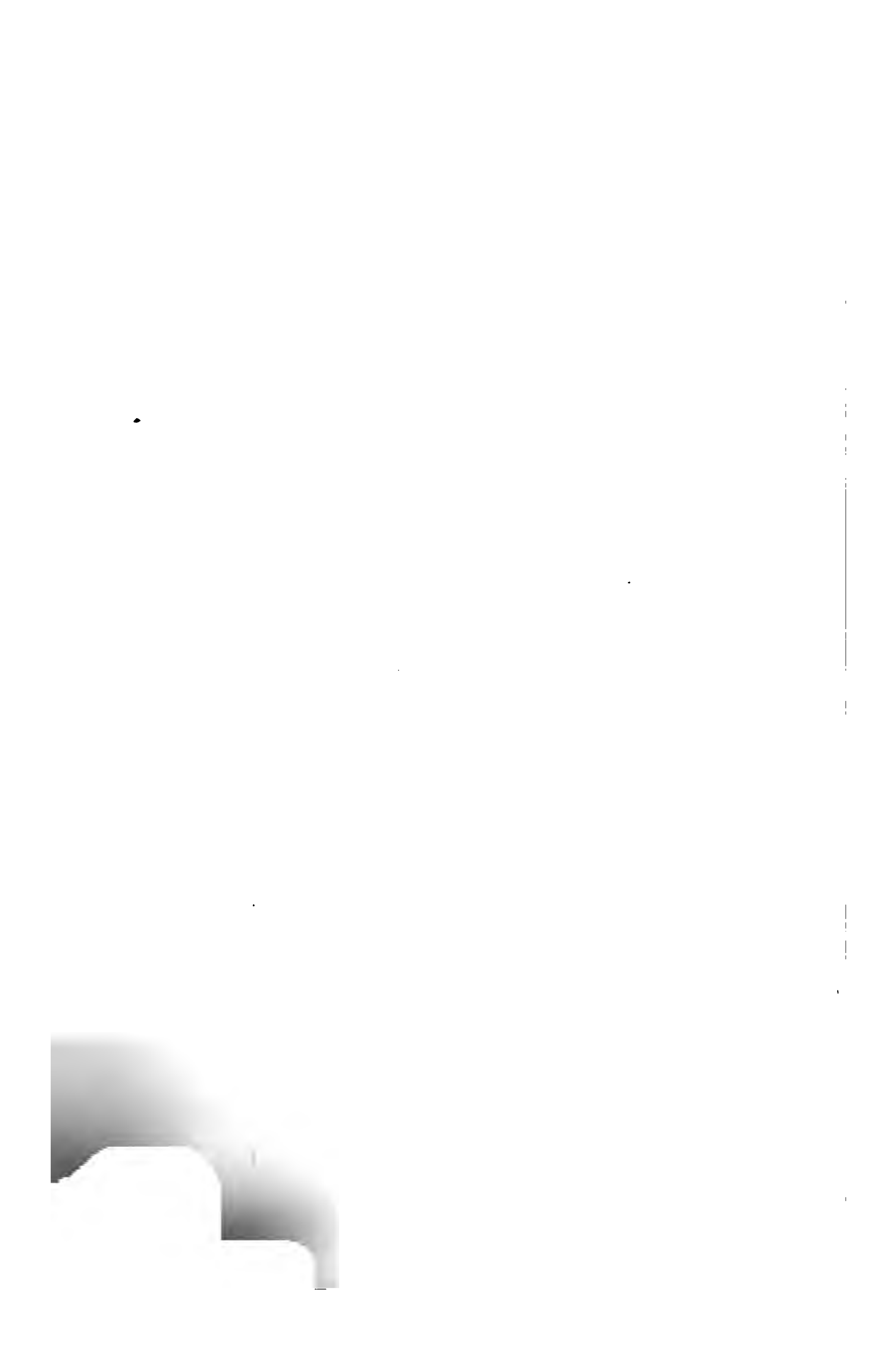
	1. Gesamtzahl der Schüler:	2. Neu aufgenommen:		1. Gesamtzahl der Schüler:	2. Neu aufgenommen:
1759	57	30	1802	159	69
1760	64	26	1803	174	69
1761	74	36	1804	188	83
1762	52	27	1805	169	59
1763	53	26	1806	über 180	64
1764	50	21	1807	190—200	89
1765	35	21	1808	?	101
1766	55	34	1809	208	67
1767	81	34	1810	221	77
1768	81	54	1811	156	47
1769	114	49	1812	172	62
1770	134	56	1813	?	64
1771	130	57	1814	126	44
1772	129	50	1815	118	50
1773	124	55	1816	128	65
1774	120	39	1817	147	71
1775	112	42	1818	163	72
1776	123	41	1819	?	78
1777	157	72	1820	195	98
1778	173	68	1821	226	87
1779	166	64	1822	255	85
1780	152	61	1823	276	69
1781	161	62	1824	277	76
1782	157	54	1825	254	75
1783	144	56	1826	244	67
1784	156	52	1827	240	86
1785	139	40	1828	234	82
1786	134	39	1829	244	84
1787	120	30	1830	247	95
1788	123	42	1831	258	63
1789	121	49	1832	242	110
1790	125	37	1833	270	99
1791	123	46	1834	271	94
1792	119	39	1835	260	90
1793	112	50	1836	270	55
1794	111	30	1837	187	48
1795	110	44	1838	137	24
1796	120	55	1839	112	37
1797	125	47	1840	124	40
1798	124	41	1841	130	53
1799	142	60	1842	151	55
1800	149	56	1843	169	46
1801	147	57	1844	168	66

	1. Gesamtzahl der Schüler:	2. Neu aufgenommen:		1. Gesamtzahl der Schüler:	2. Neu aufgenommen:
1845	205	78	1860	331	73
1846	216	60	1861	342	56
1847	227	69	1862	325	65
1848	227	79	1863	333	90
1849	245	83	1864	330	68
1850	260	79	1865	323	76
1851	267	84	1866	328	62
1852	278	81	1867	322	74
1853	284	98	1868	313	60
1854	306	73	1869	297	56
1855	299	77	1870	280	40
1856	321	79	1871	263	41
1857	307	67	1872	242	49
1858	305	80	1873	231	113
1859	313	66			

	1. Gesamtzahl der Schüler:		2. Neu aufgenommen:
1874	327	(darunter 78 Vorschüler)	137
1875	386	(„ 134 „)	105
1876	398	(„ 144 „)	115
1877	438	(„ 161 „)	119
1878	491	(„ 175 „)	107
1879	529	(„ 178 „)	95
1880	540	(„ 167 „)	116
1881	547	(„ 177 „)	102
1882	551	(„ 181 „)	113
1883	569	(„ 185 „)	77
1884	594	(„ 164 „)	83
1885	600	(„ 152 „)	108
1886	599	(„ 146 „)	94
1887	593	(„ 148 „)	95
1888	574	(„ 147 „)	80
1889	553	(„ 141 „)	80



Strassenfront des Hauses Niederlagstr. 1 und 2.



Das Vorbild des Don Quijote.[1])

Die Sagen von Karl dem Grossen, von Artus und der Tafelrunde, die in andern Ländern die Quelle zahlreicher poetischer Erzeugnisse wurden, fanden zunächst in Spanien keinen Eingang und vermochten nicht die nationalen Helden aus der Gunst des Volkes zu verdrängen; diese waren es, die in Liedern gefeiert das poetische Bedürfnis desselben befriedigten. Allmählich indes trat hierin ein Umschwung ein. So lange es galt sich in hartem Verteidigungskampfe der Araber zu erwehren, ein Kampf, in dem sich das ganze Volk zusammenfand und durch fast ununterbrochene Kriegsgewöhnung einen hohen ritterlichen Sinn in sich entwickelte, so lange war das Rittertum gewissermassen das Gemeingut aller waffenfähigen Männer gewesen. Als aber die schlimmste Not abgewendet war und von den immer weiter zurückgedrängten Feinden keine ernstliche Gefahr mehr drohte, da begann sich der Ritterstand von dem Reste der Nation zu scheiden und einen ausschliessenden Charakter anzunehmen, eine exklusive, um den König sich scharende Kaste zu bilden. Und wie er sich innerlich in seinem Denken und Fühlen von der Gesamtheit des Volkes trennte, so wendete er sich auch von den nationalen Traditionen und den vom Volke in Romanzen gefeierten Helden ab und suchte sein poetisches Ideal auf einem andern Wege. Er fand es in dem Ritterromane, jener Dichtung, die ohne nationale oder historische Grundlage, ein rein phantastisches Gebilde, die höchste Verherrlichung des Ritterwesens erstrebte. Der Vater dieser zahlreichen Romane ist der Amadis von Gallien, der dazu berufen war, nicht nur auf die

[1]) Die in der folgenden Abhandlung gebrauchten Abkürzungen sind:
Am. = Amadis de Gaula: Biblioteca de Autores Españoles, Band 40.
D. Q. = Cervantes, Don Quijote in einer beliebigen Ausgabe.
Espl. = Las Sergas de Esplandian: Biblioteca, Band 40.

spanische Litteratur und auf das Denken des ganzen Volkes eine starke Einwirkung zu üben, sondern auch seinen Ruhm und seinen Einfluss weit über die Grenzen seines Heimatlandes hinauszutragen.

Die erste Geschichte des Romans ist noch in Dunkel gehüllt. Ziemlich allgemein nimmt man an, dass er nicht auf spanischem Boden entstanden, sondern das Werk eines Portugiesen, Namens Vasco de Lobeira, ist; dagegen glauben andere, dass schon vor dem eben Genannten eine Geschichte des Amadis auf spanischem Boden existiert habe, auf der die Dichtung des Lobeira beruhe. Sicher ist, dass er schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ziemlich verbreitet gewesen sein muss; die früheste Erwähnung desselben findet sich bei dem Kanzler Ayala, der hochbetagt 1407 starb. Übrigens besitzen wir den Roman nicht mehr in seiner ursprünglichen Fassung; wir kennen ihn nur in der aus der Wende des fünfzehnten Jahrhunderts herrührenden spanischen Übersetzung des Garcia Ordoñez de Montalvo. Mit dieser Übertragung oder vielleicht besser Bearbeitung Montalvos nun beginnt die Periode, in welcher der Amadis erst seine volle Bedeutung erhielt und zu seinem weitreichenden Ruhme gelangte. Während er bis dahin seit etwa anderthalb Jahrhunderten vorzugsweise nur den gebildeten Ständen bekannt gewesen war, wurde er in seiner neuen Gestalt jetzt, wo die Buchdruckerkunst eine leichte Vervielfältigung und Verbreitung in weite Kreise möglich machte, sehr schnell die Lieblingslektüre der gesamten Nation. Die wiederholten Ausgaben des Romans, besonders aber die zahlreichen Nachahmungen die er hervorrief, sind ein Beweis, welchen Anklang er in allen Schichten des Volkes fand.

Es erscheint auf den ersten Blick wunderbar, dass die Spanier noch im sechzehnten Jahrhundert, also in einer Zeit, wo in dem übrigen Europa das Ritterwesen stark im Niedergang begriffen war, an diesen wunderbaren Gebilden einer verwegenen Phantasie ein so ausserordentliches Gefallen finden konnten. Aber man darf nicht vergessen, dass das Ritterwesen, welches Dank den nicht endenden Kämpfen mit den Mauren in Spanien so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, noch in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts sich dort vielleicht blühender und kräftiger als jemals erwies. Die Chroniken jener Zeit liefern zahlreiche Beispiele von phantastischen und überspannten ritterlichen Unternehmungen, wie sie in andern Ländern wohl in früherer Zeit vorgekommen waren. Am bekanntesten

unter ihnen ist der in das Jahr 1434 fallende Paso honroso des Suero de Quiñones.[1]) Von einem ähnlichen Waffenspiel wird aus dem Jahre 1440 berichtet. Bei Gelegenheit der Verheiratung des Infanten Heinrich mit Doña Blanca verpflichtete sich der Oberhofmarschall des Königs Ruy Diaz de Mendoza mit neunzehn Gefährten, vierzig Tage lang gegen jeden beliebigen spanischen oder fremden Ritter, der sich stellen würde, den Kampf mit scharfen Lanzen zu bestehen. Nachdem einige der Kämpen getötet, andere schwer verwundet waren, verbot der König die Fortsetzung des Turniers. Aber auch noch später aus der Zeit Ferdinands und Isabellas werden Ritter erwähnt, die von abenteuerlichem Geiste getrieben in fremde Länder zogen,

[1]) Mit diesem berühmten Waffengange hat es folgende Bewandtnis. Suero de Quiñones, ein vornehmer Edelmann, schmachtete schon lange in den Banden einer Dame und trug zum Zeugnis dessen jeden Donnerstag einen eisernen Ring um den Hals. Um sich von dieser Dienstbarkeit zu befreien, hatte er den Entschluss gefasst, mit seinen neun Begleitern an der Brücke von Orbigo auf dem Wege nach Kompostella fünfzehn Tage vor und fünfzehn Tage nach dem Sankt Jakobsfeste (also zu einer Zeit, wo viele Ritter die Strasse zogen) gegen jeden Ritter, der sich einfinden würde, den Kampf zu bestehen und im ganzen dreihundert Lanzen zu brechen, worunter jedoch nur solche zu verstehen waren, bei denen Blut floss. Nachdem der König Johann der Zweite seine Erlaubnis erteilt und selber die Kampfrichter ernannt hatte, erging nun in allen Städten des Landes die Aufforderung sich an dem Kampfe zu beteiligen. Es fehlte denn auch nicht an zahlreichen spanischen und fremdländischen Rittern, die dem Rufe folgten und mit dem tapfern Quiñones ihre Lanzen brachen. Dass es dabei ziemlich ernst zuging, beweist, dass Quiñones selber und viele andre verwundet, ein aragonesischer Ritter sogar getötet wurde. Nach Ablauf der dreissig Tage erkannten die Richter, dass Quiñones der eiserne Ring abzunehmen sei.

Das abenteuerliche Wagnis des Spaniers hat ein Seitenstück und vielleicht sein Vorbild in dem Unternehmen des französischen Ritters Boucicaut, der im Jahre 1390 mit zwei andern Rittern dreissig Tage lang mit Ausnahme des Freitags einen Pass zwischen Boulogne und Calais gegen alle, die den Kampf verlangen würden, verteidigte.

Dem in allem ritterlichen Thun so erfahrenen Don Quijote sind solche Heldenthaten natürlich nicht unbekannt. Begeistert von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der als Schäferinnen verkleideten jungen Damen, die er nach seinem Scheiden aus dem Schlosse des Herzogs in einem Walde traf, macht er sich anheischig, zwei Tage lang auf offener Heerstrasse gegen jedermann zu verfechten, dass jene Damen die schönsten und artigsten der Welt seien, natürlich mit Ausnahme der Dulcinea von Toboso, der einzigen Herrin seiner Gedanken. Leider sollte er auch hier statt unsterblichen Ruhmes nur Beulen und zerbrochene Rippen davontragen (D. Q. II, 58).

um dort Ehre zu suchen und den Ruhm der spanischen Ritterschaft zu erhöhen. Bekannt ist auch, welches Gefallen noch Kaiser Karl der Fünfte an dem fahrenden Rittertum fand. Bei seiner Anwesenheit in Flandern 1549 glaubte man ihn nicht mehr erfreuen zu können als durch eine Darstellung von Abenteuern fahrender Ritter, die von den vornehmsten Personen des Hofes, unter ihnen der nachmalige Philipp der Zweite, dargestellt wurden.

Bei einer solchen Disposition der Geister versteht man allerdings, dass ein Buch wie der Amadis eine günstige Aufnahme finden konnte; aber fast unbegreiflich bleibt doch der beispiellose Erfolg, dessen er sich zu erfreuen hatte. Nicht nur erlebte er eine Anzahl neuer Ausgaben, er erzeugte auch eine gewaltige Reihe von Fortsetzungen und Nachahmungen. Man dichtete dem Amadis Söhne, Neffen und Enkel an, deren Grossthaten in weitschweifigen Büchern gefeiert wurden. Bald auch erschien neben der Amadis-Sippe eine zweite Familie fahrender Ritter in den Palmerinen, die sich einer nicht minder zahlreichen Descendenz rühmen konnten. Dazu gesellten sich dann weitere selbständige Rittergeschichten desselben Charakters, und um dem Lesebedürfnis des Publikums zu genügen, griff man endlich auch zu dem Sagenkreise Karls des Grossen und der Tafelrunde, deren abenteuernde Helden mit den fahrenden Rittern der Amadisse und Palmerine so viel Verwandtes haben[1]).

Wenn nun diese überreiche Produktion von dem mächtigen Verlangen nach immer neuer Nahrung ein beredtes Zeugnis ablegt, so konnte dieses Verlangen auf der andern Seite nicht wohl befriedigt werden, ohne dass dem Leser eine immer stärker reizende Kost geboten wurde. Zeigt der Amadis bei aller Phantastik des Inhalts und der oft ermüdenden Häufung von Abenteuern und Kämpfen doch eine treffliche Erfindung, eine bemerkenswerte Schönheit einzelner Situationen und eine leicht hinfliessende, zuweilen sich fast bis zur Beredtsamkeit steigernde Sprache, so lässt die sehr grosse Mehrzahl der andern Ritterbücher diese Vorzüge durchaus vermissen. Sie strotzen von Übertreibungen und Extravaganzen aller Art und überbieten sich in tollen Erfindungen; ihre Helden wachsen über jedes Mass des Menschenmöglichen hinaus und verrichten die un-

[1]) Ausführliche Angaben über diese reiche Litteratur findet man in dem Discurso preliminar zu der Ausgabe des Amadis in der Biblioteca de Autores Españoles.

glaublichsten Thaten[1]). Und dazu gesellt sich eine Darstellung, die bald in müssigem Geschwätz und ermüdender Dehnung, bald in unsinnigem Wortschwall, unnatürlicher Schwulst und lächerlichen Spitzfindigkeiten das Äusserste leistet[2]).

Der Amadis und seine Nachahmungen sind das Produkt willkürlicher Erfindung. Ohne jeden historischen Hintergrund, ohne Anlehnung an nationale Grundlage oder heimische Sage führen sie in eine Welt voll bunter Hirngespinste, die mit ihren Riesen, Zwergen, Zauberern und Feen nur dazu da ist, das fahrende Rittertum in der ganzen Herrlichkeit seines erhabenen Berufes zu zeigen, und in der alles nur darauf hinausläuft, das Bild eines vollkommenen, mit allen Tugenden ausgestatteten Ritters zu geben. Neben der Bethätigung feiner Sitte und edler ritterlicher Gesinnung hat der Held vor allem die Verpflichtung, der Ungerechtigkeit, wo er sie findet, entgegenzutreten, den Unglücklichen beizustehen und namentlich bedrängten Frauen und Jungfrauen den Schutz seines starken Armes zu gewähren. In dieser Hinsicht beruhen die Ritterromane ursprünglich auf einer ethischen Grundlage; denn das thatkräftige Eintreten für die der Hilfe Bedürfenden ist stets als eine Pflicht des Ritters angesehen worden und die Partidas z. B. (II tit. 21, ley 21) erwähnen unter seinen Obliegenheiten ausdrücklich die, dem Ritter oder der Frau, die sich in einer Not befinden, aus welcher sie sich nicht befreien können, zu helfen und für ihr Recht mit den Waffen einzutreten. Aber nicht diese schöne und edle Rittergestalt bringen die Romane zur Anschauung; was sie bieten, ist meist ein lächerliches Zerrbild derselben. Es fehlt in ihnen zwar nicht an Hilfe Suchenden und besonders an Hilfe suchenden Frauen; aber das, wofür sie die Thatkraft des Ritters in Anspruch nehmen, ist selten wirkliche Bedrängnis; meist sind es nichtige, aus albernen Liebesaffairen entspringende, oft frivole Anlässe, wegen deren er sein Leben auf das Spiel setzt. Es kommt alles nur darauf an, den Ritter in beständiger Bewegung zu erhalten und ihn so zu führen, dass er kopflos von Kampf zu Kampf, von Abenteuer zu Abenteuer stürzt. Und um seine Tapferkeit zu steigern, flösst ihm der Dichter eine begeisterte Liebe zu

---

[1]) Vgl. D. Q. II, 1.

[2]) Vgl. im D. Q. I, 1 die Proben dieses lächerlich gezierten, bis zur Unverständlichkeit spitzfindigen Stils.

irgend einer vornehmen und wunderschönen Dame ein, zu deren Ruhme er die gewaltigsten, über jedes mögliche Mass weit hinausgehenden Thaten vollführt. Allein auch die Liebe, gewiss ein Anreiz zu rühmlichem Thun, wird, wie alles in diesen Büchern, zur Karrikatur; sie ist nicht mehr die reine und natürliche Empfindung des Herzens; entweder sinkt sie zu grober Sinnlichkeit herab, oder sie artet bald zu albernem, in überschwänglichen Worten sich kundgebenden Sehnen und Schmachten, bald zu einem raffinierten und gekünstelten Verstandesspiel aus. Alle diese Züge der Unnatur zeigen sich schon deutlich im Amadis, noch unverhüllter und gröber treten sie in seinen Nachfolgern hervor; sie sind es, die schliesslich diese ganze Litteratur zu einer so verderblichen gemacht haben.

Denn in der That, der Einfluss dieser massenhaft vorhandenen, in allen Klassen des Volkes verbreiteten und mit Gier verschlungenen Ritterbücher musste eine ernste Gefahr für den moralischen Stand der Nation werden. Konnte auf der einen Seite der Amadis zunächst als ein Spiegel feiner Sitte, heldenhafter Tapferkeit und eines edlen, auf Abwendung jeglichen Unrechts und auf den Schutz der Bedrängten gerichteten Sinnes gelten, so enthielt doch schon er selbst und ungleich mehr die auf ihm fussenden Zerrbilder des Rittertums sehr schlimme und zahlreiche Keime eines unheilvollen Einflusses. Wie konnte es ausbleiben, dass die leichtfertige Auffassung der Liebe, die Schilderung ehebrecherischer Verhältnisse, die blinde Unterwerfung unter weibliche Launen eine bedenkliche Einwirkung auf die Ideen des Volkes ausübten? Wie hätte das durch kein bürgerliches Gesetz gebundene, nur durch den eignen Willen bestimmte Handeln der Helden jener Romane nicht die Grundsätze der Gewaltthätigkeit lehren und zur Verachtung der gesellschaftlichen Einrichtungen führen sollen? Mussten nicht die dem fahrenden Ritter angedichteten Thaten der ohnehin leicht erregbaren Phantasie und dem abenteuernden Sinne des Volkes eine um so gefährlichere Nahrung werden, als die wirklich oft an das Wunderbare streifenden Thaten der Konquistadoren dem Glauben an jene fabelhaften Heldenstücke den Weg öffneten? Denn so unglaublich es auch klingen mag, die unsinnigen Dinge, die in den Ritterbüchern berichtet werden, wurden von einem guten Teile der Ungebildeten buchstäblich für bare Münze genommen. So sagt Mexia, der Geschichtschreiber Karls des Fünften, bei Erwähnung des Amadis und anderer Ritterromane: »Ihre Verfasser verschwenden

ihre Zeit und erschöpfen ihre Fähigkeiten beim Schreiben solcher Bücher, welche von allen gelesen und von vielen geglaubt werden. Denn es giebt Leute, die da glauben, alle diese Dinge hätten sich wirklich ereignet, genau so, wie sie sie lesen oder hören, obgleich der grösste Teil dieser Dinge an sich schon sündlich, weltlich und widersinnig ist« (Ticknor I, 205). Und an einer andern Stelle berichtet Ticknor (I, 522 Anm. 5) von einem Manne, der einst auf die Evangelien einen Eid ablegte, er glaube, dass der ganze Amadis wahre Geschichte enthalte. Daher macht sich Cervantes durchaus keiner Übertreibung schuldig, wenn (D. Q. I, 32) der Pfarrer dem Wirt der Schenke vergeblich zu bedenken giebt, dass es niemals einen Felixmarte von Hyrkanien oder einen Don Cirongilio von Thrazien gegeben habe. Der Wirt weiss das besser; was jene Bücher enthalten, ist die vollste Wahrheit; wie sollten sich auch Lügen in Büchern finden, die doch mit Erlaubnis der Herren vom Königlichen Rate gedruckt sind! Und wenn der zwar ungebildete, aber doch im Besitze seines gesunden Verstandes befindliche Wirt so urteilt, so kann es nicht überraschen, dass auch Don Quijote selbst mit Berufung auf die Königliche Erlaubnis zum Druck das in jenen Romanen Erzählte für volle Wahrheit hinnimmt (D. Q. I, 50).

Gegenüber dem verderblichen Einfluss dieser Litteratur fehlte es jedoch auch nicht an Versuchen aufgeklärter und verständiger Männer dem Unheil zu steuern. Dass es schon in früherer Zeit nicht an Personen fehlte, die den wahren Wert dieser Bücher erkannten, beweist der oben genannte Ayala, wenn er es in bereuenden Worten ausspricht, dass er in seiner Jugend an Albernheiten und offenbaren Lügen, wie sie im Amadis und Lanzelot enthalten seien, Gefallen gefunden habe.[1]) Aber zu einer dringenden Notwendigkeit wurde der Kampf doch erst später, als die immer mehr überhand nehmende Verbreitung der Ritterbücher die Masse des Volkes geradezu zu vergiften drohte. Nun eiferten Geistliche auf der Kanzel gegen die unseligen Romane. Weltliche und geistliche Schriftsteller erhoben ihre verurteilende und warnende Stimme; aber es war die Stimme in der Wüste, die von wenigen gehört, von noch wenigeren beachtet wurde. Man verfiel sogar auf den sonderbaren Gedanken das fahrende Rittertum gewissermassen in den Dienst der Religion zu stellen, indem

[1]) Die oft angeführte Stelle findet sich im Rimado de Palacio, Strophe 162.

man den Stil und Charakter jener Bücher wahrte, sie aber ihres weltlichen Inhalts entkleidete und ihre Helden zu Kämpfern für Moral und Religion machte.[1]) Endlich sah sich sogar die Gesetzgebung veranlasst gegen das Unwesen einzuschreiten. Im Jahre 1543 verbot Karl der Fünfte in einem Erlass den Druck und Verkauf von Ritterbüchern in den aussereuropäischen Besitzungen, und im Jahre 1555 erbaten die Cortes dasselbe Verbot für Spanien.[2]) Und derselbe Monarch, der solche Bestimmungen erliess, las selber (nach Clemencin) mit Vorliebe den Belianis von Griechenland, noch dazu einen der ausschweifendsten und abenteuerlichsten Romane der Gattung!

Alle diese Bestrebungen hatten nur geringen Erfolg. Erst Cervantes war es vorbehalten den entscheidenden Schlag zu thun. Die bisher noch nicht versuchte Waffe, deren er sich bediente, war der Spott. Mit unerbittlicher Satire und zugleich mit nie versagendem Humor stellte er seinen von der phantastischen Weltanschauung der Ritterromane bis zur Verrücktheit erfüllten Helden mitten in die nackte, prosaische Wirklichkeit, in das reale Leben hinein, und indem dieser in seinen Abenteuern statt des erhofften Ruhms nur blaue Flecken und zerschlagene Gliedmassen, oder im besten Falle nur Hohn und Spott davontrug, deckte der Dichter die ganze Lächerlichkeit und erbärmliche Hohlheit der Ritterlitteratur auf und schlug ihr die Wunde, an der sie verbluten sollte. Denn mochte auch das

---

[1]) Eine der am meisten charakteristischen dieser sonderbaren Produktionen ist die „himmlische Ritterschaft“ des Hieronymus Sanpedro aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in zwei Teilen. Der erste, von der Schöpfung der Welt anfangend, enthält gewissermassen eine Geschichte des alten Testaments bis zur Verkündigung des kommenden Messias. Der zweite Teil behandelt das Leben Christi bis zu seinem Tode und der Himmelfahrt. Christus erscheint darin als der Ritter vom Löwen, die zwölf Apostel als die Ritter der Tafelrunde, der Teufel als der Ritter von der Schlange. Nachdem Christus von seiner Mutter Abschied genommen, zieht er als jugendlicher Held in die Welt hinaus, um Kämpfe und Abenteuer zu suchen, bei denen es nach Art der weltlichen Romane nicht an Riesen, Zauberern und Ungeheuern fehlt. Das Ganze schliesst mit dem Siege des Löwenritters, der den von der Schlange zu schimpflicher Flucht zwingt.

[2]) Das merkwürdige Gesuch hat nach Ticknor (I, 206) folgenden Wortlaut: „überdies sagen wir, dass es allgemein bekannt ist, welches Unheil für Jünglinge und Mädchen und für andere aus dem Lesen von Büchern voll Lügen und Eitelkeiten, wie der Amadis und seinesgleichen, entstanden ist, da insbesondere junge Leute infolge ihrer natürlichen Geschäftslosigkeit zu dieser Art von Leserei

Gefallen an der gewohnten Lektüre nicht mit einem Schlage aus der Welt zu schaffen sein, so steht es doch fest, dass nach dem Erscheinen des ersten Teils des Don Quijote (1605) kein neues Ritterbuch mehr verfasst und dass von den vorhandenen mit ganz verschwindenden Ausnahmen keins wieder gedruckt wurde. Nach Clemencin ist die Historia caballeresca de D. Policisne de Boecia aus dem Jahre 1602 der letzte in Spanien erschienene Ritterroman.

Eine volle Würdigung von Cervantes unsterblicher Dichtung ist nur dann möglich, wenn man nicht aus den Augen verliert, dass er, wie er es am Ende des Werkes mit deutlichen Worten ausspricht, den bestimmten Zweck verfolgt »vor den erdichteten und unsinnigen Geschichten der Ritterbücher Abscheu einzuflössen«. Ein Verständnis aber des Don Quijote und seines fahrenden Rittertums ist nicht wohl möglich ohne einige Kenntnis dieses letzteren, wie es in den Romanen geschildert wird. Denn so vieles auch in dem wunderbaren Buche des spanischen Dichters willkürlich erfunden und lediglich einer tollen und übermütigen Phantasie entsprungen erscheint, so beruht es doch im Grunde immer auf Zügen, die er in jenen Büchern wirklich vorfand; nur natürlich treibt er alles auf die äusserste Spitze, damit die volle Schale des Lächerlichen sich über den Gegenstand seiner Satire um so wirkungsvoller ergiesse. Und so möge denn auf den folgenden Seiten ein Bild des fahrenden Ritters hauptsächlich nach dem Amadis, dem ersten und zugleich besten Ritterromane, in

---

greifen und durch Stellen über Liebe oder Waffen oder andern darin geschilderten Unsinn, wenn sie in ähnliche Lagen geraten, weit ausschweifendere Handlungen begehen, als ohne dieses wohl der Fall gewesen sein würde. Und manchmal ergötzt sich die Tochter, wenn die Mutter sie sicher eingeschlossen hat, damit diese Bücher zu lesen, welche ihr mehr Schaden thun als sie gelitten haben würde, wenn sie ausserhalb des Hauses gegangen wäre. Alles dieses wirkt aber nicht nur zur Unruhe einzelner, sondern zur grossen Gefährdung des Gewissens, weil es die Meinungen von heiliger, wahrer und christlicher Lehre ableitet und zu solchen schlimmen Eitelkeiten hinführt, durch welche, wie wir bereits angedeutet, der Verstand völlig verrückt wird. Diesem nun abzuhelfen bitten wir Eure Majestät dringend, dass kein von solchen Dingen handelndes Buch hinfüro gelesen werde und dass die gegenwärtig gedruckten gesammelt und verbrannt und keine weiter ohne einen eignen Freibrief herausgegeben werden. Durch solche Massregeln wird Ew. Majestät sowohl Gott als diesen Königreichen einen grossen Dienst erweisen . . .“

allgemeinen Umrissen und namentlich mit Beziehung auf die von Cervantes verwendeten Züge gegeben werden.[1])

[1]) Der Inhalt des Amadis, so weit sich ein solcher bei den zahllosen Abenteuern und Episoden geben lässt, ist in kurzen Worten folgender:

Auf seinen Zügen als fahrender Ritter kommt einst Perion, der König von Gallien, nach Klein-Britannien, um den Beherrscher dieses Reiches, Garinter, aufzusuchen. Nachdem er unter den Augen des zufällig dazukommenden, ihm noch unbekannten Königs zwei Ritter, die ihn hinterlistig überfallen, besiegt und getötet und gleich darauf einem gewaltigen Löwen den Garaus gemacht hat (gleich eine bescheidene Probe von der Leistungsfähigkeit der fahrenden Ritter), wird er von Garinter in sein Schloss geführt und auf das ehrenvollste aufgenommen. Hier wird des Königs Tochter Elisena von Liebe zu dem schönen und tapferen Perion ergriffen. Die Frucht dieser heimlichen Liebe ist Amadis. Kaum geboren wird das Kind von einer treuen Dienerin Elisenas in einer Kiste auf dem nahen Flusse ausgesetzt, der es bald ins Meer hinausführt. Es wird von dem schottischen Ritter Gandales, der zufällig vorüberfährt, gefunden, auf eins seiner Schlösser gebracht und dort mit seinem zu eben jener Zeit gebornen Sohne Gandalin erzogen. Später kommt Amadis an den Hof des Königs Languines von Schottland. Als dieser nämlich bei einem Besuche bei Gandales den Knaben sieht, ist er von seiner Schönheit und seinem Anstande so entzückt, dass er ihn mit Einwilligung seiner vermeintlichen Eltern mit sich nimmt, um ihn in seinem Hause zu erziehen. Hier sieht Amadis die Oriana, die Tochter des Königs Lisuarte von Grossbritannien, die ihr Vater bei Gelegenheit eines Kriegzuges dem König Languines in Obhut gegeben hat. In dem Herzen der beiden erwacht nun bald jene innige Liebe, deren Schilderung mit ihren mannigfachen Peripetien sich durch den ganzen Roman hinzieht. Inzwischen hat Perion Elisena, die Mutter des Amadis, geheiratet und mit ihr einen zweiten Sohn Galaor erzeugt. Die Abenteuer der beiden an Stärke und Tapferkeit fast gleichen Brüder machen nun im wesentlichen den Inhalt des langen Romans aus. Im Gegensatz zu dem in Liebesangelegenheiten ziemlich leichtfertigen Galaor, bewahrt Amadis seiner geliebten Oriana unverbrüchliche Treue trotz aller Versuchungen, denen er von seiten schöner Damen ausgesetzt ist, namentlich der schönen Briolanja, welcher er wieder zu dem ihr entrissenen Throne verholfen hat. Allein trotz seiner Treue entgeht er nicht dem Geschicke, die Eifersucht der durch falsche Gerüchte getäuschten Oriana zu erregen. Von Zorn über den wankelmütigen Geliebten erfüllt sendet sie ihm durch einen zuverlässigen Boten einen Absagebrief, worin sie ihm verbietet, jemals wieder vor ihrem Antlitz zu erscheinen. Von Verzweiflung ergriffen beschliesst Amadis nun sich von der Welt zurückzuziehen; er kommt schliesslich zu dem „armen Felsen“ und führt dort ein elendes Büsserleben. Endlich wird Oriana ihres Irrtums inne und ruft Amadis in ihre Nähe zurück. So scheint den Liebenden nach trüben Tagen das Glück wieder zu lächeln, aber noch sind sie dem gewünschten Ziele fern. Amadis verliert infolge von Verleumdungen die Gunst des Königs

Als der sinnreiche Junker von der Mancha seinen ersten Auszug unternimmt, fällt ihm der Gedanke, dass er noch nicht zum Ritter geschlagen sei, schwer aufs Herz, und er beschliesst diese für sein Unternehmen unerlässliche Bedingung sobald als möglich zu erfüllen Am Abend jenes ersten Tages gelangt er zu einer Schenke. Diese erscheint seinem von den Phantastereien der Ritterbücher erfüllten Geiste sogleich als eine herrliche Burg mit Türmen, der Wirt ist der Kastellan des Schlosses, die beiden zufällig dort weilenden lockeren Dirnen werden ihm zu schönen Edelfräulein. Hier nach Beendigung seines kärglichen Mahles ruft Don Quijote den vermeintlichen Schlosskastellan beiseite, kniet in echt ritterlicher Weise vor ihm nieder und bittet ihn um Aufnahme in den Ritterorden. Es folgt nun (D. Q. I, 3) die ergötzliche Scene, wie Don Quijote zum Ritter gemacht wird. Nachdem er unter mannigfachen Abenteuern die Waffenwacht auf dem Hofe der Schenke gehalten, erscheint der Wirt mit einem Jungen, der ein Endchen Licht trägt, und mit den beiden Mädchen, um die Ceremonie vorzunehmen. Er heisst Don Quijote niederknieen und murmelt scheinbar Gebete aus einem Buche, in dem er die den Maultiertreibern verabfolgten Rationen Stroh und Gerste zu verzeichnen pflegte, und erteilt ihm dann mit dem Schwerte den Schlag auf Nacken und Schulter; darauf gürtet ihm das eine der jungen Mädchen mit dem Wunsche, Gott möge ihn zu einem glücklichen Ritter machen, das Schwert um, die andre legt ihm den Sporn an, und damit ist der wichtige Akt beendet.

Lisuarte und sieht sich genötigt seinen Hof zu verlassen. Von neuem durchzieht er die Welt, um Kämpfe und Abenteuer zu bestehen. Bald aber droht seiner Liebe eine noch grössere Gefahr. Lisuarte hat die Hand Orianas dem Kaiser von Rom versprochen. Bereits ist sie auf dem Wege nach dem fernen Lande, als Amadis, der inzwischen zurückgekehrt ist uud seine Vorkehrungen getroffen hat, die Flotte der Römer angreift und in einem glücklichen Kampfe Oriana aus ihren Händen befreit, um sie nach der ihm gehörenden „Festlandsinsel“ zu bringen. Aber diese verwegne That erregt den höchsten Zorn Lisuartes Es kommt zu einem Kriege zwischen dem erbitterten Könige und dem Entführer seiner Tochter, in welchem ersterer unterliegt. Trotz des Unrechtes jedoch, welches Amadis von Lisuarte erfahren hat, ist er edelmütig genug diesem, als er von dem furchtbaren Zauberer Arcalaus und seinem Verbündeten, dem arabischen Könige, angegriffen wird, beizustehen und Rettung aus seiner schlimmen Lage zu bringen. Nun endlich erfolgt die Versöhnung und Amadis erhält die Hand seiner so lange und so treu geliebten Oriana.

Diese Ceremonien, wenn man sie des Lächerlichen entkleidet, womit sie der Dichter umhüllen wollte, entsprechen nicht nur genau denen, die in den Ritterbüchern sehr häufig erwähnt werden, sondern sind überhaupt diejenigen, die nach den gesetzlichen Bestimmungen bei der Aufnahme in den Ritterstand überhaupt beobachtet werden mussten. Letztere konnte allerdings auch ohne weitere Förmlichkeiten stattfinden; besonders geschah dies, wenn ein unmittelbar bevorstehender Kampf keine lange Vorbereitung gestattete. Auch im Amadis wird Macandon auf der Stelle zum Ritter geschlagen, da der ihm diese Würde verleihende Amadis im Begriff steht den Hof Lisuartes zu verlassen (Am. II, 14). Für gewöhnlich jedoch war die Erteilung des Ritterschlages mit einem umständlicheren Ceremoniell verbunden. In den Partidas finden sich darüber folgende Bestimmungen. Am Tage vor der Feierlichkeit wird der Aufzunehmende in kostbare Gewänder gekleidet und in die Kirche geleitet, um dort die Nacht über zu wachen und Gott um Verzeihung seiner Sünden und um Segen in dem neuen Stande zu bitten. Bei Tagesanbruch hört er sodann die Messe (daher im Don Quijote das Wirtschaftsbuch des Wirtes und das Lichtstümpfchen, dem Gebetbuche und den Altarkerzen entsprechend), und es erscheint nur der, welcher ihm die Würde erteilen soll. Nachdem dieser ihn gefragt, ob er die Ritterwürde erhalten und in gebührender Weise wahren wolle, legt er ihm selber die Sporen an oder beauftragt einen andern damit. Darauf gürtet er ihm das Schwert um, zieht dieses aus der Scheide, giebt es dem neuen Ritter in die Rechte und heisst ihn schwören, dass er nötigenfalls für die Ritterschaft, für seinen Herrn und für sein Land den Tod nicht scheuen wolle. Nach diesem Schwur giebt er ihm den Schlag auf den Nacken, bittet Gott ihn zu leiten und ihm die Kraft zur Erfüllung seines Versprechens zu geben, und küsst ihn schliesslich. Diese Bestimmungen sind im wesentlichen immer beobachtet worden, indes haben sie in unwichtigen Punkten manchen Wandel erfahren. Während z. B. nach der Darstellung der Partidas der junge Ritter unbewaffnet ist, da ihm das Schwert über dem brial (einem weit herabgehenden Gewande) umgegürtet wird, erwähnen sie selbst, dass er in früherer Zeit in voller Rüstung war und nur das Haupt unbedeckt hatte, eine Bestimmung, die sich auch in dem Doctrinal de Caballeros findet. Was nun die Ritterbücher betrifft, so werden in ihnen die Ceremonien ebenfalls festgehalten, doch so,

dass bald diese, bald jene übergangen und manches Unbedeutende geändert wird. Als z. B. Amadis aufgenommen werden soll, hat er zunächst die Waffenwacht zu halten; dann fragt ihn Perion, der ihm die Würde erteilt, ob er in den Orden der Ritter eintreten wolle. Nach bejahender Antwort richtet er an Gott die Bitte ihn zu einem tüchtigen Ritter zu machen, legt ihm den rechten Sporn an und reicht ihm das Schwert, das Amadis sich selbst umgürtet (Am. I, 4). Während hier der Messe nicht gedacht ist, wird diese bei einer andern Gelegenheit erwähnt (Am. II, 15). Auch der Kuss fehlt bei der Aufnahme des Amadis; nicht so in andern Fällen (Am. IV, 28: IV, 52).

Auffallen könnte es, dass Don Quijote Schwert und Sporen von den beiden Mädchen angelegt werden. Zunächst ist Cervantes darin den Traditionen der Romane durchaus treu geblieben. In diesen sind die Frauen bei der Ceremonie des Ritterschlages sehr oft beteiligt. Bald ist es das Schwert, das dem jungen Ritter von einer Dame gereicht wird (Am. II, 14), bald der Helm und der Schild (Am. IV, 52); auch in der Kirche bei der Waffenwacht leisten sie ihm Gesellschaft (Am. I, 4). Aber es wäre ein Irrtum zu glauben, dass die Ritterbücher sich hier eine Willkürlichkeit erlaubten; vielmehr hat man es hierbei mit einem in Spanien nicht nur gewöhnlichen, sondern auch in hohes Alter hinaufreichenden Gebrauche zu thun. In einer Romanze, in der geschildert wird, wie der König Ferdinand den Cid zum Ritter schlägt, heisst es: »der König gürtete ihm das Schwert um und küsste ihn auf den Mund, und um ihn mehr zu ehren gab ihm die Königin das Ross, und Doña Urraca, die Infantin, legte ihm die Sporen an«. Eine andere Cid-Romanze beschreibt die Ceremonie mit den Worten: »der Pate (d. h. der den Ritterschlag Erteilende) küsste ihn und gab ihm den starken Schild in den Arm, und Doña Urraca gürtet ihm das Schwert an die linke Seite«. Noch mag die berühmte Romanze angeführt werden, in der sich Urraca über die Sendung des Cid beklagt (afuera, afuera, Rodrigo); sie ruft ihm darin zu: »mein Vater gab dir die Waffen, meine Mutter gab dir das Ross; ich legte dir goldne Sporen an, damit du grössere Ehre hättest«. Man sieht also, die Sitte, dass Frauen bei der Aufnahme in den Ritterstand eine Rolle spielen, ist echt spanisch und sehr alt. Dass der Sporn von einer Frau angelegt wird, kommt

im Amadis allerdings nicht vor; nach den angeführten Beispielen aber wird man den Dichter deshalb keiner Willkür zeihen.

Sehr gewöhnlich geschieht beim Ritterschlage der weissen Rüstung (armas blancas) Erwähnung; sie war die unentbehrliche Bekleidung des jungen Ritters. Auch dieser Punkt macht Don Quijote einige Unruhe, wenn er den Blick auf seine nichts weniger als zu der Ceremonie geeignete Rüstung wirft; er hilft sich aber (D. Q. I, 2) über dieses Bedenken glücklich mit dem Vorsatze fort, sie bei der ersten Gelegenheit so zu putzen, dass sie weisser als Hermelin werden solle. Man hat unter armas blancas eine sorgfältig polierte Rüstung ohne Abzeichen zu verstehen: denn ein solches nimmt der Ritter erst später auf Schild oder Helm an, meist nach einer bedeutenden That oder auch nach einem mehr zufälligen Umstande. Auf dem Schilde des Königs Abies (Am. I, 9) ist z. B. ein Riese dargestellt und daneben ein Ritter, der ihm das Haupt abschlägt, weil Abies einen derartigen siegreichen Kampf einst bestanden hatte. Von diesen Emblemen erhalten dann bekanntlich die Ritter ihre Namen, die sich nach den Umständen auch ändern können. Als Amadis eben zum Ritter geschlagen auf Abenteuer auszieht, führt er zunächst noch den Namen »Junker vom Meere«, wie er infolge seiner Rettung durch Gandales bis dahin geheissen hatte; später heisst er der Ritter vom grünen Schwert oder vom Zwerge, weil er auf seinen Zügen durch Deutschland von einem Zwerge begleitet war; auch als der griechische Ritter und als Löwenritter kommt er in dem Roman vor. Auf diese Weise erklärt es sich, dass der Held des Cervantes sich zuerst schlechtweg Don Quijote von der Mancha nennt (D. Q. I, 1), später sich den Namen des Ritters von der traurigen Gestalt beilegt und endlich diesen mit dem des Löwenritters vertauscht, als er das Wagnis mit dem Löwen bestanden hat (D. Q. II, 17).

Die Erhebung zur Ritterwürde eröffnete dem jugendlichen Helden die Laufbahn des fahrenden Ritters mit allen ihren Mühen und Gefahren, aber auch mit all den hohen Ehren und dem unsterblichen Ruhme, die sie in Aussicht stellte. Und wahrlich, nicht gering waren diese Mühen und Gefahren! Eingedenk seines erhabenen Berufes durchstreifte er die Lande, oft unmittelbar nach erlangter Ritterwürde, wie Amadis selbst (Am. I, 4), um der Unbill zu steuern, die Ungerechtigkeit zu beseitigen und den Bedrängten zu Hilfe zu



eilen. Bald handelte es sich darum einem Ritter, der in ungleichem Kampfe zu erliegen drohte, beizustehen oder ihn aus hartem und unverdientem Kerker zu erretten, bald sich selber zu verteidigen, wenn böse Feinde ihm an Leib und Leben wollten. Dann auch musste er dem Könige, dem er sich in Dienst gegeben, in jeglicher Gefahr nahe sein, seine Feinde bekämpfen, belagerte Städte entsetzen, gefahrvolle Sendungen übernehmen. Und wie oft galt es nicht Damen zu retten, die von bösen Rittern entführt und in ihrer Ehre bedroht oder die in schmählicher Haft gehalten wurden; wohl auch ihnen wieder zu dem geraubten Throne zu verhelfen oder, wenn sie auf Tod und Leben angeklagt waren, als starker Kämpe für sie einzutreten. Denn in den Romanen wimmelt es von hilfebedürftigen Frauen und gewaltthätigen Rittern, die dem Fahrenden wenig Ruhe und Rast gestatten. Aber nicht genug damit ist die Welt der Ritterbücher noch mit anderen Wesen bevölkert, die in nicht geringem Masse dazu beitragen diese Drangsale zu erhöhen. Da sind zunächst die Riesen, meist wilde und unheimliche Gesellen, so recht zur Plage des fahrenden Ritters geschaffen. Dass sie bei ihrer Übergrösse mit Leichtigkeit Waffen schwingen, die ein gewöhnlicher Sterblicher nur mit Mühe zu heben im stande ist, versteht sich eigentlich von selbst; sind sie doch mitunter so kolossalen Leibes, dass sie auf Elephanten reiten, weil auch das stärkste Pferd sie nicht zu tragen vermöchte, oder dass der Ritter im Kampfe mit ihnen mit seinen Streichen nicht über ihr Knie hinauskommt. Dazu sind sie oft ekelhaft hässlich und wildesten Gemütes. Die Riesin Andandona mit weissem und zottigem Haar, das sie nicht kämmen kann, hässlich wie ein Teufel, läuft mit einer Schnelligkeit, dass nichts sie einholen kann; es giebt kein Thier, so wild es auch sei, das sie nicht bändigte und auf dem sie nicht ritte; mit Pfeil und Bogen erlegt sie Bären und Löwen, und die Felle wilder Thiere sind ihre gewöhnliche Kleidung (Am. III, 3). Ein anderer dieser Unholde ist in seiner Kindheit mit der Milch wilder Tiere aufgezogen worden und nährt sich später mit dem Fleische solcher Bestien, die er mit den Händen zerreisst. Der Riese Bandaguido ist von Liebe zu seiner eignen Tochter entbrannt und von ihr wieder geliebt heiratet er sie, nachdem sie mit seinem Wissen ihre Mutter in einen Brunnen gestürzt hat. Dieser schauerlichen Ehe entspross der scheussliche Drachen, den Amadis später tötete (Am. III, 11). Und mit solchen Ungetümen hatte der

fahrende Ritter den harten Strauss zu bestehen! Amadis überwindet in schwerem Kampfe den starken Riesen Madarque, der nur dadurch dem Tode entgeht, dass er im letzten Augenblicke Christ zu werden verspricht[1]) (Am. III, 3). Auch den Riesen Balan besiegt er (Am. IV, 47), und bei einer andern Gelegenheit erschlägt er den Madanfabul, als dieser den König Lisuarte in der Schlacht vom Pferde gerissen hat und zu seinen Schiffen tragen will (Am. II, 15). Noch besser macht es sein Sohn Esplandian; dieser tötet einmal drei riesenhafte Ritter, um gleich darauf den tapferen Riesen Matroco in schwerem Ringen zu besiegen (Espl. 6 u. 7).

Aber so ungeschlachte und gewaltige Kerle diese Riesen auch sein mochten, der fahrende Ritter hatte es hier doch immer mit natürlichen Kräften zu thun, wenn diese auch noch so sehr über das Mass des Menschlichen hinausgingen. Was aber wäre seinem nie wankenden Mute, seiner erprobten Tapferkeit und Gewandtheit unerreichbar gewesen! Und so geschieht es denn auch in der Regel, dass die Riesen von den fahrenden Rittern überwunden oder getötet werden. Ungleich schlimmer aber waren die Zauberer, jene geschworenen Feinde des fahrenden Rittertums, die durch langes Studium kabalistischer Bücher eine unheimliche Gewalt über die Naturkräfte erlangt hatten. Hier war selbst die höchste Kühnheit machtlos. Denn wie war dem Zauberer beizukommen, der sich und diejenigen, die er schädigen wollte, in eine Wolke zu hüllen und den Blicken unsichtbar zu machen verstand? (Am. I, 18). Was nutzte aller Mut und alle Waffentüchtigkeit, wenn er im Kampfe heimtückisch zurückweichend den ahnungslosen Gegner in einen gefeiten Raum lockte, wo dieser der Besinnung und jeglicher Kraft beraubt wie tot hinsank und rettungslos der Gewalt seines Feindes hingegeben war? So aber erging es Amadis (Am. I, 18), und auch Esplandian wäre genau dasselbe begegnet, wenn ihn nicht der in seinem Schwert umschlossene ältere und stärkere Zauber vor diesem Schicksal bewahrt hätte (Espl. 6). Oder welche Abwehr war denkbar, wenn der fahrende Ritter anscheinend freundlich aufgenommen zur nächtlichen Ruhe

[1]) Die Riesen sind natürlich meist Heiden. Dass sie im letzten Moment sich zum Christentum bekehren ist ein öfter wiederkehrender Zug. Auch dem streitbaren Riesen Matroco, der von Esplandian besiegt wird, fällt es plötzlich wie Schuppen von den Augen; er erkennt seinen bisherigen Irrwahn und will in dem Glauben an Christus sterben.

in ein kostbares zwanzig Ellen über dem Erdboden sich erhebendes Gemach geleitet wurde, welches mittels eines überaus sinnreichen Schraubenmechanismus sich geräuschlos versenken liess, so dass der arglos dem Schlummer Hingegebene sich bei seinem Erwachen zwanzig Ellen tief unter der Erde in einem dunklen Raume befand, wo an Entrinnen nicht zu denken war? (Am. III, 7). Nur ein Wunder konnte dann Rettung bringen. Zum Glück bleibt dieses denn auch niemals aus. Wie hätte die göttliche Barmherzigkeit auch den im Stiche lassen können, der zur Ehre Gottes unter unsäglichen Beschwerden die Welt durchstreifte, um Recht und Gerechtigkeit zu schaffen! [1])

Und wehe dem Armen, Mann oder Frau, der in die Gewalt dieser Riesen und Zauberer geriet; sie gingen nicht glimpflich mit ihm um! Hatte er einfach in dunklem Kerker zu schmachten, so

[1]) Es ist unnötig daran zu erinnern, wie fest Don Quijote an die Zauberer glaubt und was er von ihnen zu leiden hat. Bösartige Zauberer sind es, die über ihn Macht gewonnen haben, als er von den in der Schenke anwesenden vermummten Personen plötzlich überfallen, gebunden und in den dazu hergerichteten Käfig gebracht wird, um von seinen Freunden in sein Dorf zurückgeführt zu werden (D. Q. I, 46). Übel genug geht es ihm auch auf dem verzauberten Kahn, wenngleich das Abenteuer am Ende noch glücklich abläuft (D. Q. II, 29). Einen ganz besonders maliziösen Streich spielen ihm die Zauberer im Schlosse des Herzogs, wo er sich bereit erklärt hat, für die Sache des Don Clavijo und der Königstochter Antonomasia einzutreten, die der Riese und zugleich Zauberer Malambruno im fernen Candayo in eherne Bilder verwandelt hat und die ihre frühere Gestalt nicht eher wieder erhalten können, als bis „der Tapfere aus der Mancha" sich dem Zauberer im Zweikampf entgegenstellt. Um die ungeheure Entfernung von fünftausend Meilen zum Königreich Candayo zurückzulegen bedarf es eines Zauberrosses in Form eines hölzernen Pferdes mit einem Zapfen an der Stirn, der ihm als Zaum dient und mit dem es gelenkt wird. Der Ritt ist durchaus bequem; nur ist es nötig sich die Augen zu verbinden, damit das Aufsteigen und die Höhe der durchmessenen Bahn keinen Schwindel verursacht. Im unerschütterlichen Glauben an das Wunderross besteigen Don Quijote und sein Knappe mit verbundenen Augen den hölzernen Gaul, der sie sogleich offenbar mit rasender Schnelligkeit und ohne jede Erschütterung durch die Lüfte trägt; denn bald meinen sie sich in der zweiten Luftregion, die da Hagel und Schnee erzeugt, zu befinden (die Leute des Herzogs wehen ihnen mit grossen Blasebälgen Luft zu), bald glauben sie in die Region des Feuers zu gelangen (wenn ihnen durch angezündetes Werg das Gesicht heiss gemacht wird), bis endlich die in dem Holzgestell befindlichen Raketen entzündet werden, dieses unter schrecklichem Krachen in die Luft fliegt und der mutige Ritter nebst seinem Knappen halb versengt zu Boden fällt (D. Q. II. 41).

war das noch ein verhältnismässiges Glück. Oft waren die erbarmenswerten Opfer in engem und dunklem Gefängnis, wo keine Luft Zutritt hatte, so zusammengepfercht, dass der Raum sie mit Mühe zu fassen vermochte (Am. I, 19). Auch hatten sie schwere Ketten am Halse zu schleppen, wie Grindalaya bei dem Zauberer Arcalaus (Am. I, 58) und wie der König Lisuarte, welchen Esplandian mit Ketten am Halse und an den Füssen gefesselt auf seinem Lager ausgestreckt fand (Espl. 6). In andern Fällen wurden ihnen nachts Hände und Füsse mit mächtigen Stricken gebunden (Am. III, 2). Sie wurden mit Geisselhieben bedroht, wenn sie ihrem Schmerze in Klagen Luft machten und dadurch den Schlaf der Schlossbewohner störten (Am. I, 18), oder wenn die Rachsucht sich nicht damit begnügte sie in sicherem Gewahrsam zu wissen: Angriote und Arban von Norgales wurden auf Geheiss der Riesin Gromadaza täglich so furchtbar gegeisselt, dass ihnen das Blut beständig aus den Wunden floss (Am. II, 14 u. 18).

Zu allen diesen Gefahren und Drangsalen gesellen sich noch die Mühen und Entbehrungen, die der fahrende Ritter auf seinen Streifzügen zu gewärtigen hat. Wohl ihm, wenn er nach schwerem Tagewerk ermüdet, vielleicht verwundet, die Burg eines Freundes oder irgend eines Ritters erreicht (Am. II, 7, 12). Dann allerdings ist er der gastfreiesten Aufnahme sicher; denn dem Fahrenden Ehre und Dienst zu erweisen ist nicht nur Sache der Menschenfreundlichkeit, sondern geradezu Pflicht; schon die Partidas (II. tit. 21 ley 23) bestimmen, dass die Ritter von den Königen und von allen andern geehrt werden sollen. Aber nicht immer wurde es ihm so gut. Leicht muss er dann mit einem Unterkommen zufrieden sein, das er im Hause eines an seiner Strasse wohnenden gewöhnlichen Mannes findet (Am II, 12). Noch öfter geht es ihm wie so häufig Don Quijote (D. Q. I, 8, 10), dass er an einer Quelle (Am. III, 7) oder im Walde (Am. III, 4, 15) übernachten muss, wo ihm dann der Helm zum Kopfkissen, der Schild als Decke dient (Am. I, 24). Dann hiess es auch mit schmaler Kost zufrieden sein, wie es Don Quijote so oft begegnete (D. Q. I, 10). Nur was der Knappe bei sich führte, stand zu Gebote; und war auch das erschöpft, dann teilte wohl ein tief im Walde sein beschauliches Dasein führender Einsiedler das kärgliche Mahl mit ihm (Am. I, 28, 33), oder er war

genötigt zufällig des Weges ziehende Maultiertreiber um etwas Nahrung oder Futter für sein Ross zu bitten (Am. I, 36),

Ein solches Leben voll beständiger Gefahren, Entbehrungen und Mühen erfordert ausserordentliche Eigenschaften. Vor allem hat der fahrende Ritter einen nie versagenden, jeder Probe gewachsenen Mut. Dies weiter zu begründen ist überflüssig. Wer sich nicht scheut jeden Augenblick mit ungetümen Riesen und bösen Zauberern anzubinden, der liefert den vollgültigen Beweis grösster Kühnheit und Unerschrockenheit. Aber das Gefühl dieses unerschütterlichen Mutes führt nun den Ritter leicht dahin auch ohne Anlass Abenteuer aufzusuchen und Gefahren zu bestehen, die mit seinem Berufe der Ungerechtigkeit zu steuern nichts mehr zu schaffen haben. Denn man muss wohl bedenken, dass der fahrende Ritter neben dieser Mission auch den Zweck verfolgt unsterblichen Ruhm zu erlangen, auf dass der Glanz seines Namens über alle Länder hin erstrahle. Deutlich spricht dies Amadis in der Botschaft an seinen Vater aus, es heisst dort (Am. IV, 8): »niemals war mein Gedanke auf etwas anderes gerichtet als darauf ein fahrender Ritter zu sein und nach Kräften Unrecht und Unbill von denen abzuwenden, die sie erfuhren, namentlich von Frauen und Jungfrauen, denen vor allen andern Beistand geleistet werden muss; und deshalb habe ich mich vielen Mühen und Gefahren ausgesetzt ohne dabei etwas anderes im Auge zu haben, als Gott zu dienen und Preis und Ruhm unter den Menschen zu gewinnen.« Ganz in dem Sinne dieser Helden bemerkt daher Don Quijote, dass es kaum etwas Schöneres gebe, als wenn ein fahrender Ritter über Wüsteneien, über Einöden und Kreuzwege hin, durch wilde Forsten und Bergwälder hindurch nach Gefahr drohenden Abenteuern suche, lediglich um strahlenden, unvergänglichen Ruhm zu erringen (D. Q. II, 17). So geschieht es denn, dass der Ritter aus den allergeringfügigsten Veranlassungen in Streit gerät. Der Umstand, dass er einem ihm Begegnenden nicht sagen will wie er heisst (Am. I, 41) oder wohin er geht (Am. I, 26) genügt einen erbitterten Kampf auf Leben und Tod herbeizuführen. In ähnlicher Weise sucht er den gefährlichen Kampf mit wilden Tieren. Es ist schon gelegentlich bemerkt worden, wie der König Perion ohne eigentlichen Grund einen Löwen angriff und tötete, der damit beschäftigt war einen erbeuteten Hirsch zu verzehren. Auch Amadis hat es mit Löwen zu thun. Als er einst auf dem Hofe einer Burg

mit den Leuten des Burgherrn in heftigem Ringen begriffen ist, lässt eine mitleidige Dame in der Absicht ihm zu helfen zwei wilde Löwen von ihren Ketten losmachen. Diese stürzen sogleich auf die Gegner des Helden los, und während sie dieselben zerfleischen, gelingt es Amadis sich ins Freie zu retten. Nachher wagt aber niemand die Löwen wieder in sicheren Gewahrsam zu bringen, und daher bittet jene Dame den Amadis das Thor zu öffnen und so den Tieren die Freiheit zu geben. Das war freilich ein gefährlicher Auftrag, indes läuft die Sache gut ab; denn als er mit Schild und Keule bewaffnet das Thor öffnet, stürmen die Bestien in wildem Laufe hinaus ohne von ihm Notiz zu nehmen (Am. I, 21). Solche Begegnungen und Kämpfe mit Löwen sind in den Ritterbüchern überhaupt etwas sehr Gewöhnliches; dass die Ritter dabei stets obsiegen, braucht nicht erst gesagt zu werden. An derartige Heldenthaten mochte Don Quijote wohl denken, als er dem Gefährt begegnete, auf dem zwei wilde, zum Geschenk für den König bestimmte Löwen nach der Residenz geschafft wurden. Tollkühnen Mutes entschlossen, den Kampf mit den Ungetümen zu wagen, fordert er den verblüfften Kärrner auf den Käfig zu öffnen. Vergebens sucht dieser, suchen die andern anwesenden Personen Don Quijote das Wahnsinnige seines Unterfangens begreiflich zu machen. Selber von diesem an seinem Leben bedroht muss der Führer des Wagens sich endlich, nachdem alle sich in Sicherheit gebracht, dazu entschliessen den Käfig des einen der beiden Untiere zu öffnen. Den Schild am Arm, das Schwert in der Faust erwartet nun Don Quijote kühnen Herzens den Angriff. Er wartete vergebens. Der Löwe, sei es Trägheit, sei es richtige Schätzung seines Gegners, nachdem er sich gedehnt und gereckt, lange und gemächlich gegähnt und den Kopf aus dem Käfig gesteckt hatte, wandte ihm den Rücken und streckte sich ruhig und gelassen auf den Boden nieder. So verlief das unerhörte Abenteuer mit dem Löwen, dem Leibe Don Quijotes zum Heil, wenn auch ohne ihm den unvergänglichen Ruhm, den er gehofft, zu bringen. Aber war ihm auch dieser versagt, eine glänzende Probe höchsten Mutes hatte er abgelegt, und so war er wohl berechtigt sich fortan nicht mehr den Ritter von der traurigen Gestalt, sondern den Löwenritter zu nennen (D. Q. II, 17). Hier mag noch der furchtbare Kampf des Amadis mit dem scheusslichen Drachen auf der Insel des Teufels erwähnt werden, dessen Leib mit undurchdringlichen

Schuppen bedeckt war und aus dessen Rachen mit Flammen gemischter Rauch drang. Nachdem das Ungetüm die Lanze, mit der der Ritter ihm das eine Auge durchbohrt, mit seinen Zähnen in tausend Stücke zerbrochen und mit seinen Klauen den Schild zertrümmert hat, gelingt es Amadis ihm das Schwert durch die Nase tief ins Gehirn zu stossen und damit die tötliche Wunde beizubringen, nicht ohne dass es ihm jedoch im letzten Augenblicke die Rüstung vom Leibe reisst und die Krallen tief in seinen Körper einschlägt, so dass er der Besinnung beraubt wie leblos hinsinkt. (Am. III, 11).

So viel über den Mut. Von den andern, den fahrenden Ritter auszeichnenden Eigenschaften sei nur noch seiner Frömmigkeit mit kurzen Worten gedacht. Wie seine Einführung in den Ritterorden mit einem ernsten kirchlichen Akt verbunden ist, wie er sein Dasein als ein dem Dienste Gottes geweihtes betrachtet (Don Quijote nennt die fahrenden Ritter die Beamten Gottes auf Erden, durch deren Arm hinieden seine Gerechtigkeit vollstreckt wird: D. Q. I, 13), so ruht überhaupt ein stark religiöser Hauch über seinem Leben. An jedem Morgen wird gewissenhaft die Messe angehört (Am. II, 4, 18); ebenso bevor er nach nächtlicher Rast seinen Weg fortsetzt (Am. II, 10, 18). Trifft er unterwegs eine Einsiedelei, so verfehlt er nicht einzutreten und sein Gebet zu verrichten (Am. II, 1). Wenn er sich zu einem gefährlichen Unternehmen anschickt, bereitet er sich dazu je nach den Umständen durch Gebet oder Anhören der Messe, durch nächtliches Wachen oder durch Beichten in Kirche oder Kapelle vor (Am. III, 11; I, 42; II, 18, 21). Er lässt wohl auch seine Waffen in die Kirche tragen und legt sie an heiliger Stätte vor dem Altar der Jungfrau Maria an, um ihres Schutzes desto sicherer zu sein (Am. II, 18), oder er sucht in um den Hals gehängten Reliquien Abwehr der Gefahr (Am. ib.). Aber trotz dieser reichlichen Bethätigung frommen Sinnes bekommt man doch den Eindruck, als sei dieses religiöse Empfinden etwas ziemlich Äusserliches, durch andre Dinge stark in den Hintergrund Gedrängtes. Schon der erwähnte Umstand, dass des fahrenden Ritters Bestreben auf Erlangung unvergänglichen Ruhmes gerichtet ist, deutet auf eine zugleich auch sehr weltliche Auffassung seines Berufes hin. Noch mehr ergiebt sich das aus dem Einfluss, den die Dame seines Herzens auf den Ritter ausübt. Sie schwebt seinem Geiste beständig vor, sie ist der stete Gegenstand seines Sinnens, und namentlich bei schlimmen

Nöten scheint er in dem Gedanken an sie mehr Stärkung zu finden als in dem Gebet zu Gott. Wohl empfiehlt er sich in solchen Fällen auch dem Schutze Gottes, aber mit welcher Inbrunst ruft er dann seine Geliebte an und erfleht von ihr Mut und Kraft und Hilfe! Cervantes behandelt (D. Q. I, 13) diesen Punkt in höchst geistvoller Weise bei Gelegenheit des Gesprächs, das Don Vivaldo mit dem Helden seines Romans über das fahrende Rittertum führt. Mit feiner Ironie giebt Don Vivaldo seinem Reisegefährten zu bedenken, dass es doch wenig christlich sei, vielmehr stark nach dem Heidentum schmecke, wenn der fahrende Ritter, wie ihm dies in den Ritterbüchern aufgefallen sei, bei gefährlichen Abenteuern nie daran denkt, sich Gott zu empfehlen, sondern sich mit solcher Inbrunst an seine Dame wendet, als wenn sie sein Gott wäre. Aber Don Quijote, fast verletzt von dieser den Sitten des fahrenden Rittertums abholden Bemerkung, tritt mit voller Überzeugung und mit warmen Worten für diesen unerlässlichen Gebrauch, sich bei grossen Fährlichkeiten der Geliebten zu empfehlen, ein und meint naiv genug, dies sei nicht so zu verstehen, als unterlasse deshalb der Ritter sich an Gott zu wenden, denn dazu bleibe ihm Zeit und Gelegenheit im Verlaufe des Kampfes. Natürlich unterlässt Don Vivaldo nicht auf das Bedenkliche dieses Argumentes mit treffenden Worten hinzuweisen. Alles in allem wird man sagen müssen, dass Don Vivaldo im Grunde Recht hat, wenn auch der Gedanke an Gott bei dem Fahrenden nicht ganz in der Weise, wie er angiebt, in den Hintergrund tritt [1]).

Den Anstrengungen und Gefahren seines Berufes entsprachen auch die Ehren, die dem fahrenden Ritter zu teil wurden. Schon die ihm häufig beigelegten Namen: Blume und Ruhm der Welt, Blume und Spiegel aller Ritter der Welt, Licht der Bedrängten und ähnliche sind ein Beweis der hohen Achtung und Bewunderung, die ihm entgegengebracht wurde. Dem fahrenden Ritter, der seinem Namen einen weithin schallenden Ruf verliehen hat, ist das Höchste erreichbar. Es ist nicht übertrieben, wenn Don Quijote seinen treuen Sancho Panza belehrt, dass die fahrenden Ritter zum Range von

---

1) Don Quijote hätte sich hierbei auf die alten Satzungen des Rittertums berufen können. In den Partidas (II, tit. 21, ley 22) heisst es wörtlich: „Die alten Gesetzgeber hielten es für angemessen, dass diejenigen, die eine Freundin hatten, in den Kämpfen ihren Namen nannten, damit ihnen der Mut wüchse und sie sich mehr schämten den Gegner zu fehlen.“

Königen und Kaisern emporsteigen (D. Q. I, 21). Diese Fälle sind nicht selten. Amadis selbst wird als Nachfolger Lisuartes König von Grossbritannien und sein Sohn Esplandian Kaiser von Konstantinopel. Und wie dem fahrenden Ritter diese höchsten Würden am Ende seiner Laufbahn offen stehen, so sind die Könige und Kaiser in ihrer Jugend fahrende Ritter gewesen. Als Jüngling hat König Perion viele Länder durchstreift und sie mit dem Ruhm seines Namens erfüllt (Am. I, 42), und nicht minder durchzog König Lisuarte die Welt, um Abenteuer zu suchen und Ruhm zu gewinnen (Am. III, 4). Das fahrende Rittertum ist geradezu gewissermassen die Vorstufe und Vorbereitung zum Berufe des Herrschers, und es kann hierbei darauf hingewiesen werden, wie schon die Partidas es aussprechen, dass derjenige, der Ritter geworden, König und Kaiser werden könne; denn ohne Ritter zu sein, vermöge er dies ebenso wenig, wie der einfache clérigo Bischof werden könne, ohne vorher zum Messe lesenden Priester ordiniert zu sein.

Aber wenn man auch diese höchsten Ziele, die doch nur von wenigen erreicht werden können, aus dem Spiele lässt, so bleiben dann doch noch genug der ausserordentlichsten Auszeichnungen für den fahrenden Ritter übrig. Ihm Dienste zu leisten und ihn in seinem erhabenen Berufe auf jede Weise zu fördern, gilt als selbstverständliche Pflicht. Jede Ritterburg steht ihm offen und er kann darin der zuvorkommendsten Aufnahme versichert sein; dem Fahrenden Gastfreundschaft zu gewähren, ist im grunde mehr eine Ehre für den Burgherrn als für den Ritter, und so ist denn auch Don Quijote gar nicht überrascht, als ihn der Herzog zu gastfreundlichem Aufenthalte in seinem Schloss einladet; er nimmt das Anerbieten in zierlichster Rede und mit der vollen Ehrerbietung, die dem Stande seines Gastgebers gebührt, aber auch mit dem vollen Bewusstsein seiner Ritterwürde an (D. Q. II, 30).

Langt der fahrende Ritter auf einem Schloss oder am Hofe eines Königs an, so werden ihm die Waffen oft von vornehmen Damen, selbst von der Königin abgenommen und prächtige bequeme Kleider gereicht, wobei besonders der Mantel, häufig ein kostbarer Scharlachmantel, eine grosse Rolle spielt (Am. I, 12, 21)[1]. Während seines

[1]) Cervantes lässt sich diese oft wiederkehrenden Züge natürlich nicht entgehen, wenn er (D. Q. II, 31) den Empfang seines Helden in dem Schloss des Herzogs schildert. Zwei schöne Jungfrauen werfen ihm bei seinem Eintritt

Aufenthaltes werden ihm vornehme Ritter zur Gesellschaft gegeben (Am. I, 15; III 8, 12). Mit trefflichen Speisen wird für seine Bewirtung gesorgt, sein nächtliches Lager ihm im Gemach des Königs selbst bereitet (Am. I, Introd.; II, 18). Verlässt er den Hof, so wird ihm von den angesehensten Personen und vom Könige selbst das Geleit gegeben (Am. III, 8). Wenn er zum Kampfe geht, begleiten ihn die Vornehmsten, unter ihnen auch der König (Am. II, 18); oft tragen sie ihm Helm, Schild und Lanze (Am. I, 9; II, 18) und legen ihm die Rüstung an (Am. II, 18); auch der König betrachtet das nicht unter seiner Würde (Am. III, 8). In gleich ehrenvoller Art wird er nach dem Kampfe zu seiner Wohnung geleitet (Am. II, 18). Nicht geringere Huldigungen werden ihm von den höchst gestellten Frauen erwiesen. Sie rechnen es sich zur Ehre an, wenn er sich ihrem Dienste weiht; sogar Königinnen bitten ihn darum (Am. I, 15). Sie heilen seine Wunden; auch die Königin entzieht sich dieser zarten Sorge nicht (Am. IV, 16). Die vornehmsten Damen, besonders wenn er ihnen Dienste leisten soll oder welche geleistet hat, knien vor ihm nieder und wollen ihm Hände und Füsse küssen, was der Ritter natürlich zu verhindern sucht (Am. I, 42)[1]. Sogar die eignen Brüder ehren Amadis in dieser Weise (Am. I, 43; IV, 40).

Solche Ehren harren des fahrenden Ritters; es sind die höchsten, die überhaupt erwiesen werden können, sie sind geeignet reichen Ersatz für alles vergangene und bevorstehende Leid zu gewähren.

Der stete Begleiter des fahrenden Ritters, sein treuer Genosse in Not und Gefahr ist der Knappe. Gewöhnlich ist nur von einem solchen die Rede; doch kommen auch mehrere vor, wenn der Ritter namentlich mit grösserem Pomp auftritt, wie Patin, der Bruder des römischen Kaisers, der von zehn Knappen gefolgt nach Grossbritannien zu König Lisuarte zieht (Am. II, 4). Auch Brion de Monjaste ist

einen weiten Mantel von feinstem Scharlach über die Schultern, und als man im oberen Geschoss angelangt ist, nehmen ihm sechs Fräulein die Waffen ab.

[1]) Dieser höchsten Huldigung von seiten Beistand suchender Frauen hat sich Don Quijote mehr als einmal zu erfreuen. Die Prinzessin Micomicona wirft sich vor ihm auf die Kniee und erklärt sich nicht vom Boden erheben zu wollen, bis er ihr das Versprechen gegeben habe, ihr zur Rache an dem Bösewicht zu verhelfen, der sie wider göttliches und menschliches Recht ihres Reiches beraubt hat (D. Q. I, 29). Auch die schmerzensreiche Kammerfrau fleht ihn in derselben demütigen Weise um Abwehr ihrer Not an (D. Q. II, 38).

von fünf Knappen begleitet (Am. IV, 5). Mannigfach sind die Dienste, die der Knappe seinem Herrn leistet. Er hat auf seinem Pferde des Ritters Helm, Schild und Lanze (Am. I, 5; II, 14), denn den Helm setzt der Ritter unterwegs gewöhnlich nicht auf; dies geschieht nur, wenn er erkannt zu werden befürchtet, und natürlich wenn es zum Kampfe geht. Er führt ferner die Lebensmittel mit sich (Am. I, 33) und wird, wenn sie aufgezehrt sind, abgeschickt, um neue zu besorgen (Am. I, 35). Ebenso hat er das, was im Falle einer Verwundung für den ersten Augenblick Hilfe und Linderung bringen kann, in seiner Verwahrung (Am. IV, 16). Aufträge des Ritters an andre Personen werden von dem Knappen besorgt; er überbringt Briefe und ist der Vermittler wichtiger Botschaften. Als Amadis in grosser Gefahr die Hilfe seines Vaters Perion in Anspruch nehmen muss, betraut er seinen treuen Schildknappen Gandalin mit dieser Sendung (Am. IV, 8). Überhaupt ist das Verhältnis zwischen Ritter und Knappen ein durchaus freundschaftliches und schönes; denn dieser strebt nach der Anerkennung und Liebe seines Herrn, da dies der sicherste Weg ist sein Ziel, die Ritterwürde, zu erreichen, und der Ritter lohnt die Dienstbereitschaft und Hingebung seines Knappen mit gleicher Liebe. So wird dieser denn auch leicht der Vertraute der Herzensangelegenheiten seines Herrn. Er nimmt an diesen den vollsten Anteil und empfindet die Freude und die Trauer des Ritters mit, je nachdem die Geliebte ihm hold ist oder sich von ihm abwendet. Er begleitet ihn zu dem heimlichen Stelldichein (Am. II, 19) und richtet Liebesbotschaften aus (Am I, 14)[1]. Ausser diesen leichteren und ungefährlicheren Diensten ist der Knappe natürlich auch verpflichtet dem Ritter in jeder Not und namentlich im Kampfe beizustehen. Wichtig ist hier die übrigens ganz allgemein für das Rittertum geltende Bestimmung, dass der Knappe nicht einen Ritter angreifen darf, denn dadurch würde er sich um die Aussicht auf künftige Ritterschaft bringen (Am. I, 15), wohl aber darf er seinem bedrängten Herrn gegen andre, die nicht ritterlichen Standes sind, zu Hilfe kommen (Am. III, 3). Diese Vorschrift vernimmt der nicht übermässig tapfere Sancho Panza

[1]) Wer denkt hier nicht an den Brief, den Don Quijote, als er sich in der Sierra Morena die harte Busse auferlegte, an Dulcinea schrieb, um ihn seinem Knappen zur Besorgung zu übergeben, und an die höchst ergötzliche Art, in der diese Liebesbotschaft verlief? (D. Q. I, 25 f.).

zu seiner nicht geringen Beruhigung, und gewiss mit vollster Ehrlichkeit verspricht er ihr gewissenhaft nachzukommen (D. Q. I, 8). Dass aber der Knappe auch bei nicht ritterlichen Gegnern übel fahren könne, sollte er nur zu bald in dem Streite mit den Yanguesen erleben (D. Q. I, 15).

Der natürliche Lohn des Knappen für seine lange und treu geleisteten Dienste ist der Ritterschlag; doch stehen ihm unter besonderen Umständen auch noch andre Belohnungen in Aussicht. Als Amadis den Brief Orianas erhält, in dem sie sich von ihm lossagt, und er sich infolge dessen Verzweiflung im Herzen in die Einsamkeit vergräbt, macht er seinen Knappen zum Herrn der Ínsola firme als Entgelt für die Treue, mit der er ihm gedient und Not und Gefahr mit ihm geteilt hat (Am. II, 2)[1]. Auf solche Fälle

[1]) Die Ínsola firme spielt im Amadis eine sehr grosse Rolle, besonders auch wegen eines berühmten Zauberwerkes, das sie enthielt. Sie hatte dem Apolidon, dem älteren der beiden Söhne des Kaisers von Konstantinopel gehört. Derselbe hatte zu Gunsten seines jüngeren Bruders auf den Thron verzichtet und war, indem er sein Schicksal dem Zufall überliess, mit seiner schönen Gemahlin Grimanesa nach der genannten Insel gekommen; er tötete den Beherrscher derselben, einen wilden Riesen, und setzte sich dadurch in ihren Besitz. Nach dem Tode des Kaisers von Griechenland, der keine Erben hatte, auf den Thron dieses Reiches berufen, verliess er später die Insel, um die ihm angetragene Würde zu übernehmen. Vorher jedoch traf er auf Bitten seiner Frau Vorkehrungen, damit in künftigen Zeiten nur diejenigen Herren der Insel werden könnten, die ihnen selbst an Tapferkeit, Schönheit und Treue gleichkämen. So führte denn der zauberkundige Apolidon jenen Wunderbau auf, dessen Beschreibung, da er später noch erwähnt werden muss, hier nach Braunfels in seiner Übersetzung des Don Quijote gegeben werden mag. Er hatte in einem Park vier reiche Wohnungen erbaut und den Park so abgeschlossen, dass nur ein einziger Thorbogen den Zugang ins Innere desselben gestattete; niemand aber, Mann oder Weib, konnte unter dem Thorbogen hindurch gehen, wer nicht dem Gegenstande seiner ersten Liebe unverbrüchlich treu geblieben. Kam jemand, bei dem diese Bedingung nicht zutraf, dann blies eine auf dem Bogen stehende Bildsäule mit furchtbarem Schall in die Trompete, und der Eindringling wird weit hinweggeschleudert; wenn aber getreue Liebende hindurchschreiten, so giebt die Trompete den süssesten Ton. Sie gelangen alsdann in eins der Gemächer, wo auf Fussgestellen von Jaspis die Bildsäulen Apolidons und seiner Gemahlin Grimanesa stehen, und eine unsichtbare Hand schreibt den Namen der Getreuen auf den Jaspis. Zehn Schritte vor dem innersten Gemach steht eine Säule von Kupfer; weiter als bis zu dieser konnten nur die besten unter den Rittern gelangen. Fünf Schritte weiter stand wieder eine andre Säule, aus Stein gehauen; über sie hinaus

beziehen sich die grossartigen Hoffnungen, die Don Quijote in dem Herzen Sancho Panzas erregt, wenn er ihm nicht etwa bloss eine geringe Grafschaft oder Markgrafschaft in Aussicht stellt, sondern ein grosses Königreich, das ihm gar nicht fehlen könne (D. Q. I, 7, 10). Wenn es nun auch das Schicksal ihm so gut nicht werden liess, so sollte ihm doch wenigstens beschieden sein, mit nicht geringer Weisheit, wenn auch unter mannigfachen Nöten und Entbehrungen die Insel Barataria als Statthalter zu verwalten (D. Q. II, 45 f.),

Das Leben des fahrenden Ritters ist mit Kämpfen erfüllt und ihre Schilderung nimmt in den Ritterbüchern einen breiten Raum ein. Aber grade über sie ist wenig zu sagen, denn sie verlaufen, wie es auch kaum anders sein kann, fast immer in derselben Weise und ihre Beschreibung leidet an einer ermüdenden Einförmigkeit. Zuerst stürmen die Gegner mit ihren Lanzen auf einander los; sind diese zersplittert, so greifen sie zum Schwert und setzen den Kampf fort, bis er durch Kampfunfähigkeit oder den Tod des einen der Streitenden beendet wird. Eine sehr häufig dabei eintretende Peripetie ist, dass der eine den andern vom Pferde zu reissen sucht, indem er ihn am Helme oder sonstwo packt, oder die Kämpfenden umschlingen sich auch eng mit den Armen und suchen sich aus dem Sattel zu bringen; dabei fallen sie gewöhnlich beide zu Boden; wenn sie sich in dieser engen Umarmung eine Weile herumgewälzt, gelingt es dem einen, sich los zu machen; beide erheben sich schleunigst und das Schwert in der Hand beginnen sie zu Fuss den Kampf von neuem und wo möglich noch erbitterter und gefährlicher, da jetzt die beiden Gegner sich näher auf den Leib rücken können. Ein weiteres Eingehen auf die Sache ist hier um so weniger nötig, als regelmässige Kämpfe im Don Quijote selten vorkommen und dann schnell und ohne besondere Zufälle verlaufen. Nur auf einige wenige Punkte, die übrigens eine über die Ritterbücher hinausgehende allgemeine Geltung haben, genügt es hier mit Beziehung auf die Dichtung des Cervantes hinzuweisen. Liegt der Gegner besiegt am Boden, so hat der Sieger das Recht ihn zu töten. Von diesem Rechte wollte auch Don Quijote auf Sancho Panzas Rat dem über-

---

konnte nur ein Ritter gehen, der tapferer als Apolidon, und eine Dame, die schöner als Grimanesa wäre, und diese beiden, wenn sie sich dereinst fänden, sollten Herren der Festlandsinsel und ihrer Schätze werden. Alle diese Proben bestand Amadis siegreich, wie später auch seine Oriana.

wackeren Spiegelritter gegenüber Gebrauch machen, und er würde auf diese Art seinen eigenen guten Freund Sanson Carrasco, eben dem Spiegelritter, das Lebenslicht ausgeblasen haben, wenn es der Himmel nicht verstanden hätte, die Sache zu einem milderen Ende zu führen (D. Q. II, 14). Aber in der Regel kommt es nicht zu diesem Äussersten; der Sieger begnügt sich, namentlich einem ehrenwerten Feinde gegenüber, meist damit, dass dieser sich für überwunden erklärt und den ihm zu erteilenden Auftrag auszuführen verspricht. Um nun von dem überwunden am Boden Liegenden dieses Geständnis und dieses Versprechen zu erzwingen, hält er ihm die Lanze oder die Spitze des Schwertes dicht vor das Gesicht, indem er ihm so nur die Wahl zwischen Zusage oder augenblicklichem Tode lässt (Am. I, 43; II, 7; III, 10). Diesen echt ritterlichen Gebrauch beobachtet Don Quijote bei mehreren Gelegenheiten. Als ihm in dem furchtbaren Kampfe mit dem Biskayer (D. Q. I, 9) ein Teil der Rüstung und des Helmes nebst dem halben Ohr abgerissen worden war, fasste er von ungeheurer Wut erfüllt sein Schwert mit beiden Händen[1]) und schlug so ingrimmig auf seinen Gegner los, dass dieser schwer verwundet und von dem Schlage betäubt sich an dem Halse seines Maultiers festklammerte, bald aber von diesem auf den Boden geworfen wurde. Flugs stieg nun Don Quijote vom Pferde, lief eilends hin, hielt dem Biskayer die Spitze seines Schwertes vor das Gesicht und gebot ihm sich zu ergeben, falls er ihm nicht den Kopf abschlagen sollte. Nur ein glücklicher Zufall bewahrte den Bedrohten vor diesem Geschick. Ähnlich verlief der Kampf mit dem erwähnten Spiegelritter. Diesen hatte Don Quijote mit kräftigem Lanzenstoss derartig hingestreckt, dass er nicht Hand noch Fuss rühren konnte und wie tot dalag. Auch diesen bedrohte er, indem er ihm die Schwertspitze über das Gesicht hielt, mit dem Tode, wenn er sich nicht anheischig machte das, was er ihm anbefehlen würde, getreulich zu erfüllen (D. Q. II, 14).

Dieses Versprechen, gewisse von dem Sieger auferlegte Bedingungen zu erfüllen war in der Regel mit der Forderung sich für besiegt zu erklären verbunden. Auch wurden solche Bedingungen nicht bloss an den im Zweikampfe Besiegten gestellt, sondern auch

[1]) Das Schwert fassen die Kämpfer mit beiden Händen in der Regel nur im äussersten Notfall, wenn sie von Tod oder Niederlage bedroht in einem letzten verzweifelten Hiebe noch etwaiges Heil zu finden glauben (Am. I, 9; I. 42).

an solche, denen der fahrende Ritter einen wesentlichen Dienst geleistet, die er z. B. aus schwerem Kerker befreit hatte. Sie sind sehr verschiedener Art und können unter Umständen recht demütigender Natur sein; meist jedoch macht es der Sieger gnädiger und beauftragt den Besiegten nur mit Botschaften an Freunde oder andre Personen, wie an den König, in dessen Dienst er sich begeben; namentlich aber sendet er den Besiegten zu der Dame seines Herzens, damit er dieser seinen Sieg verkündige und ihre Befehle entgegennehme; denn durch solche Heldenthaten steigt der Preis der Dame und wächst die Liebe in ihrem Herzen zu dem Vollbringer derselben. Es ist natürlich, dass Don Quijote diese auf die Verherrlichung der Geliebten abzielende Sitte bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten getreulich beobachtet. Mit welch unübertrefflicher Komik karrikiert Cervantes diesen Gebrauch, wenn Don Quijote den von ihm befreiten Galeerensklaven die Weisung erteilt, sich mit ihren Ketten beladen unverzüglich nach Toboso aufzumachen, sich dort dem Fräulein Dulcinea zu stellen und ihr zu sagen, dass ihr Ritter, der von der traurigen Gestalt, sich ihrer Gunst hiermit empfehle, und ihr getreulich alles bis zur Erlangung ihrer ersehnten Freiheit durch seine Hand zu berichten, worauf sie auf gut Glück ihres Weges ziehen könnten, wohin sie wollten (D. Q. I, 22). Oder wenn Don Quijote nach dem harten Strauss mit dem Spiegelritter diesem das Bekenntnis abnötigt, dass die unvergleichliche Dulcinea von Toboso an Schönheit die Casildea von Vandalien (dies ist die vorgebliche Dame des Spiegelritters) weit übertreffe, und ihn zugleich verpflichtet, nach Toboso zu gehen, sich dort dem Willen und Belieben seiner Dame zur Verfügung zu stellen und, falls sie ihn nicht zurückhalte, wieder zu ihm zurückzukehren, eine Forderung, die der mit dem Tode Bedrohte wohl oder übel zu erfüllen verspricht (D. Q. II, 14). Aber das Glück ist treulos, auch dem Mutigsten kann es die Niederlage bereiten. Das sollte auch Don Quijote erfahren. Wie er einstmals, nach seiner Gewohnheit in vollständiger Rüstung, in der Nähe von Barcelona am Strande spazieren ritt, nahte sich ihm, gleichfalls von Kopf bis Fuss gewappnet, der Ritter vom weissen Monde und fordert ihn zum Kampfe, um ihn zu dem Geständnis zu zwingen, dass seine Dame ohne Vergleich schöner sei als Dulcinea von Toboso. Das Ringen war kurz. Auf seinem leichtfüssigen Ross rannte der vom weissen Monde seinen Gegner mit solcher Gewalt an, dass er

samt seinem Rocinante alsbald am Boden lag. Sofort stürzte der Sieger über ihn her, hielt ihm den Speer vor das Gesicht und bedrohte ihn mit augenblicklichem Tode, falls er nicht die zu stellende Bedingung erfülle. Diese aber war keine andere, als dass Don Quijote sich verpflichtete, auf ein Jahr oder bis zu der Frist, die ihm gesetzt werden würde, in sein Dorf zurückzukehren und in dieser Zeit die Waffen ruhen zu lassen. Der Ritter vom weissen Monde war nämlich niemand anderes als der Bakkalaureus Sanson Carrasco, der diesen Streich ersonnen hatte, um seinen Freund von seiner Verrücktheit zu heilen (D. Q. II, 64). So endete dieses Abenteuer und mit ihm die glorreiche Laufbahn des sinnreichen Junkers von der Mancha; denn bald nachdem er durch sein Versprechen gebunden in sein heimatliches Dorf gekommen, erkrankte er und nicht lange währte es, so schied er aus dieser Welt und mit ihm der letzte der fahrenden Ritter.

Ein Leben, das ihm täglich und stündlich Gefahr und Anstrengung brachte, musste nicht nur den Mut des fahrenden Ritters stählen, sondern auch seinen Körper gegen Schmerz und Verwundung in hohem Grade unempfindlich machen. Wie hätte er auch der Wunden achten können, wenn ihm nach schwerem Kampf vielleicht schon in der nächsten Stunde ein feindlicher Ritter den Weg verlegte und von neuem zwang die Waffen zu ergreifen? In der That können ihn nur die allerschwersten Verletzungen am Kämpfen verhindern; immer ist er zu neuem Kämpfen bereit, und selbst da, wo er es unbeschadet seiner Ehre thun könnte, wie bei Herausforderungen zu einem Waffengange, vermeidet er es den Termin hinauszuschieben, um nicht den Schein der Schwäche oder Mutlosigkeit aufkommen zu lassen. Aber der Schmerz der Wunden hemmt ihn nicht nur nicht in seinem ritterlichen Thun, er darf ihm auch keinen Laut der Klage erpressen. Der Fahrende klagt nie über Schmerz, so unmännliches Gebahren ist seiner unwürdig. Ganz in diesem Sinne belehrt Don Quijote seinen Knappen nach dem verzweifelten Abenteuer mit den Windmühlen, wo er von einem Flügel der Mühle erfasst und weit ins Feld hinausgeschleudert sich in einem höchst jämmerlichen Zustande befand, dass er nicht klage, weil es dem fahrenden Ritter nicht gestattet sei wegen irgend welcher Wunde Laute des Schmerzes auszustossen, selbst wenn die Eingeweide aus ihr heraushingen (D. Q. I, 8). Clemencin führt in seinem Kommentar zu dieser

Stelle aus dem Doctrinal de Caballeros eine Verordnung des Königs Alfons des Elften an, die die Ritter des von ihm gestifteten Ordens de la Banda anweist niemals einen Weheruf hören zu lassen und mit allen Kräften sich der Klage zu enthalten, wie gross auch die Verwundung sein möge.

Die Heilung seiner Wunden machte dem fahrenden Ritter keine erheblichen Schwierigkeiten, wenn er sich im Besitze eines unfehlbaren Universalmittels befand, das er vielleicht einer gütigen Fee oder sonst einem glücklichen Umstande verdankte. Im Amadis selber kommt derartiges nicht vor, wohl aber in andern Ritterbüchern; einer der Palmerine z. B. verfügt über eine Flasche heilkräftigen Wassers, das im Nu auch die gefährlichsten Wunden beseitigt. Wer dächte hierbei nicht an den berühmten Balsam, den Fierabras in zwei Fässchen am Sattel mit sich führte und der ebenfalls augenblickliche Heilung bewirkte?[1]) Von diesem Balsam hat natürlich auch der in allem, was das Rittertum angeht, so bewanderte Don Quijote Kenntnis (D. Q. I, 10). Er besitzt sogar das Rezept dazu. Dies ist im grunde höchst einfach: etwas Öl, Wein, Salz und Rosmarin, das ist alles. Und so bereitet er bei einer recht dringenden Veranlassung aus diesen billigen und leicht beschafften Ingredienzien den Wundertrank unter Bekreuzigungen und frommen Gebeten. Alsbald von Herr und Diener genossen verfehlt dieser denn auch nicht seine augenblickliche und äusserst kräftige Wirkung zu üben, wenn auch nicht ganz in der gehofften Weise (D. Q. I, 17). Aber so wunderbare Mittel waren nicht leicht zu haben und nicht jedem fahrenden Ritter standen sie zu Gebote. Dann musste er sich mit dem begnügen, was menschliche Kunst und sorgsame Pflege vermochten. Es ist schon oben bemerkt worden, dass der Knappe für den Fall

---

[1]) Solche wunderkräftige Mittel kommen in den chansons de geste nicht selten vor; besonders wird in dieser Hinsicht die mandragore (mandegloire) häufig erwähnt, eine Pflanze, an die sich bis auf den heutigen Tag mannigfacher Aberglauben knüpft; mit ihr heilt im Fierabras die Königstochter Floripas den schwer verwundeten Olivier. Ähnlich wird im Otinel dem Ogier die Gesundheit durch ein Kraut wiedergegeben „das Gott selbst in seinem Garten gepflanzt hat“. Überhaupt mag hier ein für allemal gesagt werden, dass zwischen dem fahrenden Ritter und den Helden der Romane aus dem Sagenkreise Karls des Grossen und noch mehr mit denen der phantastischeren Artusromane eine grosse Verwandtschaft vorhanden ist.

des Bedürfnisses das Notwendigste bei sich führte, etwa ein schmerzstillendes Mittel oder das unentbehrlichste Verbandzeug. Natürlich fehlte es auch in den Burgen, die dem Verwundeten Aufnahme gewährten, nicht an dem zu seiner Heilung Erforderlichen (Am. I, 15). Hier auch fand er am leichtesten Personen, die in der Heilkunde erfahren ihn der Genesung entgegen führen konnten. Sehr häufig sind dies wirkliche Ärzte, die die Medizin zu ihrem Berufe gemacht haben. Sie werden oft erwähnt; einer der berühmtesten ist der auch im Don Quijote (I, 24, 25) genannte weise Meister Elisabat, welcher im Amadis eine hervorragende Rolle spielt. Doch auch andre Personen sind in dieser Kunst erfahren; im Amadis (IV, 48) wird z. B. ein schwer verwundeter Ritter durch die Geschicklichkeit eines Mönches wieder hergestellt. Vornehmlich jedoch lag die Pflege der Verwundeten und ihre Heilung den Frauen ob, und hierin beruhen die Ritterromane durchaus auf den Gebräuchen des wirklichen Lebens. Denn in den Zeiten des blühenden Rittertums war die Aneignung medizinischer und chirurgischer Kenntnisse für die Frauen ritterlichen Standes ein Teil der Erziehung, und selbst die höchstgestellten Damen waren im Besitz derselben und übernahmen bereitwillig die Pflege derer, die im Kampf oder Turnier verwundet ihrer Obhut anvertraut wurden. Statt vieler anderer Beispiele kann es genügen die Tochter des Königs Perion Melicia zu nennen, welche mit sachkundiger Hand die tiefe Wunde des Don Bruneo untersucht und ihm nach genauer Prüfung die Heilung in Aussicht stellt (Am. III, 3).

In der dünn bevölkerten Welt der Ritterromane, wo neben dem fahrenden Ritter und der notwendigen Staffage von Kaisern und Königen, Riesen und Zwergen, Zauberern, Feen und Einsiedlern das Gros der übrigen Sterblichen nur selten einmal erwähnt wird, in dieser kuriosen Welt ist den Frauen eine gewaltige Rolle zugewiesen. Nicht nur in den Burgen und Schlössern und am Hofe der Könige treten dem Fahrenden schöne Frauen und Jungfrauen entgegen; auch wenn er in Ausübung seines Berufes die Welt durchstreift, um Bedrängten Hilfe und Beistand zu gewähren, findet er sie in Hülle und Fülle auf seinen Wegen und mit ihnen die Gelegenheit in ihrem Dienste Streit und Gefahr zu bestehen. Zwar kann er der Dame, die sich unwürdig zeigt, ihre Bitte abschlagen; auch ist er nur zu solchen Diensten verpflichtet, die mit seiner Ritterehre vereinbar

sind; sonst aber ist er stets bereit selbst um der geringfügigsten Dinge willen sich Kampf und Gefahr in ihrem Interesse zu unterziehen. Für so grosse Aufopferung bleibt denn auch der Lohn nicht aus. Nicht nur, wenn er auf einer Burg anlangt, werden ihm von den Frauen mannigfache Ehren erwiesen, nicht nur von ihnen seine Wunden mit hingebender Sorge geheilt; gar leicht auch erwachen dann in ihnen tiefere Gefühle, und heftige Liebe zu dem jugendlichen Helden ergreift ihr Herz. Solche Verhältnisse nehmen in den Ritterbüchern einen breiten Raum ein und die Dichter verweilen mit sichtlichem Wohlgefallen bei ihrer Schilderung. Diese intimere Beziehung nun zwischen Ritter und Dame zeigt in den Romanen einen sehr verschiedenen Charakter. Bald ist sie nicht viel mehr als eine ziemlich unverhüllte grobe Sinnlichkeit; bald wird sie auf eine ideale Höhe gehoben, wo sie in phantastische, jeden Boden unter den Füssen verlierende Schwärmerei und Abgötterei ausartet. Schon im Amadis sind diese so entgegengesetzten Auffassungen der Liebe vertreten.

Wenn der fahrende Ritter zu nächtlicher Rast oder zu längerem Aufenthalt in einer Burg verweilt, so geschieht es leicht, dass des Burgherrn schöne Tochter in plötzlicher und gewaltiger Liebe zu dem im Glanze hohen Ruhmes und hoher Schönheit[1]) strahlenden Ritter entbrennt[2]). Ausser Stande ihre Gefühle im Herzen zu verschliessen, teilt sie ihre Pein einer treuen Zofe mit, und diese, stets bereit auch hierin ihrer Herrin mit Aufopferung zu dienen, ist dann die gewandte Vermittlerin zwischen dem Ritter und der Dame; sie findet Mittel und Wege das zarte Verhältnis einzuleiten, sie schafft den Liebenden die Gelegenheit sich zu sehen und weiss es vor den Augen andrer in Geheimnis zu hüllen; denn für die Dame ist eine solche Liaison nicht nur blossstellend, sondern auch sehr gefährlich; im Falle der Entdeckung würde sie nichts vom Tode erretten (Am. I, 1). Und wenn dann die Folgen eines solchen Verhältnisses sich einstellen, dann weiss die treue Zofe auch dafür Rat, sie findet einen Ausweg aus

[1]) Auch der fahrende Ritter zeichnet sich sehr gewöhnlich durch Schönheit aus. Dies wird z. B. vom König Perion berichtet (Am. I, Introd.); der körperlichen Vorzüge des Amadis wird an vielen Stellen gedacht (Am. I, 2, 8), und Esplandian erfreut sich einer fast überirdischen Schönheit.

[2]) Vergl. die höchst anmutige Schilderung solcher Vorfälle im Leben des fahrenden Ritters in D. Q. I, 21.

der schlimmsten Verlegenheit. In dieser Weise wurden König Perion und Elisena, die Tochter des Königs Garinter, als sie sich zum ersten Male sahen, von der heftigsten Liebe zu einander ergriffen und dadurch die Eltern des Amadis. Ihr Verkehr wurde durch die Zofe Darioleta vermittelt, die auch durch einen klugen Anschlag das Leben des neugeborenen Knäbleins rettete (Am. I, Introd.). Dieser König Perion scheint überhaupt schönen Frauen nicht weniger gefährlich gewesen zu sein als mannhaften Rittern und wilden Bestien. Als fahrender Ritter hatte er auch Deutschland zwei Jahre lang durchstreift und seinen Ruhm durch alle deutsche Gaue verbreitet. Auf der Rückkehr in seine Heimat fand er einst gastliche Aufnahme bei dem Grafen von Selandia, und hier wurde die wunderschöne Tochter des Grafen urplötzlich ebenfalls von so unbezwinglicher Liebe zu dem schönen Ritter erfüllt, dass sie sich selber mit dem Tode bedrohte, falls ihr Gefühl keine Erwiderung fände; die entschlossene Dame mochte ahnen, dass durch sie der Welt das Heil widerfahren sollte die Grossthaten Florestans, des dritten der glorreichen Söhne Perions, zu bewundern (Am. I, 42). In prächtigster Weise wird die unwiderstehliche Leidenschaft, die der schöne ruhmgekrönte fahrende Ritter in dem weiblichen Herzen entzündet, von Cervantes in D. Q. I, 16 parodiert. Wie gewöhnlich übel mitgenommen liegt Don Quijote mit Pflastern und Binden bedeckt nachts auf seiner erbärmlichen Bettstatt in der Schenke, die ihm in seiner erhitzten Phantasie wie eine herrliche Burg vorkommt. Da öffnet sich leise die Thür und die liebreizende Dienstmagd Maritornes schleicht herein. Sie gelangt irrtümlich (ihr Weg hatte ein ganz andres Ziel) an das Lager Don Quijotes, und alsbald zaubert diesem seine Einbildungskraft eine wunderschöne Prinzessin vor, die von unbezwinglicher Liebe getrieben sich aufgemacht hat, um ihm ihre heissen Gefühle zu bekennen: die Glaskügelchen, die die Magd um das Handgelenk trägt, erscheinen ihm als kostbare orientalische Perlen, ihr Haar als Fäden glänzenden Goldes aus Arabien, ihr Atem dünkt ihm so köstlich, als hauche sie würzigen Duft aus ihrem Munde. Aber nur einen Moment vermag die Versuchung an ihn heranzutreten; die über alles Lob erhabene Treue, mit der er sich der unvergleichlichen Dulcinea von Toboso ergeben, weist sie im nächsten Augenblick in ihr Nichts zurück.

Man sieht aus dem eben Angeführten, dass die Ritterromane in Bezug auf weibliche Sittsamkeit einer ziemlich laxen Moral huldigen.

Ähnliche Beispiele könnten noch zahlreich gegeben werden. Auch der König Lisuarte, als er noch ein fahrender Ritter die Welt durchzog, gewann in derselben Weise die Liebe der schönen Königstochter Celinda und wurde durch sie der Vater des tapfern Norandel, und selbst Amadis und Oriana, dieses so hoch gefeierte Liebespaar, schenkten dem weitberühmten Esplandian das Leben lange bevor ihr Bund die kirchliche Weihe empfing. So geschieht es unendlich oft, dass die Dame dem fahrenden Ritter, besonders wenn sie ihm für grosse Dienste zu Dank verpflichtet ist, ihre Gunst zuwendet; sie macht unter Umständen nicht einmal vor andern ein Hehl daraus, dass sie diesen oder jenen Ritter zum Freunde erkoren, (Am. I, 33), oder verabschiedet wohl gar gelegentlich ihren bisherigen Geliebten, um ihre Gunst auf einen andern, der in schwerem Kampfe obgesiegt hat, zu übertragen (Am. I, 13). Nach dem Gesagten ist über das Verhalten der Ritter wenig zu bemerken. Man wird von ihnen nicht erwarten, dass sie die leicht und gern gewährte Huld zurückweisen; sie können sie als Lohn für die im Dienste der Schönen bestandenen Gefahren und um ihretwillen erlittenen Drangsale betrachten.

Der Verfasser des Amadis billigt zwar so leichte Grundsätze keineswegs und an mehr als einer Stelle ergeht er sich in höchst vortrefflichen Betrachtungen über Zucht und Ehre der Frauen (I, 1, 12), aber im ganzen darf man seine moralische Entrüstung doch nicht allzu ernst nehmen. Solche Dinge liegen eben zu sehr in den Sitten der fahrenden Ritter, als dass er sich nicht mit ihnen abfinden sollte; er behandelt sie sogar mit einem gewissen Humor und besonders schildert er mit augenscheinlichem Behagen die Verlegenheit der Ritter und der Damen, wenn eine plötzliche und unabweisbare mysteriöse Probe ihren moralischen Defekt an den Tag bringt. An den Hof Lisuartes kam einst ein schon bejahrter Knappe namens Macandon mit einem Schwerte und einem Frauenputz wunderbarer Art. Das Schwert konnte nur derjenige aus der Scheide ziehen, »der seine Freundin mehr als irgend jemand in der Welt liebt«. Der Kopfputz aber bestand aus einem Kranz von Blumen, von denen ein Teil so frisch war, als hätte man sie eben abgeschnitten, die andern dagegen welk und vertrocknet erschienen; diese letzteren erhielten jedoch ihre volle Schönheit und Farbe wieder, sobald eine Dame von gleicher Beschaffenheit wie jener Ritter den Kranz auf das Haupt setzte. Nun konnte Macandon die Ritterwürde nur von

demjenigen erhalten, der das Schwert aus der Scheide zu ziehen vermochte, und bei dieser Zeremonie durfte ihm letzteres nur von einer Dame gereicht werden, welche die Probe mit dem Kranze bestanden hatte. So war denn der Arme volle sechzig Jahre durch aller Herren Länder gepilgert ohne die gesuchten Personen zu finden und endlich auch zu König Lisuarte gekommen, um hier sein Heil zu versuchen. Der König war auf die Bitte des Knappen, die Probe von den Herren und Damen seines Hofes anstellen zu lassen, bereitwillig eingegangen, und so fand diese denn eines Tages statt. Es wird mit dem Schwerte begonnen. Der König selber versucht sich zuerst, er zieht es eine Hand breit heraus; dann kommen alle die andern Ritter, mehr als hundert an Zahl; der eine entblösst es mehr, der andere weniger, Don Galaor bringt es sogar nur auf zwei Finger Breite[1]); aber keinem gelingt der Versuch, nur Amadis, der zuletzt kommt, zieht das Schwert mit Leichtigkeit völlig aus der Scheide. Dann kommt der Kopfputz an die Reihe. Auf des Königs Befehl müssen alle anwesenden Damen sich der Probe unterziehen. Zuerst die Königin, allein die Blumen bleiben welk und trocken wie zuvor. Sehr beschämt macht sie einer andern Platz, die nicht glücklicher ist, und so geht es die stattliche Zahl der Damen durch, höchstens nehmen die Blumen einmal vorübergehend den Schein schwachen Lebens an; zuletzt ist es Oriana, die den verhängnisvollen Zauber löst (Am. II, 14). Es ist nun sehr erbaulich, welche spöttischen Bemerkungen Macandon für die Misserfolge der Ritter hat und welche allerliebsten Dinge er besonders den Damen zu sagen weiss, wenn der fatale Kranz an ihnen zum Verräter wird. Das alles ist mit so viel Lust und Behagen geschrieben, dass man Mühe hat, an einen tiefen sittlichen Unwillen des Dichters gegenüber einer so stattlichen Zahl nicht ganz intakter Ritter und Damen zu glauben.

Ganz verschieden gestaltet sich die Liebe, wenn der Ritter in seinem Herzen das Bild einer Frau trägt, die sein ganzes Denken und Sinnen gefangen nimmt. Sinkt sie dort zu derber Sinnlichkeit hinab, so erhebt sie sich hier zu der äussersten Höhe des Enthusiasmus und der Schwärmerei. Die mit allen Reizen der Schönheit aus-

---

[1]) Man muss wissen, dass Galaor, der berühmte Bruder des Amadis, sich einer ausserordentlichen Weitherzigkeit in bezug auf das weibliche Geschlecht erfreut; er ist ohne Frage der grösste Wildfang unter allen Rittern des Amadisromans.

gestattete Geliebte wird dem Ritter zur Herrin, der er willenlos hingegeben ist. Wachend und träumend denkt er nur an sie; von ihr erfleht er Kraft und Mut in den grössten Gefahren; ihr Anblick, ja der blosse Gedanke an sie erfüllt ihn mit Wonne, ihr Zorn stürzt ihn in tiefste Verzweiflung. Eine so überschwängliche Auffassung des Verhältnisses zweier Liebender führt notwendig zu Übertreibung, Unwahrheit, Unnatur; aber es ist nicht zu leugnen, dass ihm auf der andern Seite dadurch ein idealer Hauch, ein poetischer Zauber verliehen wird, der nicht gering ist. Das berühmteste Beispiel einer solchen idealen Ritterliebe ist die Liebe des Amadis zu Oriana, und man kann mit Recht behaupten, dass die ausserordentliche Popularität, deren sich der Amadis so lange erfreut hat, zum guten Teil auf dem poetischen Reiz in der Schilderung dieser zarten, innigen und treuen Liebe beruht, die sich wie ein roter Faden durch den ganzen Roman hinzieht.

Don Quijote erklärt es in dem oben berührten Gespräch mit Don Vivaldo (D. Q. I, 13) für eine Unmöglichkeit, dass es einen fahrenden Ritter ohne Dame geben könne, sie gehöre zu ihm wie die Sterne zum Himmel; und wenn einmal ein Ritter ohne Liebeshandel vorkäme, so sei er grade deshalb nicht für einen echten Ritter zu halten. Aus diesem Grunde ist denn auch eine der ersten Sorgen Don Quijotes, bevor er in die Welt hinauszieht, sich in der Dulcinea von Toboso eine Herrin zu schaffen, in deren Namen er seine ruhmreichen Thaten auszuführen denkt (D. Q. I, 1). Ganz so, wie Don Quijote meint, verhält sich nun die Sache freilich nicht. Don Vivaldo nennt ihm mit Recht Don Galaor als einen Ritter, der ausserordentlich viel grosse Dinge ausgeführt, ohne jemals eine bestimmte Geliebte gehabt zu haben; denn thatsächlich wird sein Herz erst spät von ernster Neigung erfüllt (Am. IV, 40). Ähnlich verhält es sich mit Perion, als er zum König Garinter kommt und Elisena kennen lernt; sein Knappe, von Darioleta befragt, ob sein Herr in heisser Liebe zu einer Dame entzündet sei, antwortet ihr sehr naiv, sein Herr liebe im allgemeinen alle Frauen, aber seines Wissens keine in der bezeichneten Art (Am. I, Introd.). Auch von Cuadragante heisst es (Am. IV, 44), dass sein Herz, obwohl er über das Jünglingsalter hinaus war, niemals in den Banden der Liebe gelegen habe, bis er es an Grasinda verlor. Aber trotz solcher Fälle ist es doch im ganzen richtig, dass der echte fahrende Ritter einer

bestimmten Dame bedarf, die der stete Gegenstand seines Denkens, die ihm Schutz und Schirm in der Gefahr ist; und es ist ganz in diesem Sinne, wenn Amadis seiner geliebten Oriana erklärt, ohne ihre Gunst könne sein Herz in keiner Gefahr bestehen und selbst fern von Gefahr vermöge er ohne sie nicht zu leben (Am. I, 4). Natürlich kennt der Ritter die Dame von Angesicht, ihr Anblick eben hat in seinem Innern die tiefen Gefühle erzeugt; aber es ist auch nicht unerhört, dass die heisseste Liebe ihn ergreift, ohne dass er sie überhaupt gesehen hat. Auf den blossen Bericht Elisabats von der Schönheit der Kaisertochter Leonorina und von ihrem Wunsche ihn kennen zu lernen wird Esplandian plötzlich in seinem Herzen so gewaltig getroffen, dass das Blut aus seinen Wangen weicht und er eine Weile keines Wortes mächtig ist, und dass er ihr fortan in unwandelbarer Liebe zugewendet bleibt (Espl. 12).

Die Dame, die der Ritter zu seiner Herrin macht, ist natürlich vornehmen Standes und wohlerfahren in höfischer Sitte; die Eigenschaft aber, die sie vor allem auszeichnen muss, ist höchste Schönheit. Gaben des Herzens, Vorzüge des Charakters bleiben gänzlich ausser Frage; die Schönheit, kann man sagen, ist der einzige und absolute Massstab ihres Wertes. Was bei dem Ritter die Tapferkeit, das ist bei der Frau die Schönheit; wie die höchsten Ehren nur dem tapfersten Ritter zu teil werden, so fallen sie auch nur der schönsten Dame zu. In dem Wunderbau der Ínsola firme war der Eintritt in das innerste verbotne Gemach nur dem vorbehalten, der an Tapferkeit Apolidon übertraf, und nur derjenigen Frau, die schöner war als Grimanesa. Dabei führt weibliche Eitelkeit wohl auch zu Überschätzung. Einst that Briolanja in dem Bewusstsein ihrer ausserordentlichen körperlichen Vorzüge gegen Amadis die Äusserung, dass sie den Versuch in jenes verbotene Gemach zu dringen wohl einmal anstellen möchte. Nicht ohne einige Perfidie bestärkt Amadis sie in diesem Gedanken zum grossen Verdruss der grade anwesenden Oriana; denn bei den ungewöhnlichen Reizen Briolanjas fürchtet sie die Möglichkeit des Erfolges, falls der Versuch wirklich gemacht wird. Aber Amadis teilt diese Besorgnis keineswegs; da er inzwischen Herr der Ínsola firme geworden ist, kennt er auch jenen geheimnisvollen Raum; er hat die Bilder Apolidons und Grimanesas gesehen und weiss, dass der Eintritt in das wunderbare Gemach, dieser höchste Triumph der Schönheit, für Briolanja eine Unmöglichkeit ist.

Geradezu komisch wirkt es auch, wenn die weibliche Schönheit so zu sagen gradweise gemessen wird. Als einmal viele Ritter und Damen auf der Ínsola firme vereint waren, liessen sich mehrere durch körperliche Gaben hervorragende Damen bereit finden das Abenteuer mit dem verbotenen Gemach zu unternehmen und so in einen Wettstreit um das höchste Ziel weiblichen Ehrgeizes einzutreten. Die erste gelangte nicht ohne Mühe bis zur steinernen Säule, fühlte sich dort aber an ihren schönen Haaren ergriffen und ohne Gnade zurückgeschleudert. Die zweite kam einen Schritt über die Säule hinaus, hatte dann aber dasselbe Geschick. Noch einen Schritt weiter vermochte die dritte vorzudringen, um dann ebenfalls zur nicht geringen Belustigung der anwesenden Ritter in unsanfter Weise zurückgeworfen zu werden. Zuletzt kam Oriana; ihr allein war es beschieden bis zur Thür des Gemaches zu gelangen und so den erhabensten Preis der Schönheit zu erringen (Am. IV, 44).

Für den in den Vorstellungen des fahrenden Rittertums befangenen Don Quijote giebt es demnach keine schönere Dame als Fräulein Dulcinea von Toboso. Sie wird schlechtweg und gewöhnlich »die Unvergleichliche« genannt, denn keine Frau kann in Anbetracht der Schönheit mit ihr in die Schranken treten. Wo er aber einmal in den Fall kommt ihre Gestalt zu schildern, da reichen die ausbündigsten Worte nicht hin ihr Lob würdig zu verkünden: »Ihre Schönheit ist überirdisch, da in ihr zur Wahrheit werden alle die unmöglichen und nur von kühner Phantasie erträumten Reize, womit die Dichter ihre Geliebte begabt haben. Ihre Haare sind Gold, ihre Stirn ein Paradiesgarten, ihre Brauen gewölbte Regenbogen, ihre Wangen Rosen, ihre Lippen Korallen, Perlen ihre Zähne, Alabaster ihr Hals, Marmor ihre Brust, Elfenbein ihre Hände, ihre Weisse ist Schnee«. (D. Q. I, 13).

So war dem fahrenden Ritter die Schönheit die vornehmste Eigenschaft seiner Dame; mit ihr geschmückt erhob sie sich über alle anderen ihres Geschlechts, in ihrem Glanze wurde sie ihm zu der Göttin, zu der er andachtsvoll emporblickte. Aber er begnügte sich nicht damit, dass sie in seinen Augen die vor allen Begnadete war; er verlangte auch, dass schlechtweg alle ihr die Palme höchster körperlicher Vollkommenheit zuerkannten. Nicht nur der Ritter, welcher in seiner Gegenwart eine andre die Schönste nannte, sondern auch der, welcher harmlos seines Weges dahinzog, wurde aufgefordert

ihr den Preis zuzuerkennen; weigerte er sich dessen, so erwartete ihn Herausforderung und Kampf auf Leben und Tod; und war ihm nach bitterm Streit dieses Bekenntnis abgerungen, so unterliess es der Sieger nicht den Besiegten zu seiner Herrin zu senden, damit diese erführe, wie er durch ritterlichen Kampf ihren Ruhm erhöht; denn alles, was der Ritter that, das that er seiner Dame zu Preis und Ehre (Am. I, 17; II 4).

Wunderbar ist denn auch die Wirkung, die der Anblick der Geliebten oder der Gedanke an sie in dem Herzen des Ritters hervorbringt. Bei ihrem Erscheinen schlägt er die Augen nieder und wagt nicht sie anzusehen; sie erscheint ihm so schön, dass ihm vor Bewunderung das Wort im Munde erstirbt; und ist er endlich seiner Verwirrung Herr geworden, so stürzen ihm die Thränen stromweise über die Wangen, wenn er ihr von seinem Liebesleide spricht (Am. I, 30). Selbst den gefährlichen Kampf, in dem er begriffen ist, vergisst er, wenn er plötzlich ihre Stimme hört oder sie selbst erblickt; das Schwert sinkt ihm herab und schutzlos bietet er sich den Schlägen seines Gegners dar, diese kaum erwidernd, bis er sich endlich ermannt und mit verdoppelter Tapferkeit auf den Feind eindringt (Am. I, 13). Auf der andern Seite aber verleiht ihm ihr Anblick wieder wunderbare Kraft; er fühlt in seinem Herzen einen Mut, dass er meint, kein Gegner, so furchtbar er auch sei, könne sich vor ihm schützen (Am. II, 18). Gilt es einen feierlichen Zweikampf, so bittet er die Geliebte, sie möge einen Platz einnehmen, wo er sie sehen könne (Am. ib.), denn ein Blick auf sie verdoppelt, verdreifacht ihm Mut und Stärke. Als daher einst bei einem gefährlichen Kampfe Amadis schwer verwundet ist und Oriana, ausser stande diesen Anblick zu ertragen, von dem Fenster zurücktritt, da macht ihre Vertraute Mabilia ihr heftige Vorwürfe, wie sie den Geliebten in so harter Not im Stiche lassen könne, und ruht nicht eher, als bis Oriana sich wenigstens wieder mit dem Rücken an das Fenster stellt und dem Freunde ihre herrlichen Haare zeigt, denn die Augen auf den schwer Verwundeten zu richten vermag sie nicht (Am. ib.).

Und ist der Ritter fern von der Gebieterin seines Herzens, so weilen auf einsamen Wegen seine Gedanken unausgesetzt bei ihr. Selbst in Gegenwart andrer schöner Frauen vermag er der Sehnsucht nach ihr nicht Herr zu werden (Am. III, 12). Heisse Thränen

brechen aus seinen Augen hervor, wenn er ihrer denkt (Am. I, 14; II, 1); auch im Beisein andrer kann er sie nicht zurückhalten, bis er endlich seine Empfindung bemeistert und sie beschämt zu trocknen versucht (Am. III, 12). Selbst nachts, wenn er ermüdet unter Gottes freiem Himmel die Ruhe sucht oder auch in gastlichem Hause ein schönes Lager bereit findet, weilt sein Sinnen nur bei der Geliebten und der Schlaf bleibt seinen Augen fern (Am. I, 17; D. Q. I, 8). Und wenn er von ihr eine Antwort erwartet, die ihm Gunst oder Ungunst bringen muss, so ist er vor bangem Zweifel dem Tode nahe, um gleich darauf im Falle eines guten Bescheides in den höchsten Jubel auszubrechen (Am. I, 14). Aber wie ihr Anblick, so belebt ihn auch wieder der blosse Gedanke an sie in wunderbarer Weise und giebt ihm Mut zu dem Schwersten. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, dass in Augenblicken äusserster Gefahr alles Denken des Ritters dergestalt auf seine Dame gerichtet ist, dass selbst Gott vor ihr zurückzutreten scheint. Und in Wirklichkeit ist diese Annahme nicht ohne Berechtigung, wenn man liest, mit welcher Lebendigkeit dann ihr Bild vor seiner Seele steht und mit wie inbrünstigen Worten er von ihr Mut und Hilfe erfleht. Als Amadis zu dem Kampfe mit dem furchtbaren Drachen schreitet und seinen treuen Knappen ob der Gefahr heisse Thränen vergiessen sieht, da sucht er ihn aufzurichten und heisst ihn seine Hoffnung auf Gott und auf seine Herrin Oriana setzen, deren Bild nicht nur seinem Geiste vorschwebe, sondern deren leibhaftige Gestalt er vor sich sehe, wie sie ihn bitte, er möge sie vor dem bösen Untier schützen (Am. III, 11). In einem andern entscheidungsvollen Augenblick, als es gilt den Eintritt in das verbotne Gemach zu gewinnen, bricht er in die Worte aus: »o meine Herrin Oriana, von dir kommt mir jeder Mut und jede Kühnheit, erinnere dich meiner jetzt, wo ich deiner so sehr bedarf«. Und als er das Wagnis glücklich bestanden, da ist sie es auch, der er seinen Dank ausspricht für die Ehre, die er durch sie gewonnen (Am. II, 1. Vgl. auch Am. II, 12; III, 3). Höchst zahlreich sind denn auch die Veranlassungen, bei denen Don Quijote sich seiner Gebieterin empfiehlt, und vielleicht thut er dies nirgend in leidenschaftlicheren Worten und mit heisserem Flehen als in dem Augenblick, wo er das Unerhörte wagt und sich in die Höhle des Montesinos hinablässt: »o Herrin meiner Handlungen und Empfindungen, strahlende unvergleichliche Dulcinea von Toboso, so es

möglich ist, dass die Gebete und flehentlichen Anrufungen dieses deines glückhaften Verehrers zu deinen Ohren gelangen, so flehe ich dich bei deiner unerhörten Schönheit an, dass du ihnen lauschest; denn sie haben keinen andern Inhalt, als dass sie bitten, du wollest mir deinen Schutz und Beistand anjetzo nicht versagen, wo ich dessen so sehr benötigt bin. Ich bin eben daran mich in den Abgrund, der sich mir hier zeigt, zu werfen, zu stürzen, zu versenken, lediglich damit die Welt erkenne, dass wenn du mir beistehst, es keine Unmöglichkeit giebt, an die ich mich nicht wage und die ich nicht besiege«. (D. Q. II, 22). Die ganze Überschwänglichkeit der Gefühle, die Unnatur der Begeisterung, mit welcher der fahrende Ritter in der höchsten Not zu seiner Geliebten aufblickt und zu ihr betet, kann nicht treffender persifliert werden als in dieser pathetischen Anrufung Dulcineas.

Wenn dem fahrenden Ritter die Dame seines Herzens so schlechtweg zu einer Göttin wird, auf deren Gnade sein Dasein beruht, so ist die notwendige Folge, dass er der trostlosesten Verzweiflung anheimfällt, wenn sich ihre Gunst von ihm wendet. Willenlos ihrem Dienste geweiht wagt er es nicht sich zu rechtfertigen, wenn er sich auch von jeder Verschuldung frei weiss und ihr Zorn vielleicht nur auf einem Missverständnis beruht; er wagt nicht sich ihren Befehlen zu widersetzen, sollte er auch darüber zu grunde gehen. Ein berühmtes Beispiel für diese blinde Unterwerfung unter den Willen der Geliebten ist Amadis, als durch einen unglücklichen Umstand in der Seele Orianas der durchaus unberechtigte Argwohn entsteht, er sei ihr untreu geworden. Entrüstet über seinen vermeintlichen Verrat sendet sie ihm einen Brief, worin sie sich unter leidenschaftlichen Vorwürfen von ihm lossagt und ihm verbietet ihr je wieder vor die Augen zu treten. Da bemächtigt sich Verzweiflung seines Herzens; aber keine Anklage der Geliebten, kein Versuch sein Geschick abzuwenden. Ihrem Befehle darf er nicht zuwider handeln, obwohl er weiss, dass es sein Tod ist. Jedoch er beklagt diesen Tod nicht, weil dadurch ihr Wille erfüllt wird; denn sein Leben gilt ihm nicht soviel, dass er es nicht in jedem Augenblick hinzugeben bereit wäre, wenn ihr dadurch auch nur der geringste Dienst erwiesen würde (Am. II, 3); wenn er stirbt, so geschieht es mit Recht, nicht als ob er den Tod verdiente, sondern weil dadurch ihr Wille und Befehl erfüllt wird (Am. II, 5). So in den tiefsten

Schmerz versenkt beschliesst Amadis die Welt zu fliehen und sich in die Einsamkeit zu vergraben. Er entfernt sich heimlich von seinem treuen Knappen, während dieser schläft, und sucht den wildesten und unwegsamsten Teil des Waldgebirges auf. Nach einiger Zeit trifft er einen Einsiedler, beichtet diesem und besteht darauf mit ihm die geringe Zeit, die er noch zu leben habe, in der Einsamkeit zu verbringen. So kommen sie denn zu dem »armen Felsen«, der sieben Meilen im Meere liegt und wo er unter dem Namen Beltenebros sein trauriges Büsserleben führt, bis nach Aufklärung jenes unseligen Missverständnisses Oriana ihm ihre Liebe wieder zuwendet und ihn so dem Leben wiedergiebt. Das leuchtende Beispiel dieser erhabenen Busse war dem Geiste Don Quijotes tief eingeprägt; er sah darin eine Grossthat sondergleichen, deren Nachahmung ihm in allen Ländern des Erdkreises ewigen Namen und Ruhm einbringen musste (D. Q. I, 25). So unterzieht er sich denn in dem wildesten Teile der Sierra Morena jener wunderbaren Bussübung, die von Cervantes in so possierlicher Weise (I, 25, 26) geschildert wird. Zwar war nicht der allerentfernteste Grund dazu vorhanden und die unvergleichliche Dulcinea hatte Don Quijote auch nicht den leisesten Anlass zur Klage gegeben; aber seinem Geiste schwebte vor allem das Erhabene der That und der an sie sich knüpfende höchste Ruhm vor, und so konnte er sein Vorhaben wohl mit dem subtilen Gedanken stützen, dass schon die blosse Abwesenheit von der Geliebten die strenge Busse rechtfertige.

Das Bild, welches soeben in einigen flüchtigen Umrissen von der reinen und innigen Liebe des fahrenden Ritters nach dem Verhältnis zwischen Amadis und Oriana entworfen worden ist, würde unvollständig bleiben, wenn ihm nicht noch ein schönster Zug hinzugefügt würde, die unwandelbare Treue, mit welcher der Ritter der Gebieterin seines Herzens ergeben ist. Wer dächte hierbei nicht an die unerschütterliche Herrschaft, welche die unvergleichliche Dulcinea über Don Quijote ausübt? Überall ist er bereit Hilfe suchenden Frauen den Beistand seines unbezwinglichen Armes zu gewähren; aber sobald er fürchtet, das Herz der Dame könne seiner ritterlichen Person gegenüber schwach werden, erklärt er auf das feierlichste, wenn auch mit der zartesten Schonung der heissen Empfindung, welche die liebeskranke Frau ergriffen hat, dass seine Liebe nur der Einen, der Unvergleichlichen gehöre, die er vom ersten Augenblick, wo er sie

gesehen, zur unbedingten Herrscherin seines Denkens gemacht habe. Mannhaft widersteht er in diesem Gefühle den Verlockungen der Wirtstochter in der Schenke, als er bei nächtlicher Weile zu Pferde in voller Rüstung Wache hält (D. Q. I, 43). Auch die Aussicht nach glücklich bestandenem Kampf mit dem ungeschlachten Riesen Pandafilando nebst dem Throne des fernen Landes die Hand der schönen Prinzessin Mikomikona zu erhalten, kann ihn nicht einen Augenblick in seinem nie wankenden Gefühle für seine Gebieterin schwankend machen (D. Q. I, 30); und fast mit Unwillen über die nicht endenden Anfechtungen seiner Treue wendet er sich ab von den Liebesklagen der schelmischen Altisidora, die den Schmerz über die Wunde, die er ihrem Herzen geschlagen, in elegischem Gesange ausströmt (D. Q. II, 44).

Hat einmal eine solche Liebe ihren Einzug in das Herz des fahrenden Ritters gehalten, so ist darin kein Raum mehr für eine andre Frau; die Gedanken richten sich unablässig nur auf die eine Unvergleichliche, neben der eine zweite nicht bestehen kann. Selbst die Schönste, Höchstgestellte wirbt vergeblich um seine Neigung. Amadis bleibt gegen alle andern Frauen unempfindlich, selbst gegen die Reize der schönen Königin Briolanja, der er wieder zu ihrem Throne verholfen hat; sie liebt ihn mehr als sich selbst (Am. I, 42), aber all ihr Bemühen auch in seinem Herzen die Liebe zu entzünden bleibt ohne Erfolg. Selbst der Tod ist ihm weniger schrecklich als der Gedanke der Geliebten die Treue zu brechen (Am. I, 33). Und wenn dann ein unseliger Argwohn den Glauben an die Treue des Geliebten erschüttert und diesen aus der Nähe seiner Herrin verbannt, dann hat man gesehen, wie der unsägliche Schmerz den Ritter in Verzweiflung stürzt und dem Tode nahe bringt. Nicht geringer aber ist auch das Leiden der liebenden Frau; in die Entrüstung, mit der Oriana den Treulosen von sich stösst, mischt sich bittere Klage über ihr elendes Geschick und der Gedanke, dass ihr unter Thränen hingebrachtes Leben seinem Ende nahe sei (Am. II, 1).

Eine so echte Liebe und unwandelbare Treue findet ihren reichen Lohn. Ihr allein ist es beschieden die Probe zu bestehen, die auch bei dem leisesten Fehltritt misslingen müsste: nur Amadis vermag das Schwert Macandons aus der Scheide zu ziehen, nur auf Orianas Haupt erwachen die welken Blumen des wunderbaren Kranzes zu frischem Leben (Am. II, 14). Zahllose Mühen, Kämpfe und Gefahren

hat Amadis um der Geliebten willen bestanden, zahllose Male hat diese für ihn gefürchtet und gebangt; aber endlich wird ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche; nachdem Oriana sich des Eintrittes in das verbotene Gemach würdig erwiesen, knüpft sie das ersehnte Band der Ehe für immer aneinander (Am. IV, 44). Und als Lisuarte des Herrschens müde vom Throne steigt, da setzt er die Krone auf das Haupt des Amadis und macht ihn zum Könige eines grossen Landes, das er in Milde und Weisheit lange Jahre regieren sollte (Espl. 63). So Amadis. Und Don Quijote? Auch ihm ist das Geschick trotz aller Prüfungen, die es ihm auferlegt, ein freundliches gewesen. Zwar hat es ihm die Hand seiner angebeteten Herrin versagt und ihn nicht zum Herrscher eines mächtigen Reiches gemacht; aber die Liebe des sinnreichen Junkers von der Mancha zu der unvergleichlichen Dulcinea von Toboso und seine gewaltigen Thaten sind unsterblich; Jahrhunderte haben sich von ihnen erzählt, und fort und fort werden sie leben in dem Gedächtnis der wandelnden Geschlechter.

E. Gessner.

Die Dirichlet'sche Lösung

des allgemeinen Problems der Bewegung elastischer Flüssigkeiten.

Von

G. Arendt.

Nebst einer Figurentafel.

Die Dirichlet'sche Lösung

des allgemeinen Problems der Bewegung elastischer Flüssigkeiten.

Die unseres Wissens bisher nicht bekannt gewordene, im folgenden zur Darstellung gelangende Lösung des oben genannten Problems stammt aus der von Dirichlet an der hiesigen Universität im Winter 1853/54 gehaltenen Vorlesung über die *Integration der partiellen Differentialgleichungen mit Anwendung auf physikalische Probleme.* In derselben wurde der Theorie der schwingenden Bewegungen elastischer Flüssigkeiten eine besonders eingehende Betrachtung gewidmet, so dass dieser Abschnitt mehr als den dritten Teil der ganzen Vorlesung umfasste. Von den beiden Fällen der linearen und der allgemeinen Bewegung bildet hier lediglich der letztere den Gegenstand unserer Darstellung. Die Behandlung, welche er durch Dirichlet erfahren hat, ist eine ganz eigenartige, und hat mit Ausnahme der Herleitung der Poisson'schen Formel für die Condensation selbst mit der von Riemann für diese Aufgabe befolgten Methode nichts gemein, obwohl dessen gleichnamigen Vorlesungen[1]) den Dirichlet'schen so nahe stehen. Es sei hier nur hervorgehoben, dass die Aufgabe nicht eingeschränkt wird durch die Bedingung der Existenz eines Geschwindigkeitspotentials, und dass dem bei dieser Allgemeinheit auftretenden Vorgange der permanenten Bewegung, auf welchen schon Poisson[2]) hingewiesen hat, die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet wird; das Bemerkenswerteste aber ist die eigentümliche Behandlungsweise der Geschwindigkeit und die zur Gewinnung des schliesslichen Ergebnisses consequent durchgeführte geometrische Methode. Die in § 16 von Dirichlet nur kurz angedeutete Lösung der dort aufgeworfenen Frage führt das allgemeine Problem zu dem einfacheren

---

[1]) Partielle Differentialgleichungen, Vorlesungen von Riemann. Herausgegeben von Hattendorff. §§ 101, 102, 106 bis 109.

[2]) Mémoires de l'Académie des Sciences, t. X, Paris 1831, p. 567.

Fall über, in dem ein Geschwindigkeitspotential existiert, und der bei Riemann[1]) allein, und auch von Kirchhoff[2]) ausführlich behandelt ist; die Bedingungen, die hiernach die Werte von u_0, v_0, w_0 in der Begrenzungsfläche von E zu erfüllen haben, sind von Dirichlet nicht mit aufgeführt worden.

Rücksichtlich der von Dirichlet später selbst[3]) angeregten Frage über die Überlegenheit der Lagrange'schen Gleichungen gegenüber den Euler'schen finde hier die seine damalige Auffassung kennzeichnende Äusserung aus unserer Vorlesung Platz: »Da es sich gewöhnlich um die Erkenntnis des Gesamtzustandes handelt, so ist der Euler'schen Methode der Vorzug zu geben, zumal die Bestimmung der Bahn der einzelnen Teilchen, die übrigens ohne Schwierigkeit sich bewerkstelligen lässt, meist von geringerem Interesse ist. Es war ein um so glücklicherer Griff von Euler, die Aufgabe der Hydrodynamik unter diesen zweiten Gesichtspunkt gestellt zu haben, als sich dieselbe bei Befolgung der anderen Methode bei weitem schwieriger gestaltet.« [4])

Trotz einer sehr genauen, von Stunde zu Stunde gefertigten, durchaus zuverlässigen Ausarbeitung, die unserer Darstellung zu Grunde liegt, bedurfte es nicht unerheblicher Änderungen und Kürzungen des Vortrages, um das Ganze in eine zur Veröffentlichung geeignete Form zu bringen und dem knapp bemessenen zur Verfügung stehenden Raum anzupassen. Es wäre dies nicht gelungen, hätte nicht die schon fertige Poisson'sche Formel für s zum Ausgangspunkt gewählt werden können, indem für die Dirichlet'sche Herleitung derselben auf Riemann verwiesen werden darf.[5]) Wesentliche Vereinfachung verschaffte auch die Verwendung einzelner abkürzender Bezeichnungen wie s', s'', S', S'' und E für das ur-

---

[1]) l. c. § 109 (aus seiner Vorlesung im Winter 1860/61).

[2]) Vorlesungen über mathematische Physik. Mechanik. 1876. 23. Vorlesung.

[3]) „Untersuchungen über ein Problem der Hydrodynamik". Aus dem Nachlass hergestellt von Dedekind. Borchardt's Journal, Bd. 58. 1861. S. 183. Die Abhandlung stammt aus dem Winter 1856/57.

[4]) Dass je nach der Natur der zu behandelnden Aufgabe beide Grundformen ziemlich gleiche Verwendbarkeit finden, hat auch die weitere Entwickelung der Hydrodynamik gelehrt. Vgl. Kirchhoff's Vorlesungen (z.B. S. 164; S. 354).

[5]) l. c. § 106 bis 108. Siehe auch Meyer, Vorlesungen über bestimmte Integrale. Leipzig, 1871. Teubner. S. 557 ff. (nach Dirichlet, Sommer 1857).

sprüngliche nur endliche Erschütterungsgebiet; die Einführung der Symbole $\int d\tau$ und $\int d\psi$ für Flächen- und Raumintegrale erwies sich als von vornherein geboten, wenngleich Dirichlet erst von den Entwickelungen des § 9 an allmählichen Gebrauch von ihnen gemacht hat. Durch solche Äusserlichkeiten wird aber der eigentliche Inhalt der Untersuchungen nicht zum mindesten berührt, vielmehr darf der Anspruch erhoben werden, dass die ganze Wiedergabe der Dirichlet'schen Lösung des Problems in den §§ 1 bis 16 als durch die Autorität seines Namens gedeckt erscheine, nicht allein in Bezug auf die Ergebnisse und ihre Herleitung, sondern auch betreffs der daran geknüpften Betrachtungen und der eingestreuten Bemerkungen allgemeiner Natur. Nur bezüglich der Grössenordnung, welche in § 15 dem in Rede stehenden Integral allgemein zugewiesen wird, vermuten wir eine Ungenauigkeit des Heftes, da die Erörterung in § 12, aus der jene Grössenordnung hervorgeht, auf den Fall beschränkt bleibt, wo es sich um weite Entfernungen handelt.

Die in den beiden letzten Paragraphen hinzugefügte Transformation von s rührt nicht mehr von Dirichlet her, doch hat er es nicht unterlassen, auf diese selbstverständliche und in einfachster Weise zu bewerkstelligende Ergänzung des Problems hinzuweisen.

§ 1.

Die Grundgleichungen und ihre Integrale.

1. Es befinde sich eine im unendlichen Raume verbreitete und der Einwirkung jedweder äusseren Kraft entzogene elastische Flüssigkeit ursprünglich im Zustande des Gleichgewichts; sie ist alsdann auch notwendig homogen, d. h. besitzt eine constante oder Normaldichtigkeit. In einem gegebenen Zeitmoment $t = 0$ werde das Gleichgewicht ein wenig gestört durch eine jedem Teilchen verliehene beliebige, aber kleine Geschwindigkeit und eine ebenfalls nur geringe, Condensation genannte Änderung seiner Dichtigkeit. Es sind Condensation und Geschwindigkeit zu ermitteln, mit welchen zu irgend einer Zeit jedes beliebige Teilchen der Flüssigkeitsmasse behaftet sein wird.

2. Man bezeichne, auf rechtwinklige Coordinaten bezogen, für den beliebigen Punkt (x, y, z) zu einer bestimmten Zeit t die Componenten der Geschwindigkeit nach der Richtung der Axen bezw. mit u, v, w, seine Condensation mit s, und mit a eine gewisse, stets

positiv vorausgesetzte Constante. Die vier Grundgleichungen der Aufgabe sind alsdann

$$(1) \qquad \frac{\partial u}{\partial t} = -a^2 \frac{\partial s}{\partial x}, \quad \frac{\partial v}{\partial t} = -a^2 \frac{\partial s}{\partial y}, \quad \frac{\partial w}{\partial t} = -a^2 \frac{\partial s}{\partial z},$$

$$(2) \qquad \frac{\partial u}{\partial x} + \frac{\partial v}{\partial y} + \frac{\partial w}{\partial z} = -\frac{\partial s}{\partial t};$$

durch Elimination ergeben sie sofort die eine zur Bestimmung von s dienende lineare partielle Differentialgleichung der zweiten Ordnung

$$(3) \qquad \frac{\partial^2 s}{\partial t^2} = a^2 \left(\frac{\partial^2 s}{\partial x^2} + \frac{\partial^2 s}{\partial y^2} + \frac{\partial^2 s}{\partial z^2}\right).$$

Die durch Integration der Gleichungen (3) und (1) erlangten Werte der vier Unbekannten s, u, v, w müssen jedoch so beschaffen sein, dass sie auch für $t = 0$ den ganz beliebig gegebenen Anfangszustand repräsentieren.

Es seien für den betrachteten Punkt (x, y, z) die ursprünglichen Störungen der Geschwindigkeit

(4) $u_0, v_0, w_0,$

und die ihm erteilte Condensation

(5) $s = f(x, y, z),$

mithin noch wegen der Bedingung (2)

$$(6) \qquad \frac{\partial s}{\partial t} = -\frac{\partial u_0}{\partial x} - \frac{\partial v_0}{\partial y} - \frac{\partial w_0}{\partial z} = F(x, y, z),$$

(4)–(6): $(t = 0)$

wo u_0, v_0, w_0, f und mittelbar auch F für den unendlichen Raum willkürlich gegebene Functionen von x, y, z darstellen. — Genügen die Integrale der Gleichungen (3) und (1) diesen Anfangswerten, so erfüllen sie alle notwendigen Bedingungen der Aufgabe, da jedes dynamische Problem nur eine Auflösung zulässt.

3. Den verlangten Wert der Condensation s liefert eine von Poisson gefundene Formel; sie setzt sich aus der Summe der beiden folgenden, gleich für unsere Zwecke etwas umgestalteten Ausdrücke zusammen:

$$(7) \qquad s' = \frac{1}{4\pi a} \int_0^{\pi}\int_0^{2\pi} \frac{a^2 t^2}{at} \sin\theta \, d\theta \, d\varphi \cdot F,$$

$$(8) \qquad s'' = \frac{1}{4\pi a} \cdot \frac{\partial}{\partial t} \int_0^{\pi}\int_0^{2\pi} \frac{a^2 t^2}{at} \sin\theta \, d\theta \, d\varphi \cdot f,$$

wo den Functionen F und f die Argumente

(9) $x + at\cos\theta,\ y + at\sin\theta\cos\varphi,\ z + at\sin\theta\sin\varphi$

beizulegen sind. Es ist also

(10) $$s = s' + s'',$$

worauf die von 0 bis t genommenen bestimmten Integrale der Gleichungen (1) sofort die zugehörigen Werte der drei anderen Unbekannten ergeben:

(11) $$u = u_0 - a^2\int_0^t \frac{\partial s}{\partial x}\,dt,\quad v = v_0 - a^2\int_0^t \frac{\partial s}{\partial y}\,dt,\quad w = w_0 - a^2\int_0^t \frac{\partial s}{\partial z}\,dt,$$

oder, wenn man erst nach erfolgter Integration differentiiert,

(12) $$u = u_0 - a^2\frac{\partial}{\partial x}\int_0^t s\,dt,\quad v = v_0 - a^2\frac{\partial}{\partial y}\int_0^t s\,dt,\quad w = w_0 - a^2\frac{\partial}{\partial z}\int_0^t s\,dt.$$

4. Die Argumente (9) von F und f bezeichnen in Bezug auf ein neues senkrechtes, dem urspünglichen paralleles, durch den Punkt (x, y, z) gelegtes Coordinatensystem die durch Polarcoordinaten ausgedrückten Werte der senkrechten Coordinaten aller Punkte der Kugelfläche, welche um (x, y, z) als Mittelpunkt mit dem Radius at beschrieben ist; und da $(at)^2\sin\theta\,d\theta\,d\varphi$ das Flächenelement dieser Kugel ist, so erstrecken sich die Doppelintegrale (7) und (8) mit Rücksicht auf ihre Grenzen über diese ganze Kugeloberfläche.

Es sei vorweg bemerkt, dass im ganzen Verlauf der Aufgabe die Funktionen F und f stets die Argumente (9) besitzen, dass alle in ihr auftretenden Flächen- und Raumintegrale von diesen Functionen abhängig sind und sich auf Kugeln beziehen, die um den Punkt (x, y, z) mit dem Radius at beschrieben sind, und dass sämtliche Integrationen sich über die ganze Kugelfläche, bezw. über die ganze Kugel selbst erstrecken.

§ 2.

Die ursprüngliche Störung.

1. Die ursprüngliche Störung kann ebensowohl den unendlichen als nur einen endlichen Raum umfassen.

Im ersteren Falle besitzen die fünf Grössen (4) bis (6) des § 1, u_0, v_0, w_0, f, F, im ganzen unendlichen Raum im allgemeinen von Null verschiedene Werte; im zweiten Falle trifft dieses nur innerhalb des ursprünglichen Erschütterungsgebietes zu; ausserhalb desselben sind jene Grössen sämtlich $= 0$.

2. Wenn im Moment $t = 0$ nur in einem endlichen Raume eine Störung des Gleichgewichts eingetreten ist, so soll stets der Nullpunkt O der Coordinaten innerhalb des Erschütterungsraumes angenommen werden, dieser selbst beliebige äussere Gestalt und Grösse besitzen und der Kürze wegen mit E bezeichnet werden.

In Betreff der in der Nr. 4 des § 1 näher bezeichneten Kugeln und Kugelflächen können alsdann nur diejenigen Stücke derselben für f, F und alle davon abhängigen Grössen wie s und $\int_0^t s\,dt$ von Null verschiedene Werte liefern, welche in E selbst liegen, obgleich, wie schon bemerkt, die auftretenden Integrale formell sich über die ganze Kugel oder über die ganze Kugelfläche erstrecken.

§ 3.

Die Condensation im allgemeinen.

1. Drückt $d\tau$ das beliebig gestaltete Kugelflächenelement aus, und setzt man noch den Radius

(1) $$at = R,$$

so lassen sich die Werte von s' und s'' in den Formeln (7) und (8) des § 1 in dieser abkürzenden Form schreiben:

(2) $$s' = \frac{1}{4\pi a} \cdot \int \frac{d\tau}{R} \cdot F \quad \text{oder} \quad = \frac{1}{4\pi a} \cdot \frac{1}{R} \int d\tau \cdot F,$$

(3) $$s'' = \frac{1}{4\pi a} \cdot \int \frac{\partial}{\partial t} \left(\frac{d\tau}{R} \cdot f\right) \quad \text{oder} \quad = \frac{1}{4\pi a} \cdot \frac{\partial}{\partial t} \int \frac{d\tau}{R} \cdot f,$$

da in der (3) die Integrationsgrenzen von t unabhängig sind.

Nur wenn die diesen Kugelflächenintegralen angehörigen Werte von F und f wenigstens zum Teil von Null verschieden sind, existiert eine Condensation s; entgegengesetzten Falls erleidet die Normaldichtigkeit keine Störung.

2. Die Condensation s an einer bestimmten Stelle (x, y, z) zur Zeit t hängt nicht ab von dem Anfangszustand an dieser Stelle, sondern wegen des Wertes von s' von dem Anfangszustand auf der Kugelfläche, welche um den Punkt (x, y, z) mit dem Badius at beschrieben ist, und wegen des Wertes von s'' noch von demjenigen, welcher auf der benachbarten Kugelfläche herrscht, deren Radius $a\,(t + dt)$ ist.

3. Wenn die ursprüngliche Störung den unendlichen Raum umfasst hätte, so würde überall ein sehr complicierter Zustand die Folge

sein, der zwar durch die Werte von s dargestellt wird, über den aber allgemein nichts weiter zu bemerken ist.

4. Bei endlicher Störung mögen für einen ausserhalb E gelegenen Punkt (x, y, z) σ und σ_1 diejenigen Werte von $at = R$ bezeichnen, welche die kürzeste, bezw. grösste Entfernung des betrachteten Punktes von E angeben; es sind dies also die Radien der beiden um (x, y, z) beschriebenen Kugelflächen, die den Raum E nur berühren, die erstere von aussen, die andere ihn völlig umschliessend, während alle dazwischen liegenden concentrischen Kugelflächen mehr oder weniger tief und mit verschieden grossen Flächenstücken in ihn hineingreifen. Nur diese letzteren liefern für F und f, mithin auch für s von Null verschiedene Werte.

Die Erschütterung pflanzt sich demnach wegen des Wertes at des Radius der concentrischen Kugelflächen mit der constanten Geschwindigkeit a fort; die Condensation beginnt für den Punkt (x, y, z) im Moment $t = \frac{\sigma}{a}$ und erreicht ihr Ende zur Zeit $t = \frac{\sigma_1}{a}$; für alle Folgezeit verharrt der betrachtete Punkt im Gleichgewicht der Normaldichtigkeit.

Die Zeitdauer der Störung ist $\frac{\sigma_1 - \sigma}{a}$; während derselben verändert sich der Wert von s beständig, indem er für jeden diesem Zeitraum angehörigen Moment t durch das gerade in den Raum E einschlagende Stück der betreffenden Kugelfläche bestimmt wird.

Anfang, Ende und Dauer der Störung sind nach der Lage des Punktes (x, y, z) verschieden.

Der Vorgang ist also ganz analog dem entsprechenden bei der linearen Bewegung.

5. Auch für die im Innern von E gelegenen Punkte gelten mit selbstverständlichen Modificationen dieselben Resultate. Namentlich wird auch hier nach einer gewissen Zeit stets $s = 0$.

§ 4.

Die Condensation bei endlicher Störung in weiten Entfernungen von derselben.

1. Man betrachte (Fig. 1) nur Punkte (x, y, z), die demselben, aber beliebigem, vom Nullpunkt O ausgehenden Radius Vector angehören. Je weiter ein solcher Punkt m von E entfernt ist, mit desto

grösserer Annäherung wird man die in den Raum E hineinschlagenden Stücke der um m mit hinreichend grossem Radius at beschriebenen Kugelflächen als eben ansehen, d. h. sie ersetzen dürfen durch ihre auf dem Radius Vector senkrechten und unter einander parallelen Tangentialebenen. Darnach ist die Bedeutung der Integrale in dem Ausdruck von s umzusetzen, indem man $d\tau$, F, f nun auf die Elemente dieser Ebenen bezieht. Es erhellt, dass alsdann die betreffenden Werte von s für alle in Betracht kommenden Punkte m unverändert bleiben, unabhängig von ihrer Entfernung und constant nach x, y, z sind; hingegen sind sie jetzt eine Function der Entfernung der betreffenden Schnittebene vom Nullpunkt. Man bezeichne diese Entfernung mit σ, ihre diesseits und jenseits von O gelegenen äussersten Werte mit α und $-\beta$ und setze

(1) $$mO = r,$$

so dass man noch $\sigma = r - at$ hat.

2. Fassen wir zunächst bloss s' (s. die (2) des § 3) ins Auge, so darf man hiernach $\frac{1}{4\pi a}\int d\tau \cdot F$ als eine bekannte Function φ von σ ansehen, die nur gleichzeitig mit F, also nur innerhalb E von Null verschieden ist, und erhält

$$s' = \frac{1}{at}\,\varphi\,(r - at),$$

oder vielmehr, da at und r höchstens um den gegen die Grösse von r verschwindenden Wert $\alpha + \beta$ sich von einander unterscheiden, mithin $\frac{1}{at}$ durch $\frac{1}{r}$ ersetzt werden kann,

(2) $$s' = \frac{1}{r}\,\varphi\,(r - at).$$

Ohne den Faktor $\frac{1}{r}$ wäre also s' ganz analog dem Ausdruck $\varphi\,(x - at)$, der sich für die Condensation bei der linearen Bewegung ergiebt, und der hier wie dort, allerdings hier nur für bedeutende Entfernungen, anzeigt, dass die sich längs Om mit der constanten Geschwindigkeit a fortpflanzende Welle stets von derselben Ausdehnung und Conformation bleibt, dieselben Werte in derselben Reihenfolge durchlaufend.

Der Factor $\frac{1}{r}$ bewirkt aber nun noch einen von dem Fall der

linearen Bewegung, wo dieselbe Welle identisch bis ins Unendliche fortschreitet, wesentlich verschiedenen Vorgang, der darin besteht, dass ohne Änderung in der Succession der Condensation, für entsprechende Punkte der Wellen sich die Phase umgekehrt proportional der Entfernung verkleinert.

3. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass für die verschiedenen von O ausgehenden Radien Vectoren gar kein Connex stattfindet, hingegen besteht ein solcher für zwei Radien Vectoren von entgegengesetzter Richtung. Auf dem entgegengesetzten und deshalb negativen Radius, links von O, sind die Condensation und ihre Phasen dieselben wie rechts auf dem positiven Radius in der gleichen Entfernung, nur folgen sie sich in umgekehrter Ordnung. Für den Punkt in der Entfernung $-r$ wird nämlich

$$(3) \qquad s' = \frac{1}{r}\,\varphi\,(at - r),$$

und σ durchläuft alle Werte von $-\beta$ bis α, wie auch schon ein Blick auf die Figur lehrt, da links sich die Schnittebene zuerst geltend macht, deren Geltung für einen Punkt rechts zuletzt auftritt.

4. So stellt das System der Zustände auf den verschiedenen Schnittebenen gleichsam die Condensation selbst dar, indem man es in stetig verkleinertem Massstabe immer und immer fortrücken lässt.

In je grösserer Entfernung, um so mehr wird dies approximativ hergeleitete Gesetz mit der Wirklichkeit der Erscheinung congruent.

5. s'' (s. die (3) in § 3) liefert analoge, nur gewissermassen umgekehrte Resultate. Man setzt $\frac{1}{4\,\pi\,a}\cdot\frac{1}{at}\int d\tau\cdot f = \frac{1}{at}\,\psi\,(\sigma)$; dann erhält man durch Derivation nach t für einen Punkt rechts, bezw. links zunächst $s'' = -a\cdot\frac{1}{at}\,\psi'\,(r - at) - \frac{1}{at^2}\,\psi\,(r - at)$, resp. $s'' = a\cdot\frac{1}{at}\,\psi'\,(at - r) - \frac{1}{at^2}\,\psi\,(at - r)$, und daraus, mit Vernachlässigung der zweiten Glieder, die wegen des Factors $\frac{1}{at^2}$ von höherer Ordnung sind,

$$(4) \quad s'' = -a\cdot\frac{1}{r}\,\psi'\,(r - at), \qquad \text{resp.} \qquad s'' = a\cdot\frac{1}{r}\,\psi'\,(at - r).$$

An sich sind diese Ausdrücke ganz von derselben Natur wie die für s' gefundenen, und geben zu ähnlichen Bemerkungen Raum; sie unterscheiden sich aber vornehmlich dadurch von ihnen, dass sie

für die rechts und links sich ebenfalls in umgekehrter Ordnung folgenden Phasen ausserdem noch entgegengesetzte Zeichen ergeben, dass also einer Verdichtung auf der einen Seite eine Dilatation auf der anderen entspricht.

6. Die vollständigen Werte der Condensation in dem untersuchten Falle sind jetzt

$$\text{(5)} \qquad \text{rechts: } s = \frac{1}{r}\left(\varphi\,(r - at) - a\,\psi'\,(r - at)\right)$$

$$\text{(6)} \qquad \text{links: } s = \frac{1}{r}\left(\varphi\,(at - r) + a\,\psi'\,(at - r)\right).$$

Infolge der eben hervorgehobenen Eigenschaft kann möglicherweise es sich ereignen, dass auf der einen Seite eine Condensation stattfindet, während auf der andern Seite das Gleichgewicht keine Störung erfährt.

Die Geschwindigkeit.

§ 5.

Die permanente Bewegung.

1. Es handle sich wiederum um eine nur endliche ursprüngliche Störung; dann sind für jeden Punkt (x, y, z) ausserhalb E u_0, v_0, $w_0 = 0$ und die Componenten seiner Geschwindigkeit zur Zeit t nach den Gleichungen (12) des § 1:

$$\text{(1)} \quad u = -a^2 \frac{\partial}{\partial x}\int_0^t s\,dt, \quad v = -a^2 \frac{\partial}{\partial y}\int_0^t s\,dt, \quad w = -a^2 \frac{\partial}{\partial z}\int_0^t s\,dt.$$

Legt man σ und σ_1 dieselbe Bedeutung bei wie in der Nr. 4 des § 3, so sind, so lange $t < \frac{\sigma}{a}$, die Condensation s, das Integral

$$\text{(2)} \qquad \int_0^t s\,dt,$$

die Differentialquotienten desselben, mithin auch u, v, w sämtlich $= 0$, und der Punkt (x, y, z) verharrt in Ruhe.

Von dem Moment $t = \frac{\sigma}{a}$ an werden die genannten Grössen im allgemeinen von Null verschieden, d. h. gleichzeitig mit der Störung der normalen Dichtigkeit tritt in dem betrachteten Punkte auch eine Bewegung ein; dieselbe ändert sich mit der Zeit, da das Integral (2) wegen seiner oberen Grenze eine Function von t ist. Wird aber

$t > \frac{\sigma_1}{a}$, so versinken die Elemente s zwar wieder in Nichts, nicht aber ihr Integral (2), das vielmehr von nun an, als beständig den ganzen Raum E in sich begreifend, in den constanten Wert übergeht

$$(3) \qquad \int_{\frac{\sigma}{a}}^{\frac{\sigma_1}{a}} s \, dt$$

und dadurch bewirkt, dass auch seine partiellen Differentialquotienten und u, v, w nach der Zeit constante Werte annehmen.

So gelangt im allgemeinen der Punkt (x, y, z) niemals mehr vollkommen zur Ruhe: hört gleich seine Condensation auf, so verbleibt ihm doch eine *permanente*, d. i. ewig fortdauernde, stets gleiche Bewegung, die aber an den verschiedenen Stellen des Raumes selbstverständlich eine verschiedene ist.

2. Dieselben Betrachtungen sind mit den notwendigen Modificationen auch auf die Punkte innerhalb E anwendbar, führen aber zu einem anderen Ergebnis. Denn da hier zu jeder Zeit noch u_0, v_0, w_0 hinzutreten, so würde nach dem Erlöschen der Condensation, selbst wenn es keine permanente Bewegung gäbe, in dem ursprünglichen Erschütterungsgebiet dennoch ewige und constante Bewegung herrschen. Hier kann also von einer permanenten Bewegung gar nicht die Rede sein, nnd bei unendlicher Störung überhaupt nicht.

Weiter unten (§ 15 f.) kommen wir auf diesen Vorgang noch einmal zurück.

§ 6.

Die zur Bestimmung der Geschwindigkeit zu befolgende Methode und das Endergebnis.

Es empfiehlt sich, statt der drei rechtwinkligen Geschwindigkeitscomponenten u, v, w des Punktes (x, y, z) nur die einzige Componente seiner totalen Geschwindigkeit $\sqrt{u^2 + v^2 + w^2}$ nach einer ganz beliebigen Richtung ins Auge zu fassen; es wird sich dann ergeben, dass, wenn man zu dieser Richtung diejenige des vom Nullpunkte ausgehenden Radius Vectors wählt, welchem der betrachtete Punkt angehört, bei endlicher Störung und für weite Entfernungen dieses letzteren die betreffende Componente nahezu die ganze Geschwindig-

keit darstellt, und zwar in je grösserer Entfernung mit um so vollständigerer Annäherung.

Zur Erlangung des Ausdrucks für die Componente in beliebiger Richtung ist zuvörderst das Integral $-a^2\int_0^t s\,dt$ näher zu betrachten, und darauf sein Differentialquotient in einer beliebigen Richtung zu bilden. Denn da seine Differentialquotienten nach den drei rechtwinkligen Axen eine bestimmte Bedeutung in unserem Problem besitzen, nämlich die Componenten u, v, w repräsentieren, so muss auch —' dies liegt in dem Verhalten einer jeden Naturerscheinung zu den sie darstellenden analytischen Ausdrücken — seinem Differentialquotienten in Rede eine analoge physikalische Bedeutung innewohnen. Und in der That wird sich herausstellen, dass derselbe mit der oben bezeichneten Componente der totalen Geschwindigkeit identisch ist.

Behufs Umgehung der complicierten Rechnungen, zu welchen die Anwendung der allgemein gültigen Formeln führen würde, soll dieser Differentialquotient durch rein geometrische Betrachtungen gewonnen werden.

§ 7.

Das Integral $\int_0^t s\,dt$.

1. Wie s selbst aus den beiden Gliedern s' und s'' besteht, so hat man auch

$$\int_0^t s\,dt = \int_0^t s'\,dt + \int_0^t s''\,dt. \tag{1}$$

Da $s'' = \frac{1}{4\pi a}\cdot\frac{\partial}{\partial t}\int\frac{d\tau}{R}\cdot f$ ein Differentialquotient nach t ist und nach t integriert werden soll, so vernichten sich beide Operationen; die untere Grenze des Integrals ergiebt wegen des in ihm enthaltenen Factors at den Wert Null, mithin reduciert sich das Integral von s'' auf den Wert der oberen Grenze, und man erhält

$$\int_0^t s''\,dt = \frac{1}{4\pi a}\cdot\frac{1}{R}\int d\tau\cdot f. \tag{2}$$

Bemerkt sei, dass dieses Integral und s' sich nur durch die Factoren f und F von einander unterscheiden.

2. Für den ersten Bestandteil von $\int_0^t s\,dt$ hat man unmittelbar, indem man auf den Wert (7) in § 1 für s' zurückgreift,

$$\int_0^t s' \cdot dt = \frac{1}{4\pi a}\int_0^t \frac{dt}{at}\iint (at)^2 \sin\theta\, d\theta\, d\varphi \cdot F,$$

und daraus durch eine einfache Umformung

$$\int_0^t s' \cdot dt = \frac{1}{4\pi a^2}\int_0^{at}\int_0^{\pi}\int_0^{2\pi} \frac{(at)^2}{at} \sin\theta\, d(at)\, d\theta\, d\varphi \cdot F.$$

Da $(at)^2 \sin\theta\, d(at)\, d\theta\, d\varphi$ das Raumelement der um den Punkt (x, y, z) mit dem Radius at beschriebenen Kugel darstellt, so zeigt dies dreifache Integral eine sich über die ganze Kugel erstreckende Integration an; bezeichnet man das beliebig gestaltete Kugelelement mit $d\psi$, seine Entfernung vom Mittelpunkt mit σ, so wird in der abgekürzten Form eines Raumintegrals

$$(3)\qquad \int_0^t s' \cdot dt = \frac{1}{4\pi a^2}\int \frac{d\psi}{\sigma} \cdot F.$$

Man beachte die Analogie dieses Integrals mit dem Massenpotential $\int \frac{dm}{r}$ für eine Kugel; während aber in diesem der Factor jedes Elements die Dichtigkeit, und der Radius r constant ist, hat in dem Integral unserer Aufgabe das Element den Factor F, und wächst der Radius at in jedem Augenblick, so dass das Integral immerfort an Ausdehnung zunimmt.

3. Wir führen noch folgende abkürzende Bezeichnungen ein:

$$(4)\qquad -a^2\int_0^t s \cdot dt = S, \quad -a^2\int_0^t s' \cdot dt = S', \quad -a^2\int_0^t s'' \cdot dt = S''.$$

Darnach hat man

$$(5)\qquad S' = -\frac{1}{4\pi}\int \frac{d\psi}{\sigma} \cdot F,$$

$$(6)\qquad S'' = -\frac{1}{4\pi} \cdot \frac{a}{R}\int d\tau \cdot f,$$

$$(7)\qquad S = S' + S'',$$

also

$$(8)\qquad S = -\frac{1}{4\pi}\left(\int \frac{d\psi}{\sigma} \cdot F + \frac{a}{R}\int d\tau \cdot f\right).$$

4. Sobald man t constant annimmt, also eine bestimmte aber beliebige Zeit fixiert, repräsentieren die Grössen S', S'' und S gewisse und offenbar im unendlichen Raume stetige Functionen des Ortes (x, y, z).

§ 8.

Die partiellen Differentialquotienten des Integrals S.

1. Unter Benutzung der eben eingeführten Bezeichnungen hat man nach den Gleichungen (12) des § 1:

(1) $$u = u_0 + \frac{\partial S}{\partial x}, \quad v = v_0 + \frac{\partial S}{\partial y}, \quad w = w_0 + \frac{\partial S}{\partial z}.$$

Mithin repräsentieren die partiellen Differentialquotienten von S nach x, y, z die entsprechenden rechtwinkligen Componenten der Geschwindigkeit des Punktes (x, y, z) zur Zeit t, aber ohne die von der Anfangsgeschwindigkeit herrührenden Anteile.

2. Da S in jedem Moment t eine stetige Function von x, y, z ist (§ 7, Nr. 4), so besitzt sie auch in jeder beliebigen Richtung ρ einen fest bestimmten Differentialquotienten $\frac{\partial S}{\partial \rho}$, wenngleich zwischen den, verschiedenen Richtungen angehörigen Werten desselben kein Connex stattfindet. Sind α, β, γ die Winkel, welche die von dem Punkte (x, y, z) ausgehende Richtung ρ mit den drei senkrechten Axen macht, so ist bekanntlich

$$\frac{\partial S}{\partial \rho} = \frac{\partial S}{\partial x}\cos\alpha + \frac{\partial S}{\partial y}\cos\beta + \frac{\partial S}{\partial z}\cos\gamma,$$

oder, mit Rücksicht auf die Werte (1), und in dem dort angegebenen Sinne zu verstehen,

$$\frac{\partial S}{\partial \rho} = u\cos\alpha + v\cos\beta + w\cos\gamma.$$

Wie man weiss, repräsentiert der Ausdruck auf der rechten Seite dieser Gleichung, mithin auch der Differentialquotient von S in der Richtung ρ die Componente der totalen Geschwindigkeit des Punktes (x, y, z) oder m zur Zeit t nach derselben Richtung ρ, wiederum ohne den Anteil, den die Anfangsgeschwindigkeit des betrachteten Punktes in derselben Richtung ergeben würde.

Setzt man diesen letzteren $= \omega_0$ und die ganze Componente in der Richtung $\rho = \omega$, so ist demnach

(2) $$\omega = \omega_0 + \frac{\partial S}{\partial \rho}.$$

Dieses Resultat gilt bei einer ganz beliebigen, auch unendlichen Ausdehnung der ursprünglichen Erschütterung.

Da wegen der (7) des § 7

$$\frac{\partial S}{\partial \rho} = \frac{\partial S'}{\partial \rho} + \frac{\partial S''}{\partial \rho}, \tag{3}$$

so handelt es sich jetzt um die Ermittelung der Differentialquotienten von S' und S'' in einer beliebigen Richtung ρ.

§ 9.

Differential und Differentialquotient des Integrals

$$S' = -\frac{1}{4\pi}\int \frac{d\psi}{\sigma} \cdot F$$

in einer beliebigen Richtung ρ.

1. Die Kugel mit dem Radius $at = R$ und dem Mittelpunkt m (Fig. 2), auf welche sich das Integral

$$\int \frac{d\psi \cdot F}{\sigma} \tag{1}$$

bezieht, werde um eine unendlich kleine Strecke ε in beliebiger gerader Richtung (nach rechts) verrückt, der Mittelpunkt m nach m', alle ihre übrigen Punkte um die parallele und gleiche Strecke $mm' = \varepsilon$; es soll die Differenz der diesen beiden Lagen der Kugel entsprechenden Werte des Integrals (1) bestimmt werden.

Es entstehen drei Räume: in der Mitte ein beiden Kugeln gemeinsamer Raum; links und rechts davon je eine streifenähnliche, nach dem Durchschnittskreis zu immer dünner werdende Schale, beide übrigens congruent. Zur Abkürzung setze man $d\psi \cdot F = \mu$ und verstehe unter μ selbst jedes der ganzen ursprünglichen Kugel angehörige Element, unterscheide im übrigen aber diese Elemente durch die Indices 0, 1, 2, je nachdem sie dem gemeinschaftlichen Mittelraum, dem Streifen links, oder dem Streifen rechts angehören sollen; ihre Entfernungen von m und m' sind σ, bezw. σ'; auch hier wende man die Indices zu demselben Zwecke an.

Dann sind sämtliche Elemente des Integrals (1) in Bezug auf die neue Lage m' der Kugel in $\mu_0 \cdot \frac{1}{\sigma_0'} + \mu_2 \cdot \frac{1}{\sigma_2'}$ enthalten und in Bezug auf ihre ursprüngliche Lage m in $\mu_0 \cdot \frac{1}{\sigma_0} + \mu_1 \cdot \frac{1}{\sigma_1}$; ihre Subtraction ergiebt

(2) $$\mu_0 \cdot \left(\frac{1}{\sigma_0'} - \frac{1}{\sigma_0}\right) - \mu_1 \cdot \frac{1}{\sigma_1} + \mu_2 \cdot \frac{1}{\sigma_2'}$$

als die Gesamtheit der Elemente für die verlangte Differenz der beiden Integralwerte. Um diese selbst zu erhalten, hat man noch die drei Glieder dieses Ausdrucks resp. zu integrieren über den Mittelraum, über den Streifen links, über den Streifen rechts; man kann aber, durch Addition und Subtraction von $\mu_1 \cdot \left(\frac{1}{\sigma_1'} - \frac{1}{\sigma_1}\right)$, den Ausdruck (2) auf diese Form bringen:

(3) $$\mu \cdot \left(\frac{1}{\sigma'} - \frac{1}{\sigma}\right) - \mu_1 \cdot \frac{1}{\sigma_1'} + \mu_2 \cdot \frac{1}{\sigma_2'},$$

und nun erstreckt sich die erste jener Integrationen über die ganze Kugel m.

2. Wir befassen uns zunächst mit der über die beiden Streifen auszudehnenden Integration von

$$+ \mu_2 \cdot \frac{1}{\sigma_2'} \text{ und } - \mu_1 \cdot \frac{1}{\sigma_1'}.$$

Jetzt erst ist erforderlich, ε unendlich klein zu nehmen; dies hat zur Folge, dass auch der Ausdruck (3) eine Grösse von derselben ersten Ordnung darstellt, und dass die Streifen nun unendlich dünn sind, gewissermassen nahe zu gleichen Teilen eine äussere, bezw. innere Belegung der Kugelfläche m bildend.

Demnach dürfen auch die Entfernungen σ' aller ihrer Elemente von m' mit ihren Entfernungen σ von m vertauscht und constant R gesetzt werden: wenn nämlich Δ die grösste Dicke der Schichten bezeichnet, so ist die grösste dieser Entfernungen $R + \Delta$, die kleinste $R - \Delta$, gleichviel ob sie von m oder m' aus gerechnet werden, mithin der grösstmögliche Unterschied ihrer in Betracht kommenden reciproken Werte $= \frac{2\,\Delta}{(R + \Delta)(R - \Delta)}$, also wegen des unendlich kleinen Δ verschwindend klein. So tritt bei der Integration der constante Factor $\frac{1}{R}$ heraus, und soll derselbe auf den Mittelpunkt oder auf die ganze Kugelfläche m bezogen werden.

Ähnlich verhält es sich mit jedem Element

$$\mu = d\psi \,.\, F$$

der beiden Streifen. Die — in der Schicht rechts bis zur äusseren Begrenzung verlängerten — zur Kugelfläche senkreckten Radien R der Kugel m teilen die Streifen in unendlich kleine Cylinder, deren

Grundflächen die beliebig gewählten Flächenelemente $d\tau$ der Kugel m, und deren Höhen die unendlich kleinen, die Dicke der Schicht an jeder Stelle angebenden Normalen δ zwischen den beiden Kugelflächen sind (Fig. 2). Mit Vernachlässigung der Glieder höherer Ordnung ist also

$$d\psi = d\tau \cdot \delta.$$

Es bleibt noch der Wert von δ zu ermitteln. Wir führen den veränderlichen Winkel

$$\chi$$

ein, den der bewegliche Radius Vector $R \pm \delta$, also auch das stets nach aussen gerichtete δ, mit der Richtung der Verrückung mm' bildet. Das Dreieck, dessen Seiten R, ε und $R \pm \delta$ sind, je nachdem es zum Streifen rechts oder links hingeht, und in welchem χ der Seite R gegenüberliegt, liefert

$$R^2 = (R \pm \delta)^2 + \varepsilon^2 - 2\ (R \pm \delta)\ \varepsilon \cos\chi,$$

und daraus, mit Vernachlässigung der unendlich kleinen Glieder zweiter Ordnung,

$$\delta = \pm\ \varepsilon \cos\chi, \qquad (4)$$

wo das obere oder untere Zeichen gilt, je nachdem δ dem Streifen rechts oder links angehört.

Was endlich F betrifft, so ist es innerhalb eines jeden Raumelementes $d\psi$ als constant anzusehen und ihm der Wert beizulegen, den es an der betreffenden Stelle $d\tau$ der Kugelfläche m besitzt.

Nach alledem ergiebt sich nicht nur für die Elemente $\mu_2 \cdot \frac{1}{\sigma_2}$, des Streifens rechts, sondern auch für die mit dem Minuszeichen behafteten Elemente $-\mu_1 \cdot \frac{1}{\sigma_1}$, des Streifens links derselbe, auch nicht durch das Vorzeichen verschiedene Ausdruck

$$\frac{d\tau \cdot \varepsilon \cdot \cos\chi \cdot F}{R},$$

so dass die Differenz der beiden Streifenintegrale sich umsetzt in das einzige über die ganze Kugelfläche m zu erstreckende Flächenintegral

$$\int d\tau \cdot \varepsilon \cdot \frac{F \cos\chi}{R} = \frac{\varepsilon}{R} \int d\tau \cdot F \cos\chi.$$

Durch Division mit ε erhält man somit den auf die beiden Streifen bezüglichen Teil des Differentialquotienten des Integrals (1) in der beliebig gewählten Richtung mm':

(5) $$\frac{1}{R}\int d\tau \cdot F\cos\chi.$$

3. Wir gelangen nun zu dem noch übrigen, grösseren Teil von $\frac{d\psi \cdot F}{\sigma}$, für den sich in der (3) der Ausdruck

$$\mu \cdot \left(\frac{1}{\sigma'} - \frac{1}{\sigma}\right)$$

ergeben hat, und der sich auf alle Elemente der Kugel m bezieht.

Aus diesem Grunde ist hier an dem Werte $d\psi \cdot F$ für μ nichts zu ändern und nur noch der Factor $\frac{1}{\sigma'} - \frac{1}{\sigma}$ umzuformen. Für einen beliebigen Punkt der Kugel m besteht ein Dreieck mit den Seiten σ, ε, σ', und in welchem der σ' gegenüberliegende Winkel kein anderer ist als der oben eingeführte Winkel χ. Dieses Dreieck liefert

$$\frac{1}{\sigma'} = \frac{1}{\sigma}\left(1 - 2\frac{\varepsilon}{\sigma}\cos\chi + \frac{\varepsilon^2}{\sigma^2}\right)^{-\frac{1}{2}}$$

und daraus, mit Vernachlässigung der Glieder höherer Ordnung,

$$\frac{1}{\sigma'} - \frac{1}{\sigma} = \frac{\varepsilon \cdot \cos\chi}{\sigma^2}.$$

Es ist mithin

$$\mu\left(\frac{1}{\sigma'} - \frac{1}{\sigma}\right) = d\psi \cdot F \cdot \frac{\varepsilon \cdot \cos\chi}{\sigma^2}$$

und der Differentialquotient dieses Teiles des Integrals (1) in der Richtung mm' das sich über die ganze Kugel m erstreckende Raumintegral

(6) $$\int \frac{d\psi}{\sigma^2} \cdot F \cdot \cos\chi.$$

4. Der Differentialquotient von $S' = -\frac{1}{4\pi}\int\frac{d\psi}{\sigma} \cdot F$ in der Richtung mm' oder ρ setzt sich aus der noch mit $-\frac{1}{4\pi}$ zu multiplicierenden Summe der beiden Integrale (5) und (6) zusammen; er ist also:

(7) $$\frac{\partial S'}{\partial \rho} = -\frac{1}{4\pi}\left(\int\frac{d\psi}{\sigma^2} \cdot F \cdot \cos\chi + \frac{1}{R}\int d\tau \cdot F \cdot \cos\chi\right).$$

Es kann nicht überraschen, dass dieser Differentialquotient zweiteilig geworden ist und aus einem dreifachen und Doppelintegral besteht; vielmehr war dieses Resultat aus der Analogie mit einem

einfachen Integral vorauszusehen, welches, nach einem Parameter differentiiert, von dem auch die Grenzen abhängig sind, wieder ein einfaches Integral nebst einer endlichen Function ergiebt.

§ 10.

Differential und Differentialquotient des Integrals

$$S'' = -\frac{1}{4\pi}\cdot\frac{a}{R}\int d\tau\cdot f$$

in einer beliebigen Richtung ρ.

Nunmehr handelt es sich um die Veränderung, welche bei der im vorhergehenden § vorgenommenen Verrückung der Kugel m das sich über die Oberfläche derselben erstreckende Integral

(1) $$\int d\tau\cdot f$$

erleidet. Dazu sind die dem Element $d\tau$ und der Function f entsprechenden Werte für die zweite Kugelfläche ausfindig zu machen.

Was $d\tau$ anbetrifft, so wird das ihm zugehörige Element $d\tau'$ der Kugelfläche m' (Fig. 2 und 3) für den Streifen links durch die nach allen Grenzpunkten von $d\tau$ gezogenen Strahlen R, für den Streifen rechts durch deren Verlängerungen δ (§ 9) ausgeschnitten. Selbstverständlich dürfen jetzt $d\tau$ und $d\tau'$, auf deren Grössenunterschied es abgesehen ist, nicht mehr wie in § 9 als gleich gross, noch der von ihnen einbegrenzte Streifenraum als Cylinder angenommen werden; in der That sind ja $d\tau$ und ε unendlich klein von der zweiten, bezw. von der ersten Ordnung, daher ist die zu bestimmende Variation von $d\tau$ von der dritten Ordnung, und erst Glieder von der vierten Ordnung an dürfen und müssen vernachlässigt werden. Hingegen ist es statthaft, beide Flächenelemente als parallel anzusehen, d. h. statt $d\tau'$ selbst seine Projection $d\tau'\cdot\cos\zeta$ zu wählen, wenn ζ den Flächenwinkel bezeichnet, welchen die Tangentialebenen der beiden Kugelflächen in den Endpunkten A von R (Fig. 4) und B von $R+\delta$ mit einander bilden. Denn da der Winkel mBm' ebenfalls gleich ζ ist, so ergiebt sich $\cos\zeta = 1 - \frac{\varepsilon'-\delta}{R}$, wo die Bedeutung von ε' aus der Figur erhellt, und daraus der Unterschied zwischen $d\tau'$ und seiner Projection $= d\tau'\cdot\frac{\varepsilon'-\delta}{R}$; hier ist $\varepsilon'-\delta$ als Differenz zweier unendlich kleiner Grössen der ersten Ordnung selbst

von der zweiten, mithin der ganze Ausdruck von der vierten Ordnung und als solcher ausser Acht zu lassen.

Nach diesen Auseinandersetzungen hat man in dem von den parallelen Ebenen $d\tau$ und $d\tau'$ geschnittenen Kegel mit der Spitze m (Fig. 3) $d\tau : d\tau' = R^2 : (R \pm \delta)^2$, wo das obere oder untere Zeichen gilt, je nachdem die Elemente und δ dem Streifen rechts oder links angehören, oder vielmehr, wegen $\pm \delta = \varepsilon \cos\chi$ (§ 9, (4)), ganz allgemein $d\tau : d\tau' = R^2 : (R + \varepsilon \cos\chi)^2$, und daraus, ohne das letzte Glied von der vierten Ordnung,

$$(2) \qquad d\tau' = \left(1 + \frac{2\varepsilon}{R}\cos\chi\right) \cdot d\tau.$$

Der Zuwachs, den f erleidet, wenn man in der Richtung des Radius R von dem Element $d\tau$ um das unendlich kleine δ zu dem Element $d\tau'$ fortrückt, ist der Differentialquotient von f nach dieser Richtung R, multipliciert mit $\pm \delta$; statt f hat man demnach in $d\tau'$ allgemein

$$(3) \qquad f + \frac{\partial f}{\partial R} \cdot \varepsilon \cos\chi.$$

Es ist aber wohl zu beachten, dass $\frac{\partial f}{\partial R}$ für jedes $d\tau'$ ein anderes ist, da man immer den Differentialquotienten von f in einer neuen Richtung zu nehmen hat, und auf den verschiedenen Radien Vectoren f von einander völlig unabhängige Functionen darstellt.

Die Veränderung, welche jedes Element des Integrals $\int d\tau \cdot f$ erfährt, wenn die Kugel m um die unendlich kleine Strecke ε nach m' verrückt wird, ist mithin

$$\left(d\tau + \frac{2\varepsilon d\tau}{R} \cdot \cos\chi\right)\left(f + \frac{\partial f}{\partial R} \cdot \varepsilon \cos\chi\right) - d\tau \cdot f,$$

d. i., wieder ohne die Grössen der vierten Ordnung:

$$(4) \qquad \varepsilon \cdot \cos\chi \left(\frac{2}{R} f + \frac{\partial f}{\partial R}\right) \cdot d\tau.$$

Schliesslich erhält man durch Integration über die ganze Kugelfläche m, durch Division mit ε und durch Multiplication mit $-\frac{1}{4\pi} \cdot \frac{a}{R}$ als den verlangten Differentialquotienten von S'' in der beliebigen Richtung mm' oder ρ:

$$(5) \qquad \frac{\partial S''}{\partial \rho} = -\frac{1}{4\pi} \cdot \frac{a}{R} \int d\tau \left(\frac{2f}{R} + \frac{\partial f}{\partial R}\right) \cdot \cos\chi.$$

§ 11.

Die Componente der totalen Geschwindigkeit in der beliebigen Richtung mm' oder ρ.

Der Differentialquotient von S selbst in der beliebigen Richtung mm' oder ρ ist nach der (3) des § 8 die Summe der beiden Ausdrücke (7) in § 9 für $\frac{\partial S'}{\partial \rho}$ und (5) in § 10 für $\frac{\partial S''}{\partial \rho}$. Nach § 8 stellt derselbe die Componente der totalen Geschwindigkeit des Punktes m oder (x, y, z) zur Zeit t in derselben Richtung ρ dar. Bezeichnet man wie dort diese Componente durch ω, und durch ω_0 die gleichgerichtete Componente der Anfangsgeschwindigkeit, die möglicherweise der Punkt m besitzt, so erhält man die Formel

$$\omega = \omega_0 - \frac{1}{4\pi}\left(\int \frac{d\psi}{\sigma^2} F \cos\chi + \frac{1}{R}\int d\tau\, F \cos\chi \right.$$
$$\left. + \frac{a}{R}\int d\tau \left(\frac{2f}{R} + \frac{\partial f}{\partial R}\right) \cos\chi \right).$$

Dieses Resultat ist gültig für jeden beliebigen Punkt (x, y, z) im unendlichen Raume und für eine beliebige, selbst über den unendlichen Raum ausgedehnte ursprüngliche Erschütterung. Sein Hauptvorzug besteht darin, dass die Bedeutung der einzelnen Integrale sofort aus ihrer Form erhellt, und mithin die Discussion der Geschwindigkeit mit der grössten Leichtigkeit gehandhabt werden kann.

§ 12.

Wert von ω bei nur endlicher Störung und für weite Entfernungen in der Richtung des Radius Vectors mO.

Es werde jetzt eine nur endliche Störung E vorausgesetzt, innerhalb deren sich der Nullpunkt O befindet (§ 2), und der Punkt m in weiter Entfernung von O angenommen; darunter soll verstanden werden, dass der Radius Vector

$$mO = r$$

vielmal grösser sei als die grösste Dimension des Raumes E, so dass, sobald und solange die Kugel um m in diesen Raum hineinschlägt, ihr Radius $at = R$ nahezu von gleicher Grösse mit r ist, r und R also mit einander vertauscht werden dürfen.

ω_0 ist nun stets $= 0$; auch ω, weil alle seine Integrale, ist es so lange, als die Kugel um m noch nicht E erreicht hat; aber

es besitzt von Null verschiedene Werte in der Zeitperiode, während welcher die Grösse von R zwischen derjenigen der kleinsten und der grössten Entfernung des Punktes m von E liegt.

Die Richtung, in welcher die Componente ω genommen werden soll, sei jetzt die des Radius Vectors r selbst, und zwar von m nach O; das positive ω ist alsdann O zugewendet, das negative ihm abgekehrt.

Unter diesen Voraussetzungen wird sich der Wert von ω in § 11 wesentlich vereinfachen, indem sich herausstellt, dass die Integrale, aus denen er besteht, von verschiedener Grössenordnung und folglich nicht sämtlich beizubehalten sind. Mit einer Potenz von $\frac{1}{R}$ oder $\frac{1}{r}$ als Factor behaftet, wird ihre Ordnung durch den Exponenten dieser Potenz bestimmt, und Glieder mit dem Factor $\frac{1}{R^2}$ verschwinden gegen diejenigen mit dem Factor $\frac{1}{R}$.

Zunächst ist in Bezug auf den in jedem Integral enthaltenen Factor $\cos\chi$ festzustellen, dass er unbedenklich $= 1$ gesetzt werden kann. Denn wenn θ die aus der Figur 5 ersichtliche Bedeutung hat, so folgt aus $\sin\chi = \frac{\theta}{R}$, dass $\cos\chi = \left(1 - \frac{\theta^2}{R^2}\right)^{\frac{1}{2}} = 1 - \frac{1}{2}\frac{\theta^2}{R^2}$ etc.; da es sich aber nur um solche Werte von χ handelt, welche durch das in dem Raum E gelegene Stück der Kugel m, bezw. ihrer Oberfläche bestimmt sind, und für diese ausnahmslos θ vielmal kleiner als R, mithin schon das zweite Glied $-\frac{1}{2}\frac{\theta^2}{R^2}$ gegen das erste Glied 1 zu streichen ist, so fällt $\cos\chi$ in allen Integralen aus.

Das erste Integral ist nun $\int \frac{d\psi}{\sigma^2} \cdot F$. Bezeichnen p, q die grösste, bezw. kleinste Entfernung des Punktes m von E, so ist der grösstmögliche Unterschied $\frac{p-q}{pq}$ zwischen den verschiedenen in Betracht kommenden Werten von $\frac{1}{\sigma}$ als proportional mit $\frac{1}{R^2}$ ausser Acht zu lassen; es tritt also $\frac{1}{\sigma^2}$ als der constante Factor $\frac{1}{R^2}$ heraus und macht das Integral zu einer Grösse der zweiten Ordnung.

Das zweite Integral $\frac{1}{R}\int d\tau \cdot F$ ist von der ersten Ordnung. — Es sei darauf hingewiesen, dass es mit dem in dem Wert von s' enthaltenen Integral (s. die (2) des § 3) identisch ist.

Das dritte Integral $2a \cdot \frac{1}{R^2}\int d\tau \cdot f$ ist von der zweiten Ordnung, das vierte $a \cdot \frac{1}{R}\int d\tau \cdot \frac{\partial f}{\partial R}$ von der ersten Ordnung.

Es sind mithin das zweite und das vierte Integral allein beizubehalten, so dass sich für die gesuchte Componente der totalen Geschwindigkeit in der Richtung mO der Wert ergiebt:

$$\omega = -\frac{1}{4\pi} \cdot \frac{1}{R}\int d\tau \cdot F - \frac{a}{4\pi} \cdot \frac{1}{R}\int d\tau \cdot \frac{\partial f}{\partial R} \cdot$$

Rücksichtlich des zweiten Integrals ist hier noch zu bemerken, dass in demselben mit zunehmender Entfernung des Punktes m, also je mehr die in den Raum E hineinreichenden Radien R einander parallel werden, $\frac{\partial f}{\partial R}$ sich einer festen Grenze nähert, nämlich für alle Elemente $d\tau$ in den constanten Wert des Differentialquotienten von f nach der Richtung des Radius Vectors mO, d. i. in $\frac{\partial f}{\partial r}$ übergeht.

§ 13.

Wert von ω bei nur endlicher Störung und für weite Entfernungen in beliebiger auf dem Radius Vector mO senkrechter Richtung.

Zum Unterschiede bezeichne man hier den veränderlichen Winkel mit χ'; er ist (Fig. 5) das Complement des Winkels χ in § 12, also $\cos\chi' = \sin\chi = \frac{\theta}{R}$, wo θ immer eine Dimension innerhalb E andeutet. Mit den Werten verglichen, welche die vier Integrale in dem Fall des § 12 angenommen haben, gesellt sich folglich jetzt zu jedem derselben noch der neue Factor $\frac{1}{R}$ und macht es dadurch zu einer Grösse der nächst höheren Ordnung. Mithin, während sich für ω in § 12 schliesslich zwei Glieder der ersten Ordnung ergaben, sind nun die Ausschlag gebenden Glieder von der zweiten Ordnung und gegen jene nicht in Betracht zu ziehen. Mit anderen Worten: jede

zum Radius Vector r normal gerichtete Componente der Geschwindigkeit des Punktes m verschwindet gegen diejenige nach der Richtung des Radius Vectors selbst; diese stellt also nahezu die ganze Geschwindigkeit des Punktes m dar.

§ 14.
Schlussergebnis.

Je weiter die Entfernung eines beliebigen Flüssigkeitsteilchens m von der nur endlichen ursprünglichen Störung ist, um so mehr fällt seine totale Geschwindigkeit in die Richtung des Radius Vectors mO, um so mehr wird die Bewegung der Flüssigkeit eine longitudinale, d. h. nähert sich asymptotisch der Richtung, in der sich die Erscheinung fortpflanzt.

Bei einem, wie dem unsrigen, wo f und F willkürliche und nicht näher angegebene Functionen sind, in der grösstmöglichen Allgemeinheit gestellten Problem kann es auch nur auf ein der Wahrheit angenähertes Resultat abgesehen sein, welches, dieser Allgemeinheit entsprechend, das Wesentliche und Charakteristische des Phänomens hervorhebt. Es mussten zu diesem Zwecke die analytischen Ausdrücke in eine so vereinfachte Gestalt gebracht werden, dass man an ihnen die physikalischen Gesetze zu erkennen imstande ist.

Die hiernach für den betrachteten Fall sich ergebende totale Geschwindigkeit des Punktes m zur Zeit t ist die in § 12 erhaltene:

$$\omega = -\frac{1}{4\pi}\cdot\frac{1}{R}\left(\int d\tau\cdot F + a\int d\tau\cdot\frac{\partial f}{\partial R}\right).$$

Die zugehörige Condensation s ist in § 4 ermittelt worden. Wie diese, so ist wegen des Factors $\frac{1}{R}$, der auch durch $\frac{1}{r}$ ersetzt werden darf, auch die Geschwindigkeit umgekehrt proportional der Entfernung des Punktes m von O.

§ 15.
Die die permanente Bewegung constituierende Geschwindigkeit.

Es handelt sich wieder um eine endliche Störung E, sonst aber um die Voraussetzungen des § 11, so dass die Entfernung des betrachteten Punktes m von E keinen Beschränkungen unterliegt.

Sobald alsdann die Kugelwellen vollständig über den Raum E hinweggegangen sind, so werden in demselben Moment, wo die Con-

densation des Teilchens m ihr Ende erreicht (§ 3), in dem Ausdruck für die in § 11 aufgestellte Geschwindigkeitscomponente ω zwar alle drei Flächenintegrale für alle Folgezeit zu Null, aber das Raumintegral

$$-\frac{1}{4\pi}\int\frac{d\psi}{\sigma^2}F\cos\chi,$$

das ja durch E hindurchgeht, bleibt bestehen und nimmt von nun an einen constanten, von der Zeit unabhängigen Wert an. Es stellt also dieses Integral die betreffende Componente jener constanten Geschwindigkeit dar, welche die in § 5 betrachtete permanente Bewegung des Punktes m ausmacht.

Dieselbe ist, wie man ferner jetzt ersieht, gegen die bisherige Bewegung im Punkte m von der zweiten Ordnung und so klein, dass dabei keine Condensation mehr stattfindet, sich mithin nun das elastische Fluidum verhält, wie wenn es eine incompressible Flüssigkeit wäre.

Doch ist zu bemerken, dass bei der permanenten Bewegung kein Ton oder Schall mehr gehört wird; man muss also annehmen, dass zur Fortpflanzung des Schalles nicht allein eine Bewegung, sondern auch eine Condensation des Mediums erforderlich ist.

§ 16.

Bedingungen, unter denen es keine permanente Bewegung gäbe.

Man kann nach den Bedingungen fragen, welche $F = -\frac{\partial u_0}{\partial x} - \frac{\partial v_0}{\partial y} - \frac{\partial w_0}{\partial z}$ (§ 1) — denn die anfängliche Condensation f kommt nicht in Betracht — erfüllen muss, damit überall, auch innerhalb E, gleichzeitig mit der Condensation auch alle Bewegung aufhöre.

Wir begnügen uns mit der Angabe des Resultates, zu welchem diese rein mathematische Aufgabe führt. Man findet, dass die ursprünglichen Geschwindigkeiten u_0, v_0, w_0 die respectiven partiellen Differentialquotienten nach x, y, z einer und derselben Function von diesen drei Variabeln sein müssen, gleichwie es die Folgewerte u, v, w an und für sich schon immer sind. Es sei $\varphi\,(x, y, z)$ jene Function; wenn alsdann

$$u_0 = \frac{\partial\varphi}{\partial x}, \quad v_0 = \frac{\partial\varphi}{\partial y}, \quad w_0 = \frac{\partial\varphi}{\partial z}.$$

mithin wegen der oben angeführten Definitionsgleichung für F,

$$F(x, y, z) = -\frac{\partial^2 \varphi}{\partial x^2} - \frac{\partial^2 \varphi}{\partial y^2} - \frac{\partial^2 \varphi}{\partial z^2},$$

dann wird das Integral des § 15 ausserhalb der ursprünglichen Erschütterung E überall zu Null, während es innerhalb derselben genau solche Werte annimmt, die die daselbst stattfindenden Anfangswerte der Geschwindigkeit zerstören.

Natürlich hat diese Frage nur dann einen Sinn, wenn die ursprüngliche Erschütterung sich über einen endlichen Raum erstreckt; denn wenn sie den ganzen unendlichen Raum erfasste, hören ja, so wie die Condensation überall ewig währte, auch die Flächenintegrale in dem Wert von ω in § 11 nie und die Anfangsgeschwindigkeit ω_0 nirgend auf: es würde ewig und überall Bewegung herrschen, und könnte von einer permanenten, constanten Bewegung gar nicht die Rede sein.

§ 17.

Transformation der Poisson'schen Formel für die Condensation in eine mit ω analoge Gestalt.

1. Bisher hatten wir für die beiden Teile von $s = s' + s''$ nach den Formeln (2) und (3) des § 3 diese Ausdrücke:

$$s' = \frac{1}{4\pi a} \cdot \frac{1}{R} \int d\tau \cdot F, \qquad s'' = \frac{1}{4\pi a} \cdot \int \frac{\partial}{\partial t} \left(\frac{d\tau}{R} \cdot f\right).$$

Da s' bereits die geeignete Form besitzt, handelt es sich nur noch um die Herstellung einer entsprechenden Form für das Integral

$$\int \frac{\partial}{\partial t} \left(\frac{d\tau}{R} \cdot f\right) \tag{1}$$

und zu diesem Zwecke zunächst um die Ermittelung der Veränderung, welche jedes Element $\frac{d\tau}{R} \cdot f$ erleidet, wenn t um dt zunimmt.

Wir schlagen genau das in den analogen Aufgaben der §§ 9 und 10 befolgte geometrische Verfahren ein, wobei es kaum der Bemerkung bedarf, dass bei der gegenwärtigen Frage die Kugel ihren Mittelpunkt $m = (x, y, z)$ beibehält, weil nur nach der Zeit t zu differentiieren ist.

2. Für zwei um den Mittelpunkt m mit den Radien $R = at$ und $R + \delta$ beschriebene concentrische Kugelflächen sei $d\tau$ das beliebig gestaltete Element der ersteren, $d\tau'$ das entsprechende Element der

äusseren, welches durch die nach den Grenzpunkten von $d\tau$ gehenden Radien $R+\delta$ ausgeschnitten wird; es ist der Unterschied der auf diese beiden Elemente bezüglichen Werte von $\frac{d\tau}{R}\cdot f$ zu bestimmen.

$d\tau$ und $d\tau'$ sind als ebene und parallele Schnittflächen eines Kegels mit der Spitze m zu betrachten; aus der Relation $d\tau':d\tau = (R+\delta)^2:R^2$ fliesst also für den $\frac{d\tau}{R}$ entsprechenden Ausdruck auf der zweiten Kugelfläche

$$\frac{d\tau'}{R+\delta} = d\tau\cdot\frac{R+\delta}{R^2};$$

der daselbst stattfindende Wert von f ist

$$f + \frac{\partial f}{\partial R}\cdot\delta,$$

wo in Bezug auf $\frac{\partial f}{\partial R}$ die in § 10 gemachten Bemerkungen Platz greifen. Es ergiebt sich mithin für die verlangte Differenz:

$$\frac{d\tau}{R^2}\,(R+\delta)\left(f + \frac{\partial f}{\partial R}\cdot\delta\right) - \frac{d\tau}{R}\cdot f = \frac{d\tau}{R^2} f\cdot\delta + \frac{\partial\tau}{R}\cdot\frac{\partial f}{\partial R}\delta$$
$$+ \frac{d\tau}{R^2}\cdot\frac{\partial f}{\partial R}\cdot\delta^2.$$

Stellt nun δ (welches nicht mit dem δ der §§ 9 und 10 zu verwechseln ist) das zu dt gehörige Differential des Radius $R = at$ vor, so hat man ihm den Wert

$$\delta = a\,dt$$

beizulegen und erhält alsdann aus dem vorangehenden Ausdruck durch Division mit dt unmittelbar den Wert des gesuchten Differentialquotienten von $\frac{d\tau}{R}\cdot f$ nach t, nämlich

$$a\,\frac{d\tau}{R^2}\cdot f + a\,\frac{d\tau}{R}\cdot\frac{\partial f}{\partial R} + a^2\,\frac{d\tau}{R^2}\cdot\frac{\partial f}{\partial R}\cdot dt,$$

oder, mit Vernachlässigung des letzten Gliedes als unendlich klein von der dritten Ordnung:

$$\frac{\partial}{\partial t}\left(\frac{d\tau}{R}\cdot f\right) = \frac{a}{R}\cdot d\tau\left(\frac{f}{R} + \frac{\partial f}{\partial R}\right)\cdot$$

3. Mithin ist

$$(2)\qquad s'' = \frac{1}{4\pi a}\cdot\frac{a}{R}\int d\tau\left(\frac{f}{R} + \frac{\partial f}{\partial R}\right)$$

und der nunmehr in die verlangte Gestalt gebrachte Ausdruck für die Condensation

$$(3)\qquad s = \frac{1}{4\pi a}\cdot\left(\frac{1}{R}\int d\tau\cdot F + \frac{a}{R}\int d\tau\left(\frac{f}{R} + \frac{\partial f}{\partial R}\right)\right),$$

zugehörig dem Werte von ω in § 11 und wie dieser gültig für einen beliebigen Punkt (x, y, z) im unendlichen Raume und für eine beliebige, selbst über den unendlichen Raum ausgedehnte ursprüngliche Erschütterung.

§ 18.

Wert von s bei nur endlicher Störung und in weiter Entfernung von derselben.

Es sollen wieder die Festsetzungen der §§ 12 und 14 in Kraft treten. Dann ist in dem eben erhaltenen Ausdruck für s das eine Integral $\frac{a}{R^2}\int d\tau\cdot f$ zu streichen, da es wegen des Factors $\frac{1}{R^2}$ eine sehr kleine Grösse von der zweiten Ordnung ist, während die beiden anderen nur mit dem Factor $\frac{1}{R}$ behafteten Integrale von der ersten Ordnung sind.

Es vereinfacht sich mithin in diesem Falle das Resultat (3) des § 17 in

$$(1)\qquad s = \frac{1}{4\pi a}\cdot\frac{1}{R}\left(\int d\tau\cdot F + a\int d\tau\cdot\frac{\partial f}{\partial R}\right),$$

jetzt zugehörig dem Werte von ω in § 14:

$$(2)\qquad \omega = -\frac{1}{4\pi}\cdot\frac{1}{R}\left(\int d\tau\cdot F + a\int d\tau\cdot\frac{\partial f}{\partial R}\right);$$

für beide Formeln ist in Betreff des Differentialquotienten $\frac{\partial f}{\partial R}$ auf die Bemerkung am Schluss des § 12 zu verweisen.

Aus der Vergleichung dieser beiden Ausdrücke fliesst unmittelbar die Relation:

$$(3)\qquad \omega = -as,$$

welche besagt, dass bei einer nur endlichen Erschütterung in weiten Entfernungen von derselben die totale Geschwindigkeit jedes Teilchens zu jeder Zeit seiner Condensation proportional ist. Approximativ findet also bei dem allgemeinen Bewegungsproblem dieselbe Beziehung zwischen diesen beiden Grössen statt, wie in dem Falle der linearen

Bewegung, wo man $u = as$ hat; auch in Bezug auf das Zeichen besteht in beiden Formeln nur ein scheinbarer Widerspruch, denn da für die Geschwindigkeit ω die Richtung mO als die positive festgesetzt worden ist (§ 12), so ist hier wie dort bei Verdichtung, d. h. für ein positives s, die Bewegung von E fortgerichtet, bei Verdünnung (s negativ) ihr zugekehrt.

Die Formel (1) ist ein anderer Ausdruck für das in § 4 für dieselbe Aufgabe erhaltene Resultat; wie dieses lässt sie sofort erkennen, dass die Condensation umgekehrt proportional der Entfernung des Flüssigkeitsteilchens vom Nullpunkt ist, da nach § 12 R und r mit einander vertauscht werden dürfen. Wegen der (3) ist die Geschwindigkeit ω demselben Gesetz unterworfen, was jedoch schon direct die Formel (2) ergiebt, auch bereits in § 14 ausgesprochen ist.

G. Arendt.



De Platonicae et Stoicae doctrinae affinitate.

Scripsit

O. Weissenfels.

De Platonicae et Stoicae doctrinae affinitate.

Scripsit O. Weissenfels.

Utrosque, et poetas et philosophos, veritatis volumus esse ministros atque humanae imprimis naturae totiusque vitae interpretes. Atque poetas quidem pro sua quosque indole tam singulari sunt usi varietate in hominum describendis et moribus et officiis, ut qui hodie quiddam vere novi in hoc genere comminisci studuerint, in mirabiles plerique omnes inciderint aut ineptias aut foeditates. Alia est ratio philosophiae, cui non tam propositum est dicere quid homines omni errorum genere occaecati facere soleant quam quid ex aeterna communique humanae naturae lege debeant facere. Scio equidem ne inter philosophos quidem his defuisse temporibus, qui prava usi indulgentia turpissima quaeque aliquam excusationem habere atque homini naturalia esse demonstrarent. Sed nescio an plures semper in contrarium conversi vitium omnia in illa de moribus doctrina ad insignem quandam retulerint perfectionem ex ipsorum mente depromptam. Neque id mirum. Jamdudum enim, si simplex esset veritatis ratio, omnia inventa essent et cum tanta perspicuitate expressa, ut et nos et omnes, qui post nos futuri sunt, deberemus aut tacere aut satis habere, ab aliis quae de gravioribus rebus paene omnibus dicta sunt, verbis paululum mutatis repetere. Sed difficillima est illa naturae, quam vocant, interpretatio pancissimique semper in omni studiorum genere ita versati sunt, ut quae eo pertinerent plane pura nullisque sui ingenii admixtionibus aut mutata aut corrupta legentibus ostenderent. Haec enim est perfecta illa mentis sanitas iudiciique integritas, quae germana ipsius veritatis est soror quamque qui ipsi sunt sani, pluris faciunt quam fucatos orationis colores atque verborum istam pompam et magnificentiam.

Quamquam neque inter veteres neque inter recentiores philosophos cuiquam in mentem venit ullam velle statuere in moribus perfectionem humanae indoli contrariam, ad quam omnes voluntates suas deberent formare, sed viam volebant ostendere, quam ingressi homines naturae suae vim optime possent expandere. Atque veteres quidem philosophi, qui neque ullis ad scribendum excitati praemiis neque ullam theologorum veriti auctoritatem suis, ut ita dicam, auspiciis philosophabantur et libere semper quid sentirent profiteri audebant, hoc consentiebant omnes, sanctam atque venerabilem esse illam naturae, quam Cicero vocat, commendationem. At ab his profecti initiis ad varias atque etiam diversas de officiis morumque perfectione perveniebant opiniones. Mitto Cynicos, qui cum non viderent pudorem quoque naturalem esse et mundum, ut ait Seneca, animal esse hominem, ipsam secuti naturam incidebant in turpitudinem taedii plenissimam. Primus Epicurus abditam naturae vim via et ratione explicare conatus est. Eo enim docet eundum esse, quo natura ferat. Sed cum et opinionum et exemplorum pravitate hominum indoles continuo corrumpatur, integrae et plane incorruptae naturae desideria, qualia appareant in bestiis atque in infantibus modo natis, dicit examinanda esse. Neque minus aperte profecto Stoici docent naturae convenienter esse vivendum. Sed negabant quidquam tribuendum esse istis infantium modo natorum aut appetitionibus aut declinationibus. In finibus enim bonorum et malorum constituendis non incultae atque incertae voluntatis desideria volunt respici, sed omnia ad rationis potius, quae hominis maxime propria est, perfectionem dicunt referenda esse. Concedunt omnem naturam sui esse conservatricem eaque, quae ut necessaria ad conservandam atque alendam vitam ab omnibus animantibus primum appetuntur, prima vocant naturalia (*τὰ πρῶτα φυσικά, τὰ κατὰ φύσιν*).[1]) At huius primae naturae suam sectantis utilitatem diu vel in eis, qui studiosissime rationem suam excolunt, remanent vestigia. De qua re Epictetus Stoicus sic fortissimis usus verbis: *Οὐδὲν οὕτω φιλεῖν πέφυκε (πᾶν ζῷον) ὡς τὸ ἑαυτοῦ συμφέρον· τοῦτο πατὴρ καὶ ἀδελφὸς καὶ συγγενὴς καὶ πατρὶς καὶ θεός. — Ὅπου γὰρ ἂν τὸ Ἐγὼ καὶ τὸ Ἐμόν, ἐκεῖ ἀνάγκη*

---

[1]) Vide quartum, quem Madvigius Ciceronis de finibus libris adiecit excursum „De primis naturae et de Carneadia divisione sententiarum de summo bono.“

ῥέπειν τὸ ζῷον. (Dissert. II, 22, 16 et 19). Homines ob id catellorum dicit similes esse inter se amice ludentium et blandientium. *Ἀλλ' ὅπως ἴδῃς τί ἐστι φιλία, βάλε κρέας εἰς μέσον καὶ γνώσῃ.* Tantum in nos ille dicit posse utilitatem. Licet igitur mirari, quod Stoici omnino nihil virtuti suae cum principiis istis naturalibus vel initiis, quae vocant, naturae voluerunt commune esse. Rectissime enim Madvigius (Cicero de finibus, p. 818, ed. altera): »Quanquam virtus vel maxime secundum naturam est, prima tamen conciliatio non solum virtutis appetitum non continet, sed ne semina quidem virtutis et initia, si sibi constare Stoici volunt, in ea cogitari possunt. — Prima naturae enim apud Stoicos comprehenduntur *τῶν ἀδιαφόρων* genere (Stob. p. 142 et 148) suntque *προηγμένα* (ibidem p. 148).« A naturae igitur profecti initiis Stoici ad perfectionem pervenerunt naturalibus animantium desideriis aperte contrariam.

At omnes Stoicos constat dixisse hoc esse summum, ut naturae convenienter vivamus.[1]) Virtutem enim Zeno docet positam esse in ratione. Quid enim magis hominum proprium esse quam rationem? Huic igitur qui convenienter agat, eum secundum naturam agere. Subtilioribus usi argumentis idem fere dicunt qui Zenonem secuti sunt, Cleanthes et Chrysippus. Communem enim Cleanthem naturam (*τὴν κοινὴν φύσιν*) naturae singulorum (*τῇ ἐπὶ μέρους*) audimus opposuisse. Neque aliter Chrysippus, qui aperte apud Diogenem Laertium communem omnium naturam, quam apparet esse illam naturae legem rationis plenam (*ὁ νόμος ὁ κοινός, ὅσπερ ἐστὶν ὁ ὀρθὸς λόγος διὰ πάντων ἐρχόμενος ὁ αὐτὸς ὢν τῷ Διί*), opponit hominum naturae.[2]) Ambiguam utramque apparet notionem esse. Nam communis natura potest et illa rerum universitas esse, quam Cleanthes quidem revera videtur intellexisse, et communis humanae naturae lex, quae est ratio cuique singulorum cupiditates decet subiectas esse. Quis vero non videt eandem rationem universae quoque naturae esse legem? An non rationem Stoici putant per omnes rerum naturae partes diffusam esse? Eadem autem semper est ratio. Specialem contra naturam (*τὴν ἐπὶ μέρους*) contendo ne Cleanthem quidem aliam potuisse intellegere

---

[1]) Diog, Laertius VII, 87, 88: *Τέλος εἶπε τὸ ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν, ὅπερ ἐστὶ κατ' ἀρετὴν ζῆν. Ἄγει γὰρ πρὸς ταύτην ἡμᾶς ἡ φύσις.*

[2]) Diog. Laertius 89: *Φύσιν δὲ Χρύσιππος μὲν ἐξακούει, ᾗ ἀκολούθως δεῖ ζῆν, τήν τε κοινὴν καὶ ἰδίως τὴν ἀνθρωπίνην.*

nisi singulorum hominum, quorum desideria saepe cum communi rationis lege pugnant.[1])

Sed qualiscumque est intellegenda illa Stoicorum natura, ad quam animum voluntatemque iubent conformari, illud apparet, praecipere illos vulgari, qualem plerique, ut ita dicam, ipsa natura duce intellegunt, naturae plane contraria. Veluti cum contra naturam eum facere clamant, qui sua communibus omnium commodis postponere atque vitam et sanguinem pro patria profundere dubitet, omnibus, qui illorum rationibus non assueverunt, naturae voce abuti videntur. Sed verborum est ista contentio. Illud vero magis verendum est, ne quos vitam veritatemque explicare decebat, virtutis honestatisque illi amore incensi a vita veritateque alienissima videantur docuisse. An quicquam magis homini est insitum quam vitae esse amantem, fugientem doloris atque mortis, honoris atque pecuniae appetentem? Quae omnia qui docent utrum habeas necne nihil interesse solamque virtutem sectandam esse, nonne suae potius singularisque alicuius honestatis quam communis humanae naturae legem putandi sunt imponere?

Eademque fere, quae Stoici, Plato docet de vitae perfectione. Quid quod antiquis iam temporibus multi dixerunt nullam causam fuisse Zenoni, cur a veteribus Academicis desciscens novam disciplinam conderet. At similia omnes semper philosophi de vita bene instituenda docuerunt. Ne Epicurus quidem, cuius doctrinam falso multi dixerunt e regione Stoicorum contrariam esse, quicquam aliud docebat quam qui verae vellet voluptatis particeps fieri, eum omnia debere contemnere, ad quae homines naturae suae ferrentur desiderio. Illa igitur formula, qua suae sapientiae quasi summam faciebant Stoici, cum dicerent ferendum esse et abstinendum (*ἀνέχου καὶ ἀπέχου*), aeque eis convenit, quae docet Epicurus. Quid quod omnes religionum, quae vocantur, conditores, altius quiddam ostendendo sectatores suos a vitae officiis, commodis, voluptatibus revocare studuerunt. Immo intimae et philosophiae et religionis hoc vel maxime videtur esse, naturalem illum studiorum cursum impedire et in viam vocare aperte insitis

---

[1]) Hirzel (Untersuchungen zu Ciceros philosophischen Schriften II, 1 p. 115) suspicatur hanc divisionem Cleanthem debere Heraclito, a quo communem rationem (*τὸν κοινὸν λόγον*) singulorum menti (*τῇ ἰδίᾳ φρονήσει*) constat oppositam esse.

humanae naturae desideriis contrariam. Atque ex philosophis nemo apertius fortioribusque usus verbis monet, ne falsorum huius vitae bonorum illecebris nos capi et irretiri patiamur quam divinus ille Plato. Ad cuius doctrinae sanctitatem proxime Stoici accesserunt, quanquam hi quidem multo minus alta philosophiae suae fundamenta iecerunt. Non ita multum tribuo singulis, ut ita dicam, Platonice dictis, quae plurima inveniuntur apud Epictetum et Marcum Aurelium, sed ipsa Stoicae de moribus philosophiae capita tantas affirmo praebere Platonicae doctrinae similitudines, ut quanquam qui Platonem audiunt, ad finem tendunt longiore ab eo, quo sunt loco, seiunctum intervallo, tamen Zenonis sectatores eundem vitae cursum tenere putandi sint.

Tota Platonis philosophia singularem prae se fert et corporis et huius vitae contemptionem. Quae tamen contemptio omnino caret ista in malam omnia partem accipientium morositate. Neque enim casu ille putat factum esse, ut longissime quae videmus absint a perfectione, sed cur ita esse debeat, certis sibi videtur posse probare rationibus. Atque illud quoque monendum est, quod non miserandam putat esse hominum in inopia viventium condicionem. Immo vero miseros vocat, qui bonorum, quae vulgo vocantur, capti atque occaecati splendore non videant quam omnia illa, quae oculis subiecta sunt quaeque corpore percipiuntur, sint vana umbrarumque similia. Ad veram contra perfectionem negat posse adspirare nisi eos, qui omnia terrestria esse incohata, adumbrata, imperfecta penitus cognoverint. Qui igitur reipublicae praefecti, quantum fieri potest, augendis studeant vitae commoditatibus et exhilarandae vitae, secundum Platonem non bene putandi sunt merere de civitate universoque hominum genere, sed plus potius nocere civibus quam prodesse. Quid enim talia sectando aliud efficiunt quam ut in hominum animis quasi alatur perniciosissimus ille error falsa bona pro veris habentium? Quo errore verae apparet salutis studium impediri.

In hanc sententiam omnia dicta sunt, quae a Socrate disputantur in prima Phaedonis parte. Plane novis ibi usus argumentis demonstrat[1]) veros philosophos, vel dum in vita sint, id ipsum semper

---

[1]) Plato, Phaedon 62C: *Τοὺς φιλοσόφους ῥᾳδίως ἂν ἐθέλειν ἀποθνήσκειν.* — 64A: *Ὅσοι τυγχάνουσιν ὀρθῶς ἁπτόμενοι φιλοσοφίας . . . . οὐδὲν ἄλλο ἐπιτηδεύουσιν ἢ ἀποθνήσκειν τε καὶ τεθνάναι.*

agere, ut moriantur. Quod quamvis primum audienti mirabiliter dictum videatur, tamen tale est, ut non solum ex intima Platonis philosophia fluxisse putandum sit, sed hodie quoque cum desideriis sublimia sectantium, contemnentium vulgaria plane consentiat. Qualem enim ille intellegit mortem, cum mortis veros philosophos dicit amantes esse? Vulgarem illam secutus definitionem mortem animae vocantium a corpore seiunctionem illos in vita iam mori censet, qui neglecto corpore omnia sua studia referant ad animae culturam. Si quemquam vero, philosophum decere animam ab omni corporis societate avocare[1]). Qui igitur eo pervenit, ut nihil iam sollicitus sit de corporis, quae vocantur, voluptatibus, paene mortuus vocari potest[2]).

Neminem unquam philosophum arctius constat illam in moribus perfectionem cum verae cognitionis firmitate coniunxisse. Inferior enim quaedam virtus ei videtur naturae sui non compotis desiderio bene ac iuste facientis. Illum demum dicit vere esse bonum, qui boni habeat scientiam. Huic rationi est consequens, quod utrumque illa, quam vocat, morte effici putat, ut verae et virtutis et cognitionis anima fiat particeps. Corporis enim societate impeditur veritatis cognitio. Continuo illius turbata desideriis, modo afflicta moerore, modo laetitia exsultans, suo proprioque munere anima non potest fungi. Quid mirum quod philosophi recteque viventis anima ruptis illis corporis vinculis gestit se quasi colligere atque in libertatem vindicare.

Atque cognitionis quidem haec secundum Platonem est ratio. Aures, oculos, sensus denique veritatis putat testes fide parum dignos[3]. Quando igitur, inquit, animae omnia ad ipsam veritatem licet cognoscere, quoniam fallacia sunt sensuum iudicia? Apparet sola rationis opera ad veritatem propius posse accedi idque certissime, cum omnibus illis, quae corporis societate efficiuntur, commotionibus repressis anima a corpore, quantum potest fieri, soluta ad ea tendit, quae vere sunt. Haec enim (*τὰ ὄντως ὄντα, τὰ νοητὰ, τὰ ἀειδῆ*), eis opponuntur a Platone, quae semper dicit fieri et continuas subire

---

1) Plato, 65 A: *Δῆλός ἐστιν ὁ φιλόσοφος ἀπολύων ὅτι μάλιστα τὴν ψυχὴν ἀπὸ τῆς τοῦ σώματος κοινωνίας διαφερόντως τῶν ἄλλων ἀνθρώπων.*

2) 65 A: *Ἐγγύς τι τείνειν τοῦ τεθνάναι ὁ μηδὲν φροντίζων τῶν ἡδονῶν αἳ διὰ τοῦ σώματός εἰσιν.*

3) 65 B: *Οὔτ' ἀκούομεν ἀκριβὲς οὐδὲν οὔτε ὁρῶμεν.*

mutationes et corporis percipi oculis (*τὰ γιγνόμενα μὲν ἀεί, ὄντως δὲ οὐδέποτε ὄντα, τὰ φαινόμενα, τὰ ὁρατά*). Quod quia in philosophi anima summum viget desiderium se intra semet ipsam colligendi, ut ipsa ac plane integra possit mente omnibus, quae obstant, remotis ipsam ac quasi meram attingere veritatem, corporis illum intellegitur contemptorem esse[1]).

Corpus enim a Platone in malis ponitur. Quot quantasque praebet molestias propter nutriendi necessitatem! Ab eodem omnes illi morbi proficiscuntur, quibus impedimur, quominus veritatem sectemur[2]). Amoris denique illos furores corpus in nobis efficit, cupiditatum faces incendit, omne illud turbarum et discordiarum excitat genus, quibus qui iactantur nihil possunt vere cernere, nihil possunt explorate cognoscere. Nam ut olim Empedocles similia negabat posse cognosci nisi similibus, in eandem sententiam paulo aliis usus verbis Plato non fas sibi dicit videri esse pura tangi posse ab eis, quae impura sint[3]). Purae autem sunt ideae, quae omnis et veritatis et cognitionis sunt fontes, impurum est corpus. Sequitur igitur corporis sensuumque opera nihil vere posse coenosci[4]).

---

[1]) 65 D: *Ἡ τοῦ φιλοσόφου ψυχὴ μάλιστα ἀτιμάζει τὸ σῶμα καὶ φεύγει ἀπ' αὐτοῦ, ζητεῖ δὲ αὐτὴ καθ' αὑτὴν γίγνεσθαι.*

[2]) 66 B: *Μυρίας ἡμῖν ἀσχολίας παρέχει τὸ σῶμα διὰ τὴν ἀναγκαίαν τροφήν· ἔτι δὲ ἄν τινες νόσοι προσπέσωσιν, ἐμποδίζουσιν ἡμῶν τὴν τοῦ ὄντος θήραν.*

[3]) 67 B: *Μὴ καθαρῷ γὰρ καθαροῦ ἐφάπτεσθαι μὴ οὐ θεμιτὸν ᾖ.*

[4]) Rectissime Cicero sic in Academicis post. I 8, 30: „Mentem volebant rerum esse iudicem, solam censebant idoneam, cui crederetur, quia sola cerneret id, quod semper esse simplex et unius modi et tale, quale esset. Sensus autem omnes hebetes et tardos esse arbitrabantur nec percipere ullo modo res ullas, quae subiectae sensibus viderentur, quod aut ita essent parvae, ut sub sensum cadere non possent, aut ita mobiles et concitatae, ut nihil unquam unum esset et constans, ne idem quidem, quia continenter laberentur et fluerent omnia. Itaque hanc omnem partem rerum opinabilem (*τὰ δοξαστά*) appellabant. Scientiam autem nusquam esse censebant nisi in animi notionibus atque rationibus." Cum his non pugnant, quae exstant in Phaedone 75 A: *Ἀλλὰ μὴν καὶ τόδε ὁμολογοῦμεν, μὴ ἄλλοθεν αὐτὸ ἐννενοηκέναι μηδὲ δυνατὸν εἶναι ἐννοῆσαι, ἀλλ' ἢ ἐκ τοῦ ἰδεῖν ἢ ἅψασθαι ἢ ἔκ τινος ἄλλης τῶν αἰσθήσεων.* Illud enim debemus sensibus, quod oblitteratae cognitionis memoria in animis nostris excitatur. Certa vero puraque cognitio non nascitur nisi cum quis *αὐτῇ καθ' αὑτὴν εἰλικρινεῖ τῇ διανοίᾳ χρώμενος αὐτὸ καθ' αὑτὸ εἰλικρινὲς ἕκαστον ἐπιχειρεῖ θηρεύειν τῶν ὄντων, ἀπαλλαγεὶς ὅτι μάλιστα ὀφθαλμῶν τε καὶ ὤτων καὶ ὡς ἔπος εἰπεῖν ξύμπαντος τοῦ σώματος, ὡς ταράττοντος καὶ οὐκ ἐῶντος τὴν ψυχὴν κτήσασθαι ἀλήθειάν τε καὶ φρόνησιν, ὅταν κοινωνῇ.* Rectissime igitur sic Cicero iudicavit de Academicis (Academ.

Hoc loco, ut omnis removeatur error, paululum subsistendum videtur. Quos enim Plato intellegit philosophos, cum a philosophis dicit corpus contemni? Apparet non subtiles illos significari disputatores quique legendi et scribendi sint avidi acutulisve delectentur ratiunculis, sed homines de tota vita ita excolenda, ut vere cumulateque naturae nostrae muneri atque legi satisfacere possint, unice sollicitos. Nam cum Socratis esset discipulus, philosophiam Plato vitae ducem volebat esse, virtutis indagatricem expultricemque vitiorum. Veros igitur legitimosque philosophos (*τοὺς γνησίως φιλοσόφους, τοὺς ὀρθῶς φιλοσοφοῦντας*) illis opponit, qui aut ipsi sint vani ingeniique ostentandi causa philosophentur aut vanis studiis eisque, quae scire nihil intersit aut quae ne possint quidem vere cognosci, sint dediti. Jam in ipso Socrate quid tandem omnibus semper summopere admirandum visum est? Perfectus ille doctrinae totiusque vitae concentus. Philosophus igitur ille, quem vocat Plato, est vir bonus certoque ductus consilio omnia semper ad virtutis notionem vel ideam referens. Ipsas enim qui mentis oculis vidit virtutum ideas nihil turbatus illa corporis societate, ille non potest, quin eo totius vitae cursum velit dirigere. Sic integrae veraeque cognitionis perfectione ipsa quoque vitae morumque secundum Platonis doctrinam efficitur perfectio.

Philosopho igitur hoc summum propositum est, ut puram reddat animam ac mentem. Quod ut possit fieri, animam revocat a corpore ac quasi vindicat in libertatem. Quam autem aliam mortem definimus nisi animae a corpore separationem? Id igitur agunt philosophi, ut moriantur vel dum in vita sint.[1]) Quam ob causam Cicero Platonem secutus philosophiam vocat meditationem mortis. Quam tamen definitionem ambiguam esse inde cernitur, quod multi recentioribus temporibus, Platonis cum ipsi sibi viderentur insistere vestigiis ita explicaverunt, ut philosophi dicerent esse mortis esse semper memorem.

---

post I, 8, 30): „Quanquam oriretur a sensibus, tamen non esse iudicium veritatis in sensibus.“ Nam quanquam quaecumque sensibus percipiuntur, longissimo intervallo ab ipsa idearum veritate seiuncta sunt, tamen aliquam semper habent idearum similitudinem, qua similitudine efficitur, ut idearum imagines paene exstinctae denuo in mente excitentur. Vide quae Wohlrab de ea re docte disputat in sua Phaedonis editione p. 64.

[1]) 67 B: *Οὐκοῦν τοῦτό γε θάνατος ὀνομάζεται, λύσις καὶ χωρισμὸς ψυχῆς ἀπὸ σώματος· . . . . Τῷ ὄντι ἄρα οἱ ὀρθῶς φιλοσοφοῦντες ἀποθνήσκειν μελετῶσι καὶ τὸ τεθνάναι ἥκιστ' αὐτοῖς ἀνθρώπων φοβερόν.*

Negari non potest sanctam esse mortis imaginem ac vel maxime idoneam ad omnem excutiendam levitatem, sed aliam tamen apparet Platonis fuisse mentem.[1]) Nihil enim animo commotus frigidis, ut ita dicam, ductus rationibus, ne in suo munere fungendo turbetur anima atque ut certae veraeque cognitionis fiat particeps, a corporis illam sensuumque societate vult removeri. Erant autem in Platone duae virtutes coniunctae paene inter se contrariae: mira erat ingenii altitudine idemque plane singulari disserendi subtilitate. Hinc repetendum est, quod dum de morte in Phaedone disputat, non in tristi meditatione haerentis est similis, sed ea tractantis, de quibus accurate quaerere vel maxime deceat hominem. Neque enim mente utitur in hac disputatione dolore et terrore turbata, sed perfecta illa serenitate longinqua et obscura omni remoto vitae strepitu cum summa mentis contentione intuentis. Longissime vero et ipse et Socrates eius abhorret a flebili illa, cui recentiores in mortis meditationibus indulgere solent, tristitia. Nam vel morituro Socrati ineptum videtur aut conqueri de moriendi necessitate[2]) aut animo exhorrescere, quippe qui per totam vitam nihil aliud egerit, quam ut mori disceret.

Non nego illas quoque cogitationes de vitae brevitate secum reputantium et de communi moriendi necessitate philosopho dignissimas esse, sed illa tamen mortis, ut Ciceronis verbis utar, meditatio, quam suo Plato tribuit philosopho (*μελέτη θανάτου*), longe est alia. Philosophum enim, i. e. sapientiae amicum, eundem dicit animae suae colendae et liberandae intentum esse. Qui vero lamentetur atque

---

[1]) A. Fouillée, La philosophie de Platon, II, 237: On a cru que Platon conseillait de méditer sans cesse sur la mort et sur les récompenses ou les peines de la vie future. Or Platon ne veut pas dire que le philosophe doive passer sa vie à méditer sur la mort; loin de là: selon lui, le sage y songe à peine, et il ne s'exerce qu'à mourir dès à présent par le détachement des liens sensibles, c'est-à-dire à vivre de la véritable vie. Platon eût donc très volontiers admis avec Spinosa que la sagesse est une méditation de la vie et non de la mort, puisque la vertu est réellement la vie intellectuelle. En outre, Platon ne représente point l'immortalité comme une sorte de récompense extérieure qui viendrait s'ajouter à la vertu au moment de la mort: ici encore, il diffère de la doctrine chrétienne. Selon lui, la vertu trouve déjà en elle-même sa récompense: car la vertu est une délivrance, et toute délivrance est une joie.

[2]) 67 E: *Οὐ πολλὴ ἂν ἀλογία εἴη, εἰ μὴ ἄσμενοι ἐκεῖσε ἴοιεν (οἱ ὀρθῶς φιλοσοφοῦντες) οἷ ἀφικομένοις ἐλπίς ἐστιν οὗ διὰ βίου ἤρων τυχεῖν.*

indignetur, cum mortem, quae animae quasi est fautrix, appropinquare sentiat, hunc corporis potius dicit amicum esse eundemque affirmat solere pecuniam atque honores sitire.[1]) Negat igitur simul et corpus et animam nos posse colere. Vitam qui amplexi sunt, corpori eiusque desideriis indulgent. Qui vero ita contempto corpore, ut paene ad nihilum redigat eius desideria, nihil cogitat nisi de anima formanda, ille iam vivus quodammodo moritur atque mortuus est. Hanc secutus divisionem Plato duo statuit virtutum genera. Utilitatis qui ducti rationibus quia peiora, si haec mala fugiant aut his non abstineant bonis, passuri sint, virtuti oboediant, ne maioribus praesens voluptas paullo post expianda sit doloribus, illos negat vere aut fortes aut temperantes esse. Stultorum hanc vocat temperantiam (*εὐήθη σωφροσύνην* 68 E). Talem enim qui plenam maturamque putant virtutem, non multum vident in virtutis natura, quamvis ipsi sibi videantur prudentes esse. Illi demum verae virtutis studio secundum Platonem incensi sunt, qui hoc sibi inde sperant praemii, ut pura possint anima veritatem intueri eoque, unde venerunt, aliquando redire. Prae hac virtute vulgaris illa stultorum virtus admodum est illiberalis (*ἀνδραποδώδης*), parum solida, paene umbratilis (*σκιαγραφία τις* 69 B).

Fruendi igitur istam levitatem qui mortis proponenda imagine temperare at compescere student, gravissima certe monent, sed non eadem monent, quae Plato. Cuius animum quasi occupavit illa cogitatio, brevissimam esse vitam, cito peritura esse omnia, quae cum quodam studii ardore amplexus sis, proxime semper omnibus instare mortem, ille profecto ipse quoque serius ocius ad puram illam mentis integritatem a corporis vinculis solutam perveniet, quae collaudatur a Platone. Attamen non haec illius est mens, cum docet philosopho, i. e. vero homini, moriendum esse iam in vita. Nam quamvis sit liberale contemnere terrestria eaque fugere, quorum incerta sit possessio quaeque mox amissurus sis, tamen multo graviora sunt illa, quae Plato proponit sectanda, altioresque, ut ita dicam, agunt radices.

Divinae enim quasi originis suae oblita anima in mortale corpus descendit. In quo dum moratur, nihil debet habere antiquius,

---

[1]) 68 B: *Οὐκοῦν ἱκανόν σοι τεκμήριον τοῦτο ἀνδρὸς ὃν ἂν ἴδῃς ἀγανακτοῦντα μέλλοντα ἀποθανεῖσθαι, ὅτι οὐκ ἄρ' ἦν φιλόσοφος ἀλλά τις φιλοσώματος· ὁ αὐτὸς δέ που οὗτος τυγχάνει ὢν καὶ φιλοχρήματος καὶ φιλότιμος, ἤτοι τὰ ἕτερα τούτων ἢ ἀμφότερα.*

quam ut reditum sibi paret in caelum. Quo quae anima caret desiderio, illa ne post mortem quidem, quam vocant, pristinam potest condicionem recuperare. Ubi enim ex hoc corpore excesserit, novum aliquod corpus statim induet ipsius naturae convenientem, sive hominis sive animalis. Haec est illa de migratione animarum doctrina, quam sumptam a Pythagora non ut ornamentum extrinsecus allatum suis Plato affinxit rationibus, sed arctissime cum reliquo doctrinae suae corpore coniunxit. Neque enim poenam subiens divina voluntate iniunctam secundum Platonis doctrinam ea anima, quae iustitiae oblita libidini indulserit, invita ac reluctans in ferae alicuius corpus post illud mortis discrimen detruditur, sed libere ipsa eligens suae nequitiae tunc subit necessitatem. Errore enim capta ac quia quid vere expediret non videbat, corporis sensuumque cedebat illecebris. Quibus ubi assuevit, quid mirum quod hoc soluta corpore cum altero corpore gestit societatem inire. Quod dicunt animas sepulto corpore vagari circa tumulos, has malorum dicit esse animas propter superioris vitae pravitatem redire gestientes in hunc mundum sensibus subiectum [1]). Quae vero anima a vita et corpore se revocando puram suae naturae integritatem adepta est ac sine ullo corporis vitaeque desiderio ex corpore excessit, ipsa condicionis, quam moriendo in vita sibi paravit, necessitate ad loca fertur suae sanctitati similia. Quae autem sub sensus cadunt, eis Plato opponit ea, quae sola mente cernuntur (*τὰ ὁρατά* — *τὰ ἀειδῆ, τὰ νοητά*). Animam igitur a corpore non solum mortis, quae proprie vocatur quaeque quasi externa quaedam est mors, casu et beneficio solutam, sed insito sanctitatis studio, vere puram factam et in integrum quasi post illos vitae errores restitutam in alterum illum mundum vere verum redire, ubi licet plene beatae esse neque ullis unquam in posterum aut timoribus aut cupiditatibus, quae plurimae hominum in vita condicioni adiunctae sunt, turbatae [2])

---

[1]) Plato, 81 C: *Ἡ τοιαύτη ψυχὴ βαρύνεταί τε καὶ ἕλκεται πάλιν εἰς τὸν ὁρατὸν τόπον, φόβῳ τοῦ ἀειδοῦς τε καὶ Ἅιδου, ὥσπερ λέγεται, περὶ τὰ μνήματά τε καὶ τοὺς τάφους κυλινδουμένη . . . . Καὶ οὔ τί γε τὰς τῶν ἀγαθῶν ταύτας εἶναι, ἀλλὰ τὰς τῶν φαύλων, αἳ περὶ τὰ τοιαῦτα ἀναγκάζονται πλανᾶσθαι δίκην τίνουσαι τῆς προτέρας τροφῆς κακῆς οὔσης· καὶ μέχρι γε τούτου πλανῶνται, ἕως ἂν τῇ τοῦ ξυνεπακολουθοῦντος τοῦ σώματος ἐπιθυμίᾳ πάλιν ἐνδεθῶσιν εἰς σῶμα.*

[2]) 81 A: *Οὐκοῦν οὕτω ἔχουσα* (i. e. *καθαρά, οὐδὲν τοῦ σώματος ξυνεφέλκουσα*) *εἰς τὸ ὅμοιον αὐτῇ τὸ ἀειδὲς ἀπέρχεται, τὸ θεῖόν τε καὶ ἀθάνατον καὶ φρόνιμον, οἷ ἀφικομένῃ ὑπάρχει αὐτῇ εὐδαίμονι εἶναι, πλάνης καὶ ἀνοίας καὶ φόβων καὶ ἀγρίων ἐρώτων καὶ τῶν ἄλλων κακῶν τῶν ἀνθρωπείων ἀπηλλαγμένῃ.*

Luctando enim, dum in corpore moratur, et impuris socii sui libidinibus obnitendo efficit anima, ut laxentur corporis vincula. Quod cum diu constanter fecit, tandem paene licet esse liberae. Plena vero libertas ei non datur nisi morte. Nam dum vivit, invita, quoniam hominem non fas est iniussu summi ducis, qui est deus, abire et semet ipsum interficere, corporis aliquantum semper debet tribuere desideriis. Sed in singulos dies vincula illa fiunt leviora. Quae vero anima corporis subiit imperia, arctioribus in singulos annos adstringitur vinculis atque sua eaque liberaliore excussa natura corporis quasi induit mentem. Vitae igitur hoc summum secundum Platonem propositum est, ut magis magisque animae corporis laxent vincula et dignae fiant, quae ut similes in meliorem illum idearum, ut breviter dicam, mundum recipiantur.

Habetis Platonis de anima doctrinam e regione illiberalibus vulgarium hominum opinionibus omnia ad corporis desideria ac voluptates referentium oppositam. De qua cum nobiscum reputamus, dubitamus utrum magis admiremur singularem altissimi ingenii audaciam an perfectam et cum summa subtilitate expressam omnium partium convenientiam. Nam et longissime his ab eis, quae vulgo coluntur ac magni fiunt, revocamur ad melioremque quendam mundum eumque cum arcanis naturae nostrae desideriis mirum quantum concinentem abducimur et talia esse, si propius accessimus, confitemur, ut quamvis videantur mirabilia et cum licentia poeta quam philosopho digniore excogitata, tamen, si prima concesseris, reliqua his esse omnia consequentia appareat. Ipsius autem veritatis hanc Plato in Republica (514 et seq.) docet esse condicionem, ut paucis illis, qui vere videant, exceptis debeat omnibus semper mirabilis atque inepta videri. Erroris enim plerique omnes obstricti tenentur vinculis atque speluncarum incolis sunt similes vera luce non assuetis veraeque lucis ne patientibus quidem.

Ac primum quidem intuenti Plato nubes et inania captare, sublimia sectari, omnia altius videtur exaggerare. Neque tamen omnibus rationibus computatis dici potest maiora poscere quam pro humanae naturae condicione. An suae voluntatis legem hominum vitae studet imponere? An speciosa usus verborum magnificentia eos, qui legunt, virtutis amore studet incendere, ut ea faciant, quae insitae pravitati contraria sint? Immo vero naturae humanae interpres sibi videtur ac non tam docere quales debeant esse homines quam quales sint.

Illo enim concesso, quod doctrinae suae fundamentum esse voluit, reliqua tam bene coagmentata esse apparet, ut ne unum quidem illius aedificii lapidem possis dimovere. Illa enim, quae oculis subiecta sunt quaeque sola plerisque vere esse videntur, non vere sunt secundum Platonem, sed vitae veritatisque adumbratam quandam habent similitudinem. Quod cum similia cognoscantur similibus, vere illa quae sunt, corporis non possunt oculis cerni. Haec ipsa autem est cognoscendi illius, quam Plato proposuit, rationis difficultas, quod contempta illa, quae omnibus summa semper visa est, oculorum auctoritate quiddam solum vere esse statuitur, quod proprie ne cernatur quidem. Quid mirum quod primum de illa idearum doctrina audientibus aedificii illa similis videtur plane inverso partium ordine fluminis alicuius undis reiecti. Latere igitur quiddam dicit in nobis corpori contrarium quodque tamen solum faciat, ut simus aliquo modo. Haec est anima naturae suae similitudine cum aeternis illis rerum exemplaribus, quas vocat ideas, coniuncta. Magnam, ne dicam inexplicabilem habet difficultatem dicere quo tandem captus errore quibusve quasi decepta fallaciis anima divinae aeternaeque suae naturae oblita olim in aliquod mortale corpus voluerit descendere, sed ubi descendit, apparet eam cum dissimili, qualem Plato finxit, corporis natura de principatu quasi luctari debuisse. Bona, iusta, liberalia continenter invito corpore faciendo anima efficit, ut post diuturnas migrationes eo, unde olim delapsa est, sibi redire liceat. Nam immortales cum Plato vocat animas, tales post mortem dicit futuras esse, quales fuerint ante mortem ac non magis quam reliqui antiquitatis philosophi quicquam aeternum putat esse nisi quod neque ortum sit unquam neque unquam sit periturum.

Illud vero plane singulare est in Platonis doctrina, quod corporis illa laxando vincula et fortiter luctando anima non solum melior fit, sed etiam ad cognoscendam veritatem acutior. Veritatis enim ipsa natura sua est particeps. Corpori igitur cum obnititur, efficit, ut et in puram, qua olim fuit, integritatem se ipsa restituat et nubes rerum naturae corporis sensuumque erroribus offusas dispellat. In qua re dubium est, utrum summum ei visum sit illa cognitionis an ipsa morum perfectio. Tantum enim verae penitusque perspectae virtutis putabat splendorem esse, ut omnes alliceret atque incredibili sui amore incenderet. Veram igitur qui vere nosset virtutem, eum negabat posse quin ad eius legem omnia vitae suae consilia dirigeret.

Contra ad morum illam perfectionem secundum Platonem aliquid nobis deest, nisi honestas nostra certa nitatur virtutis scientia. Non igitur satis ei videtur bonum esse, atque liberali illo quidem, sed caeco ferri impetu ad honestatem, sed ut constanter possis iustae vitae tenere cursum, ipsis mentis oculis quasi cernere debes virtutem ac pro certo scire qualis tandem sit.

Quae viri vere magni divinaque ingenia, quale erat Platonis, commenti sunt, eorum vestigia nulla malignorum invidia, nulla temporis diuturnitate possunt plane extingui. Sunt enim, quae illi meditando invenerunt, Platonicarum idearum ipsa quoque similia: habent illarum aeternitatem, sed illud quoque habent, quod multa deinceps quasi induunt corpora, quibus, ut ita dicam, velamentis obductis vera eorum vis magis minusve obscuratur. Quis enim non videt hanc ipsam humanae cognitionis esse legem, ut vel quae maxime divina sunt ac verissime dicta, tamen semper aliquid humani atque falsi admixtum habeant. Quod nisi esset, iamdudum omnia, quae subiecta sunt menti humane, ita essent explicata, nibil ut iam a quoquam hodie possit aut addi aut in eis mutari.

Illorum, qui post Platonem apud veteres in philosophia insignes extiterunt, si doctrinas perlustro, nulla ad Platonicae doctrinae sanctitatem atque auctoritatem propius videtur accessisse quam Stoicorum, qui ipsi quoque multitudinis opinionibus contemptis id semper audebant dicere, quod principiis suis extra omnem dubitationem, ut pro certo affirmabant, positis consentaneum esse videretur. Nunc non loquor nisi de illorum de moribus doctrina. Nam quanquam Stoici ne dialecticorum quidem subtititate carebant, tamen talia ipsa eorum erant principia, ut aliquando deberent omnia prae Socratica vivendi ratione neglegere. Scio equidem posteriores Stoicos a multis vituperari, quod angustioribus suam philosophiam finibus circumscripserint, sed nego id casu eos fecisse. Immo vero Epictetum [1]), qui magnam prae se fert contemptionem dialecticae, quae proprie vocatur, neque unquam elegantius quaerit de cognoscendi ratione aut de rerum primordiis, ob id ipsum quia toto animo illam morum totius-

[1]) Negat Epictetus disserendi artificiis quemquam meliorem fieri (Dissert. I, 8, 5 *γυμναζόμενοι περὶ ταῦτα οὐδὲν ἐπιδίδομεν εἰς καλοκἀγαθίαν*), immo periculum esse dicit, ne his studiis a rebus magis necessariis abstrahamur, arrogantes fiamus et insolentes. Cf. II, 16, 20.

que vitae perfectionem amplexus erat, veriorem iudico Stoicum fuisse quam Chrysippum[1]), qui omnes ita vincebat subtilitate, ut post Zenonem alter huius doctrinae conditor putaretur exstitisse. Ut singuli homines raro ita suae naturae quo ferat sibi conscii sunt, ut eo statim eant, quo ipsis eundum est, ita philosophorum doctrinas aliquamdiu ponderibus suis quasi libratas demum suo loco videmus considere. Veluti Socrates, qui nihil temere faciebat certoque semper ductus consilio rationis cursum tenebat, ipse tamen in Platonis Phaedone narrat adulescentem se quoque in physicis versatum esse. Quis autem non videt tunc demum maturitatem suam illum adeptum et verum factum esse Socratem, cum ad ea, quae cognoscere hominum maxime interest quaeque possumus cognoscere, cogitationem suam transduxit et philosophiam de caelo devocavit et de bonis rebus quaerere coepit et malis. Sic in vitae decursu plerumque cognoscitur ad qualia quis vere factus fuerit. Post diuturnas enim in animo luctationes omnibus quasi prostratis adversariis tandem unum illud, quod viribus vincebat omnia, victor evadit atque exstinctis reliquis desideriis reluctante iam nullo in singulos annos magis corroboratur, ita ut omnes intellegant nihil melius illius indoli convenisse. Latissime diu omnes vagantur aliorumque excitati exemplis modo hoc modo illud arripiunt, ita ut per multos annos et ipsis et aliis omnia aeque posse videantur. Quid vero maxime potuerint, postea demum cognoscitur. Hoc enim *ἡγεμονικόν*, ut Stoice loquar, si idoneam sui exercendi materiam adeptum est, mox ita vim suam expandit, ut reliqua, quae minus firma minusque ut ita dicam, vitalia sunt in indole, mox obscurentur et ad extremum paene marcescant.

Atque hanc eandem sortem universa Stoicorum doctrina subiit. Concedo primos Stoicos acutiores fuisse atque etiam acutulis multum tribuisse ratiunculis, concedo etiam varios fuisse prae illis, qui primo et altero post Christum natum saeculo hanc doctrinam profitebantur, sed interior huius philosophiae qualis fuerit vis ex Epicteti manuali et dissertationibus atque ex Marci Antonini libro melius cognoscitur, quam ex eis, quae Zenonem, Chrysippum, Cleanthem audimus docuisse.

---

[1]) Ipse Epictetus sic de Chrysippo (Dissert. II, 23, 44): *Τί κωλύει, συλλογισμοὺς ἀναλύοντα ὡς Χρύσιππος, ἄθλιον εἶναι, πενθεῖν, ἁπλῶς ταράσσεσθαι, κακοδαιμονεῖν;*

Quid autem est illud, quod vel maxime in his Stoicum videatur? Sunt austerissimae illae de moribus et de vera vitae perfectione disputationes. Has enim si respicio, multis locis mihi proxime illi videntur ad Platonicae philosophiae similitudinem accedere, quamvis multa dicant ab idearum doctrina abhorrentia, ad quam omnia ab hoc constat referri. Rationibus enim probandi quanquam differunt, tamen utrisque, et Platonicis et Stoicis, eadem videtur vitae perfectio. Idque ex nullo Platonis dialogo, ne Philebo quidem excepto, melius puto intellegi, quam ex eis, quae ultimo vitae die Socratem in Phaedone de animae immortalitate facit disputantem. Cum illa igitur, quae in hoc dialogo perfectae vitae adumbratur imagine comparemus perfectionis, qualem Stoici proponebant, speciem.

Ac de corpore quidem idem fere eis videtur placuisse. Docebant certe Stoici, idque non minus confidenter quam Epicurus, veri nuntios esse sensus negabantque quicquam posse esse in mente, quod non antea fuisset in sensu, sed de corpore corporisque desideriis cum eadem contemptione loquebantur atque Socrates in Phaedone. Dixerit quispiam, qui tantum in cognitione corpori se profiterentur debere, eis non licuisse ita corpus despicere, ut nihil quasi ad nos pertinere et amiculi loco nobis esse dicerent[1]). At hac ipsa re probatur de stabilienda perfectae vitae firmitate magis eos sollicitos fuisse quam de doctrina ad summam subtilitatem excolenda.

Stoici contra non dubitabant de sensuum iudiciis. Nam quanquam ipsi quoque putabant mentis esse recte disponere atque interpretari quae a sensibus oblata erant, tamen non, ut Plato rebus sensuum opera perceptis inferiorem quandam, fallacem ac paene nullam tribuebant veritatem. Sensus cum Stoici putarent omnia veritatis semina continere et cuiusvis cognitionis esse fontes, Plato sensibus docebat et excitari verae scientiae memoriam et certam plenamque impediri cognitionem. Sic enim persuasum habet, quae vere sint, cum natura differant a sensuum natura (sunt enim *νοητά, οὐχ ὁρατά*), illa non cadere sub sensuum iudicia solaque mente vere posse cerni.

Admodum simplicem Stoici praebent cognoscendi rationem, si comparamus cum Platonis. Concedo multa Chrysippum de his rebus

[1]) Epicteti dissert. I 25, 21: *Τὸ τελευταῖον χιτωνάριον, τοῦτ᾽ ἔστι τὸ σωμάτιον.*

quaesivisse cum eximia, ne dicam nimia subtilitate; attamen de gravissimis cognitionis partibus nihil certi disputant, ita ut de vera eorum sententia vel hodie magna saepe sit doctorum dubitatio. Profecto facile est dicere, quid primis, quae statuerant, cognitionis elementis consequens fuerit. At hoc ipsum summam habet admirationem, quod qui cum tanta constantia et perspicuitate illam de moribus doctrinam excoluerunt, eidem in sua cognoscendi ratione tam multa incohata et obscura reliquerunt. Veluti singularem praebet difficultatem eorum de communibus notionibus doctrina, quas graece vocant *κοινάς ἐννοίας*. De qua re copiosissime nuper disputavit A. Bonhöffer permultis undique congestis testimoniis. Paucis et cum ea, quae solet, perspicuitate Zeller illius quaestionis difficultates explicavit. [1])

[1]) Cf. Bonhöffer, Epictet u. die Stoa p. 187—222. Zeller, Philosophie der Griechen III a, 74 et seq. W. Luthe, Die Erkenntnislehre der Stoiker. Lipsiae 1890. Cum omnem scientiam dixissent per sensuum portas in mentem intrare, profecto non licuit Stoicis insitas statuere notiones. Nam quanquam mentis est materiam a sensibus oblatam tractare ac quasi formare, ita ut expressae nascantur rerum imagines certaeque notiones, tamen cum illis, quae ceguitionis suae fundamenta voluerunt esse, apparet pugnare, si quis Stoicus loquitur de notionibus omnibus innatis et in animo quasi insculptis. Confitetur Zeller quaedam sic dici a Stoicis, ut tales communes illae naturalesque notiones videantur, sed quia hanc explicationem nullo modo cum Stoicae cognitionis rationibus censet posse conciliari, communes ab illis eas significari mavult notiones, quae secundum communis omnium intellegentiae leges eaedem in omnium animis ex rerum usu perceptarum materia nascantur negatque vel summas boni at dei notiones ullam posse aliam Stoicis videri habere originem. Naturales has vocari (*φυσικάς*) opponique notionibus via et ratione inventis ac quasi artificiosis (*τεχνικαῖς*), e quibus certa constet scientia. Quod quoniam tantum tribuerint naturae, quam optimam ducem putabant cuiusque vera iudicia opinionum commentis opponebant, debuisse eos omni modo operam dare, ut naturales illas communesque cum artificiosis et via ac ratione inventis notionibus consentire ostenderent. Id ipsum quis non videt Stoicis saepe difficillimum fuisse, quippe qui ipsi tam multa mirabiliter (*παράδοξα*) et a communi omnium intellegentia abhorrentia dixerint?

At illae notiones non solum physicae vocantur a Graecis scriptoribus, sed etiam insitae (*ἔμφυτοι*). Veluti Plutarchus (De repugnantiis Stoicis, 17) in eodem capite quos modo *κοινὰς* vocavit *προλήψεις*, paulo post *ἐμφύτους* vocat *προλήψεις*. Atque Ciceronem quoque manifestum est obscuras illas quidem atque incohatas, sed ab ipsa natura animo impressas notiones Stoicis tribuisse. Concedo huius auctoritati non ita multum in tali re tribuendum esse, non quo nihil eum, ut eius hodie videtur obtrectatoribus, in Graecorum philosophia putem vidisse, sed

Qualescumque communes illae atque naturales notiones explicandae sunt, utrumque constat, et pugnare illam opinionem, quaedam nos scire a priori, ut aiunt, nulloque aut sensu aut usu edoctos, cum Stoicae cognitionis principiis et docere Epictetum insitas ab ipsa

---

quia, ut homo Romanus, subtilioribus distinctionibus in eis rebus omnino non censet opus esse, quibus optimae vitae doctrina nihil adiuvetur. Illud vero constat, Ciceronem, qui multo plures quam quisquam hodie potest, legit Stoicorum libros quique Graecae linguae peritior erat, quam quisquam eorum, qui his temporibus scripserunt de Graecorum philosophia, sive incerto sive plane certo animi ductum iudicio putavisse insitas illas a Stoicis significari ab ipsaque natura animo nostro impressas opiniones. Dixerit quispiam raro ab eisque, qui parum accurate loquantur et suam ipsorum potius quam Stoicorum mentem sequantur, insitas (*ἐμφύτους*) has vocari notiones, vulgo vocari naturales (*φυσικάς*). Quasi vero naturalia solum ea dici soleant, quae ipsa natura duce atque, ut ita dicam, monstrante paraverimus sine ullo inveniendi artificio. Immo a Graecis quoque naturalia vocabantur omnia, quae ultro natura insciis videbatur dedisse. Naturalium autem rerum duplicem apparet originem esse. Nam utraque possumus dici ab ipsa natura habere, et ea, quae illa inseverit atque nascentibus dederit, et illa, quae incertam secuti naturae commendationem, quae commendatio certo agendi et quaerendi consilio opponitur, sensim ac paene inscii nobis paraverimus. Veluti cum ipse Epictetus dicit: *Δεῖ δὲ καὶ χάριν προσεῖναι πολλὴν φυσικὴν τῷ Κυνικῷ καὶ ὀξύτητα* (Dissert. III 22, 90), naturalem gratiam vocat non naturaliter ortam, sed a natura datam, nativam quaeque nihil debeat exquisitioribus artis ornamentis.

Varium omnibus semper natura adspectum praebere visa est. Modo ipsa sapientia atque perfectio visa est, modo adumbratum quiddam, imperfectum. cultura egens. Sic nuper Bonhöffer (l. l. 191 et seq.) monuit naturales Stoicorum notiones (*τὰς φυσικὰς προλήψεις*) incertam continere cognitionem parumque explicata cognitionis semina et perfectae subtilique opponi a Stoicis cognitioni, quae *πρόληψις διηρθρωμένη καὶ τελεία* vocatur. Sed ne illud quidem dubitat, quin quaedam Epictetus nos putaverit a priori scire talemque naturalem vocaverit scientiam. Sic illum dicere quarundam rerum nos *οὐδεμίαν φύσει ἔννοιαν ἔχειν*, sed discere ista *ἔκ τινος τεχνικῆς παραλήψεως* (Epicteti Dissert. II 11, 2). Atque operae pretium videtur Ciceronem quoque ut Graecae philosophiae interpretem de hac re consulere. Hunc autem Stoicorum doctrinam respicientem Bonhöffer docet modo de tectis atque involutis animi nostri loqui notionibus, quae definiendi subtilitate aperiendae sint, modo de adumbratis intellegentiis et obscuris quasque natura incohaverit et quasi fundamenta quaedam scientiae esse voluerit. Has similiter Cicero dicit in omnibus imprimi et in obscuriore re examinanda complicatam animi nostri notionem nos iubet evolvere. Atque in eandem sententiam accipienda sunt, quae Seneca (epist. 120, 3) quaerenti quomodo ad nos prima boni honestique notitia venerit respondet. Semina enim naturam nobis dicit scientiae dedisse, scientiam non dedisse.

natura nos tales habere opiniones. Idem igitur, qui quod maxime illorum de moribus doctrina habet proprium melius quam quisquam et docendo et vivendo expressit, ita ut germanus Stoicus ac perfectum Stoici sapientis exemplar putari possit, in cognoscendi tamen ratione a Zenonis et Chrysippi doctrina descivit. Est enim doctrinae et subtilitatis contemptor totoque animo id, quo vitae perfectionem effici putat posse, complexus est, ita ut prae hoc vitam conformandi studio reliqua omnia ei videantur minora. Quid mirum quod nullo loco subtilius quaesivit de cognitionis origine. Illud vero, ut Stoicus, persuasum habet, firmam non posse esse virtutis possessionem, nisi scientia stabiliatur. Putat autem in omnibus, dumne plane sint depravati, communem quandam esse mentem (i. e. boni notitiam) communesque boni appetitiones.[1]) Et consuetudine et doctrina firmari et corroborari insitum illud bene faciendi desiderium.[2]) Quod cum illius doctrinae, omnium, quae vere sciantur, scientiam esse insitam docendoque esse efficiendum, ut renovetur oblitterata illius scientiae memoria, nobilissimus auctor sit Plato, Epictetus multa potest videri habere Platonicae doctrinae similia. Accedit quidam sanctitatis ardor, quo efficitur, ut divinae incitationis Platone non indignae, a frigidiore Stoicorum doctrina alienae saepe praebeat adspectum. Atque illud quoque commemorandum est, quod Platonis eum apparet lectorem fuisse. Nam quanquam fere nullos philosophorum laudat libros longissimeque abest ab omni doctrinae ostentatione, tamen saepissime loquitur de Platonis illo Socrate, qui sapientiae ei videtur exemplar.[3]) Imprimis vero Platonis Phaedonem manifestum est eum non solum in deliciis habuisse, sed librum putasse cum illa, quae ipsius animo obversabatur, perfectae vitae imagine plane consentientem. Alterum locum tenet illa Socratis Apologia a Platone scripta. Certe nihil

---

[1]) Dissert. III, 6, 8: *Οὕτως ἐστί τινα, ἃ οἱ μὴ παντάπασι διεστραμμένοι τῶν ἀνθρώπων κατὰ τὰς κοινὰς ἀφορμὰς ὁρῶσιν. Ἡ τοιαύτη κατάστασις κοινὸς νοῦς καλεῖται.*

[2]) II, 9, 13: *Παραγγέλλουσιν οἱ φιλόσοφοι μὴ ἀρκεῖσθαι μόνῳ τῷ μαθεῖν ἀλλὰ καὶ μελέτην προσλαμβάνειν, εἶτα ἄσκησιν.* II, 18, 5: *Ὅταν ὀργισθῇς, γίγνωσκε ὅτι οὐ μόνον σοι τοῦτο γέγονε κακόν, ἀλλ' ὅτι καὶ τὴν ἕξιν ηὔξησας καὶ ὡς πυρὶ φρύγανα παρέβαλες.*

[3]) IV, 5, 2: *Παράδειγμα ἔκκειται ἡμῖν ὁ βίος ὁ Σωκράτους.* Cf. I, 9, 22; I, 27, 18; II, 2, 8; II, 6, 26; II, 12, 5; II, 18, 22; III, 1, 19; III, 5, 14; III, 23, 21; III, 24, 60; IV, 8, 22.

curat subtiliores Platonicae doctrinae partes, sed mentem Platonis saepe videtur induere. Ac de cognoscendi quidem ratione concedo dubium esse, quantum illius libris debeat. Communis enim est illa opinio, insitam nos habere boni notitiam neque qui talia dixerunt, a Platone ea omnes sumpsisse putandi sunt. Illi demum germani Platonis sunt discipuli, qui hanc insitam scientiam ab idearum animarumque repetunt aeternitate. Qualia cum nullo loco Epictetus doceat, non ita multum Platonicae cognoscendi rationis elementis, quae in eius disputationibus inveniri videantur, tribuendum est. Mirabilis vero eius in illa de moribus doctrina est concentus cum doctrina Platonis. Qualis vita secundum Platonem in Phaedone philosophum decet, talem Epictetus quoque amplectandam esse censet. Quod tamen non plane novum erat inter Stoicos. A Platone enim Stoici sibi poterant oriundi videri, cuius quamvis carerent et urbanitate et altitudine, tamen paene aequant sanctitatem in illis, quae docent de morum perfectione.

Utrique, et Platonici et Stoici, huius mundi non incolae, sed hospites sibi videntur. Externa bona neutri putant ad se pertinere, utrique hoc unum vitae propositum esse dicunt, ut animus formetur et excolatur. *Τὸ σωμάτιον*, inquit Epictetus, — per contemptionem enim fere semper deminutiva forma utitur — *οὐδὲν πρὸς ἐμέ · τὰ τούτου μέρη οὐδὲν πρὸς ἐμέ* (Dissert. III, 22, 20). Ita corpus contemnit, ut quiddam a nobis alienum putet esse. Veluti mortem ab aliquo timenti, Stulte, inquit, non te interficiet, sed corpusculum tuum (Dissert III, 13, 17). Corpus nobis cum ceteris animantibus commune est, ratio et mens cum deis.[1]) Eis, quae in nostra potestate sunt (*τὰ ἐφ' ἡμῖν ὄντα*) sexcenties Epictetus opponit ea, quae non in nostra sunt potestate. Haec autem ineptum est cura nostra digna iudicare. Contemnamus igitur negemusque nostra esse. In hoc autem numero ipsum quoque corpus est eiusque partes[2]). Vide quam sint pauca, quae qui de nave aliqua descendunt, ut sua secum auferunt! Relinquunt ibi gubernaculum, relinquunt remos: paucissima sunt, quae exeuntes sibi vindicant. Sic neque honores, neque vestis orna-

---

[1]) Dissert. I, 3, 3: *Ἐπειδὴ δύο ταῦτα ἐν τῇ γενέσει ἡμῶν ἐγκαταμέμικται, τὸ σῶμα μὲν κοινὸν πρὸς τὰ ξῷα, ὁ λόγος δὲ καὶ ἡ γνώμη κοινὸν πρὸς τοὺς θεούς.*

[2]) I, 22, 10: *Οὐκ ἐφ' ἡμῖν δὲ τὸ σῶμα, τὰ μέρη τοῦ σώματος, κτήσεις, γονεῖς, ἀδελφοί, τέκνα, πατρίς, ἁπλῶς οἱ κοινωνοί.*

menta nostra sunt. Vel togam, ut quiddam alienum, ponere debemus parati esse. Atque tale etiam ipsum est corpus, quod non magis est nostrum quam lectus in diversorio (Dissert. I, 24, 14). Quod qui scit, nullas timebit malorum minas. Neque enim vitae corporique suo is timebit, cui ultimum corpus videbitur amiculum quodque possit deponere salvis suis veris bonis (I, 25, 21). Neque audiendi sunt, qui philosophos dicunt docere contemnendos esse reges aut magistratus. An quicquam ex eis, quae illi in potestate habent, sibi appetunt? Facile omnia, quae volunt, eis a philosophis conceduntur. *Τὸ σωμάτιον λαβέ, τὴν κτῆσιν λαβέ, τὴν φήμην λαβέ, τοὺς περὶ ἐμέ λαβέ* (Dissert I, 29, 10). Si cui suasero, ut haec sibi vindicet tibique recuset, iuste me accusabis. Nemo, quamvis sit potens aut dives, quae vere sunt nostra, in sua habet potestate. Neque enim quicquam potest in mentem nostram. *Τίς σοι ταύτην τὴν ἐξουσίαν δέδωκε; (τῶν δογμάτων ἄρχειν).* Sola se ipsa voluntas vincere potest. Qui vero externis semper bonis inhient atque corpori suo timeant, illorum animos ex domini alicuius arbitrio semper suspensos esse et omni perturbationum genere continuo agitari quis non videt?[1]) Haec ipsa est plerorumque perversitas, quod nunquam de animi bonis, semper de externis bonis solliciti sunt.[2]) Miseri sunt, qui beatam vitam (*τὸ εὔρουν καὶ τὸ εὐδαιμονκόν*) aut in externis rebus aut in corpore ponunt[3]). Qui homines potentiores, ut vitae suae dominos, non rectis potest oculis adspicere, qui corpusculum suum colit et magni putat referre, ut integrum conservetur, non dignus est, qui liber vocetur[4]). Diogenes contra ob id ipsum liber erat, quia corpus suum non suum putabat esse[5]). Talis erat Socrates quoque, qui non corpus studebat conservare, sed illam sui partem, quae iustitia crescit atque conservatur, minuitur atque interit iniuria[6]). Quali si non sis mente, ut facile omnia abicias aliena, *ἔσῃ δοῦλος ἐν δούλοις κἂν μυριάκις ὑπατεύσῃς*[7]). Corpus enim externa quasi Epicteto videtur hominis circumscriptio (*ἐκτὸς περιγραφὴ*[8]) neque satis est ad hominem constituendum, ut nares habeat et oculos; illud interest, ut vere humanae mentis opiniones habeat. Qui insepultum cuiuspiam corpus se proiecturum esse minitatur, ei sic vult responderi: *Εἰ ἐγώ εἰμι ὁ νεκρός, ῥιφήσομαι· εἰ δ' ἄλλος εἰμὶ τοῦ νεκροῦ, κομψότερον λέγε καὶ μὴ*

---

[1]) Dissert. II, 2, 25. — [2]) II, 13, 11. — [3]) III, 22, 26. — [4]) IV, 1, 151. — [5]) IV, 1, 158. — [6]) IV, 1, 163. — [7]) IV, 1, 173. — [8]) IV, 5, 20.

ἐκφόβει με. Puer est, qui nondum didicit non carnem se esse neque ossa neque nervos, sed his se uti ad mentis suae iudicia[1]). Sequitur, ut vel vincto corpore possis liber esse, dummodo animus sit liber[2]). Immo vel vivere Epictetus negat corpus. Hominem animam definit corpus, quod cadaver illo loco vocat, gestantem. *Ψυχάριον εἶ βαστάζον νεκρόν*[3]). Quasi comes corpus est nullo ipse honore dignus, quocum aliquamdiu in terris vivendum est. Quid quod carunculam vocat[4]). Non igitur illi solum angulo nati sumus, in quem corpus nostrum est coniectum[5]). Divina enim quia est animae nostrae natura, ipsius Jovis homines putandi sunt filii. Atque saepe in describenda illa ratione, quae intercedit inter animam et corpus, verbis utitur aperte Platonicis eisque, quibus Phaedon abundat, simillimis. Loquitur de animae cum deis cognatione, de corporis vinculis, quibus adstricti sumus, de molesto corporis onere. Multos eosque optimae indolis adulescentes corporis sui dicit taedere atque aegre illos ferre, quod sibi iniuncta sit necessitas corporis desideriis cotidie satisfaciendi. Ut intolerabile quiddam istos corpus gestire abicere et ad suos cognatos redire.» Epictete«, sic loquentes facit, »corporis huius vincula nos non diutius possumus tolerare. Cibo enim et potione continuo est reficiendum, quiete ei opus est, purgandum est, huius causa multorum nos voluntati debemus accommodare. Quid obstat, quominus rumpamus haec vincula? Nihil ista omnia ad nos pertinent. Mors vero num in malis est ponenda? *Καὶ συγγενεῖς τινες τοῦ θεοῦ ἐσμεν, κἀκεῖθεν ἐλήλυθαμεν. Ἄφες ἡμᾶς ἀπελθεῖν, ὅθεν ἐληλύθαμεν. Ἄφες λυθῆναί ποτε τῶν δεσμῶν, τῶν ἐξηρτημένων καὶ βαρούντων*[6]).« Quid vero Epictetus respondet adulescentibus de corporis istis vinculis conquerentibus atque mori gestientibus. »Exspectate deum«, inquit, »homines, qui estis. Cum ille signum dederit et hoc vos ministerio liberaverit, tunc solutis ad eum vobis licebit redire. *Ἐπὶ δὲ τοῦ παρόντος ἀνάσχεσθε ἐνοικοῦντες ταύτην τὴν χώραν, εἰς ἣν ἐκεῖνος ὑμᾶς ἔταξεν*[7]).

---

1) Dissert. IV, 7, 31 et 32. — 2) Fragm. 9. — 3) Fragm. 176. — 4) Dissert. IV, 1, 134.

5) I, 9, 2: Vituperat eos, qui Athenienses se aut Corinthios dicant esse. Deorum nos omnes esse filios et mundanos. *Διὰ τί γὰρ λέγεις Ἀθηναῖον εἶναι σεαυτόν, οὐχὶ δ' ἐξ ἐκείνης μόνον τῆς γωνίας, εἰς ἣν ἐῤῥίφη γεννηθέν σου τὸ σωμάτιον.*

6) Dissert. I, 9, 10 et seq.

7) Plato in Phaedone 62 B: *Ἔν τινι φρουρᾷ ἐσμὲν οἱ ἄνθρωποι καὶ οὐ δεῖ δὴ ἑαυτὸν ἐκ ταύτης λύειν οὐδ' ἀποδιδράσκειν.*

Brevis enim futura est illa in terris commoratio et facilis eis, qui ita ut vos affecti sunt. *Ποῖος γὰρ ἔτι τύραννος ἢ ποῖος κλέπτης ἢ ποῖα δικαστήρια φοβερὰ τοῖς οὕτω παρ' οὐδὲν πεποιημένοις τὸ σῶμα καὶ τὰ τούτου κτήματα; Μείνατε, μὴ ἀλογίστως ἀπέλθητε.«*

Socratem in Phaedone diximus veros philosophos hominibus opponere corporis amantibus, quos Graece vocat *φιλοσωμάτους*. Non aliter Epictetus miratur, quod plerique omnes corpus, quo negat quicquam vilius aut contemptius esse, amamus atque colimus (*στέργομεν καὶ θεραπεύομεν*). *Τῷ ὄντι θαυμαστόν ἐστι φιλεῖν πρᾶγμα, ᾧ τοσαῦτα λειτουργοῦμεν καθ' ἑκάστην ἡμέραν.*[1]) Cur igitur nefas est corpus proicere? *Θεῷ δεῖ με ὑπηρετεῖν. Διὰ τοῦτο μένω καὶ ἀνέχομαι λούων τὸ δύστηνον τοῦτο σωμάτιον, χορτάζων, σκέπων.* Ut Socrati in Phaedone, hac moriendi hilaritate certissime Epicteto videtur agnosci quempiam recte philosophatum esse et pulcherrimum cepisse philosophiae fructum.[2]) Mortem eadem, qua Socrates in Phaedone usus voce, *μορμολύκειον* vocat negatque quicquam formidolosi habere. Non magni facio, quod Platonis usus definitione mortem ipse quoque corporis ab anima vocat separationem. Haec enim definitio omnibus de morte meditantibus quasi ultro se offert. Quae separatio utrum nunc an paullo post fiat, nihil interest. Sed quandocumque fiet, fiet cum necessitate. Quae autem huius necessitatis est ratio? Rerum universitati tunc ipsum, cum morimur, nostra morte opus est.[3]) Aequo autem animo eundum est iubente ac quasi vocante Necessitate. Quaecumque enim secundum naturam fiunt, semper recte fiunt.

At permagni faciebant Stoici illam semet ipsum interimendi libertatem libertatisque vocabant viam. Num igitur Epictetus a Stoicorum partibus descivisse et aperte ad Platonis castra transfugisse putandus est, quod negat iniussu dei de statione vitae decedendum esse? At aliis locis idem graviter afflictis hanc libertatis ostendit

---

[1]) Epicteti fragm. 94. — [2]) Dissert. IV, 1, 30.

[3]) Dissert. II, 1, 17: *Τὸ σωμάτιον δεῖ χωρισθῆναι τοῦ πνευματίου, ὡς πρότερον ἐκεχώριστο, ἢ νῦν ἢ ὕστερον. Τί οὖν ἀγανακτεῖς, εἰ νῦν; εἰ γὰρ μὴ νῦν, ὕστερον. Διὰ τί; Ἵνα ἡ περίοδος ἀνύηται τοῦ κόσμου· χρείαν γὰρ ἔχει τῶν μὲν ἐνισταμένων, τῶν δὲ μελλόντων, τῶν δ' ἠνυσμένων.* Cf. IV, 7, 27: *Τὸ γενόμενον καὶ φθαρῆναι δεῖ, ἵνα ὁ κόσμος μὴ ἵστηται μηδ' ἐμποδίζηται.*

vitam, cum ianuam dicit apertam esse, licere exire[1]). Dicat quis pugnantia dicere, qui modo, ut Plato, moneat, ut exspectemus, dum deus nos iubeat abire, modo patere clamet libertatis viam. Sed vereor ne hoc temere conclusum videatur. Illud concedo, ex his quoque cerni non id egisse Epictetum, ut perfectae constantiae et subtilitatis speciem, quaecumque dixisset, prae se ferrent, dummodo ipse sentiret certa se iecisse vitae fundamenta. Quis enim non videt Platonicis eum usum argumentis a temerario vitam voluntaria morte finiendi consilio quosdam inter suos voluisse revocare? Erant enim inter eius discipulos, qui cum tanta eum cum contemptione de corpore et de vilissimis eius animamque continuo turbantibus disputantem audivissent desideriis, ut onus molestissimum et odiosissimum illud, quod vocabat, corpusculum gestiebant abicere. Hunc quidem ardorem nimium, inconsideratum, paene impium putabat esse. Sine ulla illi necessitate e vita exire volebant. Vulgaria enim, quae ipsa necessitatis lege nobis iniuncta sunt, tolerari debent. Ipse deus voluit animam luctari cum corpore atque ipsa illa cum malis luctatione secundum Stoicos firmantur atque exercentur vires. Hoc enim calamitas habet boni, quod virtutum elicit scintillulas. At cum tanta ad communem illam necessitatem malorum facta est accessio, ut inde animus iam non possit emergere atque in suo munere fungendo vere impediatur, tunc vel Epictetus patitur nos abire. Sed non temere aut inconsiderato bene faciendi et corporis vincula rumpendi actos furore, aut fractos desperatione suos volebat abire. In hanc enim sententiam accipiendum est, quod monet *μὴ ἀλογίστως ἀπέλθητε.* Sed ut Socrates apud Platonem dicit optimum quemque mortis amantissimum esse, ita Epictetus quoque censet optimorum adulescentium animos vero saepe flagrare corporis odio, quod tamen odium rationibus putat coercendum esse, ne dum perfectiores fieri studeant, ipsam sibi intercludant perfectionis viam. At quaedam tanta confitetur esse, ut prudentia moneat calculis subductis vitam abicere. Veluti mediocrem in cubiculo fumum toleramus, cum nimis spissus est factus egredimur.[2])

---

[1]) Dissert. I, 24, 20: *Μέμνησο ὅτι ἡ θύρα ἤνοιχται. Μὴ γίνου τῶν παιδίων δειλότερος, ἀλλ' ὡς ἐκεῖνα, ὅταν αὐτοῖς μὴ ἀρέσκῃ τὸ πρᾶγμα, λέγει ὅτι Οὐκέτι παίξω. καὶ σύ, ὅταν σοι φαίνηταί τινα εἶναι τοιαῦτα, εἰπὼν ὅτι Οὐκέτι παίξω, ἀπαλλάσσου. Μένων δὲ μὴ θρήνει.*

[2]) Dissert. I, 25, 18: *Κάπνον πεποίηκεν ἐν τῷ οἰκήματι. Ἂν μέτριον, μενῶ. ἂν λίαν πολύν, ἐξέρχομαι. Τούτου γὰρ δεῖ μεμνῆσθαι καὶ κρατεῖν, ὅτι ἡ θύρα ἤνοιχται.*

Incertae sunt Stoicorum de deis opiniones. Multa enim ab eis ita dicuntur, ut deum vocare videantur communem illam mundi legem ipsumve mundum, alia ita, ut deum ad nostrae naturae similitudinem effingere rationibusque nostrae rationis similibus et in aedificando et in administrando mundo duci doceant. Tales autem opiniones eo facilius in eorum animis poterant nasci, quia quod humanum est in homine, rationem dico, ex ipsius dei natura suspensum particulamque inde decerptam docebant esse.[1]) Atque corporis quidem hanc putabant post mortem esse sortem, ut suis quaeque eius partes elementis redderentur. Omnia Epictetus dicit mundi legi subiecta esse: terram, mare, solem reliquaque sidera, omnia et animantium genera et eorum, quae e terra nascantur. *Ὑπακούει δὲ αὐτῷ καὶ τὸ ἡμέτερον σῶμα καὶ νοσοῦν καὶ ὑγιαῖνον, ὅταν ἐκεῖνος (ὁ κόσμος) θέλῃ, καὶ νεάζον καὶ γηρῶν, καὶ τὰς ἄλλας διερχόμενον μεταβολάς.* Morte igitur dissolvitur illa corporis compositio atque esse desinit. Nolebant animam, ut divinae mentis particulam una cum corpore interire, sed ne illud quidem a se impetrabant, ut aperte dicerent aeternam esse. Sed mitto haec ut ab eis, quae mihi hoc loco proposui, aliena. Epictetus quidem non solum Necessitatem quandam perfectae rationis plenam cum rerum universitati tum humanis rebus putat praeesse, sed Deum et curae, et sapientiae plenissimum optimeque cum reliquis mundi partibus, tum hominum saluti, quibuscum affinitate coniunctus est, prospicientem. Qualia cum dicit, hominibus doctis videtur extra Stoicae doctrinae fines saepe egredi. Quanquam difficillimum est certis probare argumentis talia Stoico non licuisse dicere. Constat enim non solum negavisse illos, tam mirabilia tantaeque artis plena potuisse casus arbitrio facta esse[2]), sed aperte docuisse cum reliquis mundi partibus, tum hominibus deos prospicere et consulere. Quo igitur iure Platonice, non Stoice Epictetus putatur loqui, cum deum pio gratoque animo dicit colendum esse et venerandum? At si argumenta, quibus utitur, Stoicorum doctrinae non repugnant, ipsi illarum precationum colores cum illius philosophiae indole omnia ad frigidae rationis constantiam referentis videntur pugnare. Cum tanto Epictetus

1) II, 8, 11: *Σὺ ἀπόσπασμα εἶ τοῦ θεοῦ· ἔχεις τι ἐν σεαυτῷ μέρος ἐκείνου. Τί οὖν ἀγνοεῖς σου τὴν εὐγένειαν*; cf. I, 14, 6. Nos omnes secundum Epictetum nobilissimo sumus loco nati. Dei enim omnes sumus filii.

2) Dissert. I, 6, 11: *Πῶς οἷόν τε τὰ οὕτω θαυμαστὰ καὶ τεχνικὰ εἰκῇ καὶ ἀπὸ ταὐτομάτου γίγνεσθαι.*

deum precatur ardore, ut nobilissima illa Cleanthis Stoici precatio prae his frigida videatur. Attamen ne haec quidem sancta est illa animi effusio, dum deum concelebrant, se quasi obliviscentium, sed certa celebrat dei beneficia neque quicquam putat hominem, ut ratione praeditum, magis decere aut publice aut privatim quam deum concelebrare innumerabiliaque eius beneficia cum pio animo persequi (Dissert. I, 17, 15). *Οὐκ ἔδει καὶ σκάπτοντας καὶ ἀροῦντας καὶ ἐσθίοντας ᾄδειν τὸν ὕμνον τὸν εἰς τὸν θεόν; Μέγας ὁ θεός, ὅς ἡμῖν παρέσχεν ὄργανα τοιαῦτα, δι' ὧν τὴν γῆν ἐργασόμεθα, μέγας ὁ θεός, ὅτι χεῖρας δέδωκεν . . .* Sed praeclarissimo rationis munere deus hominem donavit. *Ταῦτα ἐφ' ἑκάστου ἐφυμνεῖν ἔδει καὶ τὸν μέγιστον καὶ θειότατον ὕμνον ἐφυμνεῖν, ὅτι τὴν δύναμιν ἔδωκε τὴν παρακολουθητικὴν τούτοις καὶ ὁδῷ χρηστικήν.* Multos cum ad tanta dei beneficia caecos videat, se suum profitetur putare *ὑπὲρ πάντων ᾄδοντα τὸν ὕμνον τὸν εἰς τὸν θεόν; Τί γάρ ἄλλο δύναμαι γέρων χωλὸς εἰ μὴ ὑμνεῖν τὴν θεόν; εἰ γοῦν ἀηδὼν ἤμην, ἐποίουν τὰ τῆς ἀηδόνος. Εἰ κύκνος, τὰ τοῦ κύκνου. Νῦν δὲ λογικός εἰμι, ὑμνεῖν με δεῖ τὸν θεόν.* Epicteti igitur quoque pietas non tam est cum magno animi ardore quantus sit deus sentientis, sed rationis opera eius munera persequentis. Ut lusciniae est canere, ita hominem ratione praeditum dicit decere concelebrare dei munera atque beneficia. Attamen deus Epicteti non est perfecta illa Ratio, communis illa Lex per rerum universitatem commeans, de qua superiores saepe loquebantur Stoici, sed verus est Deus, qualem pii homines ad naturae humanae perfectionem sibi solent fingere. Patrem illum vocat, gloriatur se illius esse filium, huic se suaque omnia committit, hunc precatur, ad hunc oculos tollit. *Τόλμησον ἀναβλέψας πρὸς τὸν θεὸν εἰπεῖν ὅτι χρῶ μοι λοιπὸν εἰς ὃ ἂν θέλῃς, ὁμογνωμονῶ σοι, σός εἰμι* (Dissert. II, 16, 42).

Equidem haec omnia non magis ex Platonicae doctrinae quam ex communis pietatis fonte existimo hausta esse. Illud vero sine ulla dubitatione affirmaverim, non futuram fuisse Stoicorum illam de moribus et de bene vivendi ratione doctrinam, nisi similia docuisset Plato. Quod cum neque hic in ullo dialogo apertius dicat, quo vitae cursum debeamus dirigere quam in Phaedone neque quisquam ex Stoicis, quorum quidem libri aetatem tulerunt, missis omnibus subtilitatibus atque ratiunculis uberius illum philosophiae locum, qui praecipuus cum in universa veterum tum in Stoicorum philosophia putandus est, tractaverit quam Epictetus in manuali et in disserta-

tionibus ab Arriano collectis atque compositis, horum potissimum librorum norma sequenda est, si vis quaerere quae Platonica et Stoica doctrina habeant communia. Ac primum quidem vel qui e longinquo adspiciunt, vident utrosque commendare vitam vulgari quamque plerique omnes ipsa quasi natura duce sequuntur contrariam. Quod ipsum, ut significaret, suam Plato, quam perfectam iudicabat, vitam vocavit mortem. Minus aperte, sed idem fere significantibus verbis Stoici, ut vitam vivas homine dignam, ab omnibus istis te revocant, quae non solum temere et in diem viventibus, sed etiam consideratis hominibus ad vitam exaedificandam, ornandam, exhilarandam utilia ac paene necessaria videntur. Austerae utraque vita videtur sanctitatis esse atque humanae naturae modum excedere. Atque in Platonis quidem Phaedone ipsius doctrinae, ut ita dicam, fit necessitate, ut talis vita vivenda videatur. Qualem qui dubitant amplecti, horum non tam infirma et inconstans est voluntas, sed caeca ad veritatem eorum est mens. Idem explicat unde natus sit vulgaris ille error omnia sua consilia ad inanis vitae speciem referentium ac pro veritate umbras sectantium. Stoicae doctrinae minus altae sunt radices, sed eandem fere Epictetus describit vitae perfectionem a vulgaris vitae desideriis alienissimam. Secundum Platonem qui plus videant et in rerum et in ipsorum natura, hos ipsas potius ideas quam male expressas idearum imagines et in cogitando et in agendo sectari consentaneum est. Stoici vero non dubitant de rerum oculis corporis subiectarum veritate eidemque docent mirabilem esse huius ipsius mundi, qui sub sensus cadit, concentum. Miretur igitur quispiam, quod quae sapientissimi dei arte cum tanta sollertia ad tantam perfectionem concedunt exculta esse, tamen veri hominis studio non digna iudicant. Quid quod plurimis persequuntur, quanta admiratione sit digna corporis conformatio quamque perfectus sit omnium partium concentus eidemque clamant vilissimum esse corpus, non audienda esse eius desideria, turpissimam servire servitutem qui corpori inserviant. Quoniam igitur carent idearum illa doctrina, quibus tandem freti rationibus tantam eorum ipsorum, quae sapientissime concedunt a deo facta esse, profitentur contemptionem? Qualia tandem sunt illa tam insignia et excelsa, prae quibus haec tanta rerum bonorumque pulchritudo atque varietas hominum ardore ac studio videtur indigna?

Apparet Stoicos nullam aliam ob causam quam ut optime possent demonstrare omnia a deis constituta esse, illam humanae

vitae perfectionem commentos esse. Si enim dei sunt, homines, quibus nihil in mundo est perfectius, eis debent cari esse. Humanas igitur res ad se censent pertinere. Consequens est, ut neque malis unquam bene, neque bonis male possit esse. Quod cum corporis et fortunae, quae vocantur, bonis bonos saepe carere, malos saepe ample instructos videamus, ad tuendam illam de iustissima et sapientissima mundi administratione opinionem confidenter negandum erat ista esse bonorum nomine digna fatalique deceptos esse errore, qui quae a malis tam facile parari, tam facile a bonis possint amitti, hominum studio digna iudicent. At cum natura sit omnis et veritatis et perfectionis fons, naturae colligunt convenienter vivendum esse. Sed ne naturae, qua duce ista omnia, quae contemnebant, appetimus, reluctandum potius esse docerent, singulari opus erat subtilitate in naturae notione explicanda. Omnem igitur naturam dicunt sui conservatricem esse eaque primum appetere, quae ad tuendam et augendam vitam necessaria sint. Haec prima vocabant naturalia. Mox corroborata ratione ad communis illius legis normam omnia vitae consilia referenda esse. Singulos enim mundi esse partes. Plus autem interesse ut totus mundus sit salvus quam ut singulorum augeantur commoda.[1])

At deum illi negant perfectum esse, qui ut totus mundus bene se habeat, singulos dicant eum eosque saepe bonos pati miseros esse. Non igitur satis habebant negasse ulla corporis ant fortunae bona inter vera bona numeranda esse, sed cur sic iudicandum esset, firmissimis eisque ab intima natura nostra repetitis argumentis demonstrabant. Volebant enim optimum videri hunc mundum atque perfecta dei sapientia dignum. Sic igitur, si quicquam video in illa doctrina, colligebant. Quid summum est in homine hominisque vere proprium? Ratio. Quis igitur perfectus homo? In quo perfecta est ratio. Quid ei summum in vita propositum est? Ut rationem excolat, ut aliquando perfecto rationis munere possit fungi. Aliud igitur qui sectantur, errore capti suae naturae, quo ferat, sibi non sunt conscii. Potestne autem eis videri bene esse, qui omnibus illi quidem et

---

[1]) Ut pes saepe est amputandus, ut totum corpus sit salvum, sic singulorum quoque hominum utilitates prae communi aut urbis aut civitatis mundanae salute neglegendae sunt. *Τί γάρ ἐστιν ἄνθρωπος; Μέρος πόλεως, πρώτης μὲν τῆς ἐκ θεῶν καὶ ἀνθρώπων· μετὰ ταῦτα δὲ τῆς ὡς ἔγγιστα λεγομένης, ἥτις ἐστὶ μικρὸν τῆς ὅλης μίμημα* (dissert. II, 5, 26). Cf. II, 5, 13; I, 19, 13; I, 12, 7 et 24. —

corporis et fortunae bonis abundent, sed sint stulti? Possuntne contra miseri vocari, qui istis bonis careant, sed rationem, qua continetur humanae naturae praestantia, ad perfectionem excoluerint? Apparet neque hos esse miseros, neque illos beatos.

Sed cum rationem dicunt, non iudicii solum significant sanitatem recte colligentium, sed summam illam recti iudicii vim, qua penitus perspecta veritate simul compellimur, ut totius vitae omnesque agendi rationes eis, quae recta esse cognovimus, accommodare studeamus. Atque hanc eandem Socrates et Plato perfectae cognitionis putabant esse vim. Scientiam enim boni vocabant virtutem neque quemquam Socrates putabat ultro peccarre[1]) et tantum Plato putabat virtutis esse splendorem, ut omnes qui vere vidissent, mirabili sui amore perfunderet. Sic perfecta ratio Stoicis quoque eadem perfecta virtus videbatur. Perfectam igitur virtutem, quae rationis illius hominum vel maxime propriae est perfectio, qui adeptus est, hic homo suae naturae adeptus est perfectionem. Talis quo iure potest miser vocari, si fortunam, quae sua saepe beneficia in indignissimos confert, non fautricem adeptus est?

Dicat aliquis praecipue bonos et sapientes dignos esse, qui illis fruantur commodis, quae sola plerisque bona videantur. Quos dei ament, eos potissimum omni sive bonorum sive commodorum genere debuisse cumulari. Satius profecto fuisse bonos quam malos frui illis vitae iucunditatibus. At non solum nihil interest secundum Stoicos, (*ἀδιάφορά ἐστιν*) utrum ista habeas necne, sed infelix etiam eis videtur, qui continua utatur felicitate.[2]) Calamitas enim virtutis occasio est, ut ait Seneca. Istis, quae vocantur, malis immittendis Epictetus deos dicit virtutis exercendae et colendae hominibus praebere occasiones. Qualis, inquit, Hercules fuisset, si non tantos labores subire debuisset?[3]) Num invictam illam animi firmitatem sibi

---

[1]) Quam haec eis, quae Socrates dicebat (*οὐδεὶς ἑκὼν πονηρός*), sunt similia: *Ἐλεύθερός ἐστιν ὁ ζῶν ὡς βούλεται . . . Τίς οὖν θέλει ζῆν ἁμαρτάνων; Οὐδείς. Τίς θέλει ζῆν ἐξαπατώμενος, προπίπτων, ἄδικος ὤν, ἀκόλαστος, μεμψίμοιρος, ταπεινός; Οὐδείς. Οὐδεὶς ἄρα τῶν φαύλων ζῇ ὡς βούλεται* (Epicteti dissert. IV, 1).

[2]) Dissert. I, 24, 1: *Αἱ περιστάσεις εἰσὶν αἱ τοὺς ἄνδρας δεικνύουσαι.* Cur ad has angustias redactus es? *Ἵνα Ὀλυμπιονίκης γένῃ· δίχα δ' ἱδρῶτος οὐ γίνεται.* — Armorum loco nobis virtutes datas esse (II, 16, 14): *Οὐ δέδωκέ σοι (ὁ θεὸς) καρτερίαν; οὐ δέδωκέ σοι μεγαλοψυχίαν; οὐ δέδωκεν ἀνδρείαν; Τηλικαύτας ἔχων χεῖρας ἔτι ζητεῖς τὸν ἀπομύξοντα.*

[3]) I, 6, 32; III, 22, 57.

in tranquilla quoque nullisque periculis circumventa vita potuit parare? Qui calamitates igitur in malis ponunt, verae vitae rationem, qualis sit, parum perspexerunt. Jam singulas perlustrabant virtutes atque demonstrabant quantopere illis cum calamitate luctationibus et fortitudo et prudentia et iustitia et moderatio aleretur atque corroboraretur.

Teleologicis ducti rationibus et esse deos confidentissime affirmabant et sapientissime haec omnia ab eis administrari. Cum singulari vero diligentia in illis de providentia disputationibus illud demonstrabant, praecipue deis caros esse homines. Saepissime Epictetus hominem dei vocat filium.[1]) Quis vero inquit, credat filii res a tali patre neglegi? Non igitur orbi sumus. Eisdem autem fere, quibus Socrates in Apologia Platonis verbis negat bonis unquam posse male esse aut vivis aut mortuis.[2]) Quod cum res ipsa quodammodo clamaret posse tamen mala vel optimis accidere, demonstrabant, ut supra diximus, mala bonorum esse semina ac ne posse quidem eum, qui semper felix sit, ad humanae naturae perfectionem pervenire. Nam ut continua rerum prosperitate virtutum illa, quae in nostris animis sunt initia, infirmantur, ita firmantur rerum acerbitatibus atque fortunae iniuriis. At est modus in rebus, ut ait ille poeta, sunt certi denique fines. Multi enim tantis affliguntur malis, ut opprimantur Quis autem non videt modice exercendo augeri corporis vires, immodicas nimiasque exercitationes plus nocere quam prodesse? Idemque dici potest de sensuum instrumentis, quae firmantur, cum idoneam suisque viribus convenientem materiam nancta sunt quaeque fortioribus quam pro viribus concussionibus (*τοῖς σφόδρα αἰσθητοῖς*, ut ait Aristoteles) debilitantur atque delentur.

Manifestum igitur est, quae mala his fortitudinis et constantiae sunt incitamenta, eisdem aliorum plane frangi animos. Sunt enim quidam natura tam molles, ut vel levioribus malis fortissime concutiantur ac de vitae dignitatisque gradu deiciantur. Illud quaeritur, num alii natura tam sint fortes, ut vel iniquissima aequis ferant animis. Respondent Stoici ratione excolenda effici, ut quilibet omnia

---

[1]) III, 24, 15: *Οὐδείς ἐστιν ἄνθρωπος ὀρφανός, ἀλλὰ πάντων ἀεὶ καὶ διηνεκῶς ὁ πατήρ ἐστιν ὁ κηδόμενος. — Πατήρ ἐστιν ὁ Ζεὺς ἀνθρώπων.*

[2]) Sic Epictetus (III, 26, 28): *Οὐκ ἀμελεῖ (ὁ θεὸς) τῶν ἀνθρωπίνων πραγμάτων αἱ ἀνδρὶ ἀγαθῷ οὐδέν ἐστι κακὸν οὔτε ζῶντι οὔτε ἀποθανόντι.* Confer Platonis Apologiam 41 D.

possit perferre atque hunc ipsum dicunt ex philosophia capi fructum, ut quaecumque acciderint, omnia semper tolerabilia nobis videantur. Ceteroquin negant quicquam interesse utrum vivas an mortuus sis. Si igitur summis urgeamur malis neque ulla sit spes fore aliquando melius, vitam voluntaria morte ut plane inutilem dicunt abiciendam esse idque volunt nos facere sine ira neque fractos desperatione. Sic Epictetus, ut supra diximus, vitam cum domo comparat, calamitatem cum fumo, qui si nimis spissus est factus, domo exeundum est. Ne Stoici quidem igitur putant omnia sapienti suo tolerabilia esse. Ne illud quidem dicunt, tam durum et ferreum esse eius animum, ut mala non sentiant[1]). Satis habent ita animum excoluisse, ut vel si sentiat, non concutiatur certaque inita ratione, cum gravissimis urgentibus malis ipsiusque rationis usum vere impedientibus iam non vitalem iudicaverit vitam, abiciat. Immo illud quoque hominem deorum dicunt beneficio accepisse, quod voluntaria ipse, cum libet, morte vitam possit finire. Quamobrem Epictetus portum vocat mortem malorumque refugium (Dissert IV, 10, 27). Neque vero propter levem aliquam causam hoc fortissimo remedio putant utendum esse. Quaecumque homini accidere possunt, eorum verum perfectumque hominem decet patientem esse. Qui igitur humanae condicionis, ut fas est, memor est in eamque legem perspexit se natum esse, ut multa mala perferat, sibique cotidie dicat quaecumque aliis possint accidere, eadem sibi quoque posse, ille non facile ad eam redigetur necessitatem, ut in voluntariae mortis portum perfugiat. Sed concedunt quaedam tam esse gravia, ut sapienti operae iam non pretium videatur luctantem continuo cum tanta rerum iniquitate rationis fungi munere. Eoque ut ipsi in his angustiis mortem sibi consciscerent, facilius a se impetrabant, quia non tam interesse docent, ut vivamus quam illud, quomodo vivamus. Qui igitur bene potest vivere, vel cum in malis erit, vitam non abiciet. Sed si vere videt obstare quaedam, quominus bene vivat, neque talia sunt illa impedimenta, ut luctando animus firmetur, iam non est cur sapiens in vita manere malit.

Multos ex nobilissimis Stoicis hac voluntariae mortis licentia audimus usos esse idque quosdam leviore de causa, ita ut vitae eos

---

[1]) III, 2, 4: *Οὐ δεῖ γάρ με εἶναι ἀπαθῆ ὡς ἀνδριάντα ἀλλὰ τὰς σχέσεις τηροῦντα τὰς φυσικὰς καὶ ἐπιθέτους.*

taedere videretur et nascatur suspicio gavisos eos esse, quod moriendi causam nacti erant. Negari non potest illam de voluntaria morte doctrinam pugnare cum singulari illa confidentia, cum qua de perfecta sapientis firmitate loquebantur. Nam non solum docent sapientem suum, in quo perfecta sit ratio, non lamentari, non muliebriter eiulari in malis, sed negant eius unquam posse impediri rationem aut virtutem. Firma enim haec est possessio neque potest amitti. Nonne igitur qui suae ipse vitae finem facit, se victum esse confitetur? Non timet, ne vincatur, si diutius resistat? Ad illam igitur aut celandam aut evitandam turpitudinem, ne non solum infelix sit, sed etiam miser fiat, non ignavia certe commotus aut ullius furoris impetu abreptus, sed inita ratione vita sibi statuit excedendum esse. Sic in bello quoque cum dux locum se aliquem non posse tenere intellexit, recedere iubet milites. Aliud autem est abiectis armis turpiter aufugere, aliud servato ordine, quia ipsa suadet prudentia, recedere[1]). At qui Stoici ipsi sibi manum inferebant, non ut novas vires colligerent melioremque luctandi exspectarent occasionem recedebant, sed nunquam posthac ad pugnam erant redituri. Nonne igitur se victos esse profitebantur?

Immo vero ipsum illius philosophiae fundamentum labefactatur, si conceditur quicquam tam grave posse sapienti accidere, ut aut ferre nequeat aut ut liber rationis impediatur usus. Sic enim placuit Stoicis, virtutem per se satis magnarum esse virium ad beate vivendum negantque ad vitae perfectionem ulla alia re praeter virtutem opus esse. Quod ut efficerent, duo illa, de quibus supra diximus, ponebant rerum genera, earum, quae in nostra potestate essent earumque, quae non essent in nostra potestate. Si quicquam est Stoice dictum, hoc profecto est. Sexcenties Epictetus monet, ne ea quae e nostro non pendeant arbitrio, ardenter appetamus idque cum singulari verborum gravissimorum et magnificentia et varietate[2]). Quod qui tenebit, aliena esse et ad nos non pertinere, quae aut ab hominibus aut ab ipsa fortuna possint recusari aut eripi, ille de eis, quae plerosque reddunt sollicitos, plane securus in animo suo colendo unice occupatus erit. Quae igitur secundum illam

[1]) Dissert. III, 24, 34: *Στρατεία τίς ἐστιν ὁ βίος ἑκάστου καὶ αὕτη μακρὰ καὶ ποικίλη.*

[2]) Epicteti Manuale 1—14, 2: *Ὅστις οὖν ἐλεύθερος εἶναι βούλεται, μήτε θελέτω τι μήτε φευγέτω τι τῶν ἐπ᾽ ἄλλοις· εἰ δὲ μή, δουλεύειν ἀνάγκη.*

divisionem non sunt nostra? Neque honores, neque divitiae, ac ne ipsa quidem corporis bona. Vera enim hominis vis et natura secundum Epictetum quidem in animo posita est. Hunc excolendi libertas ne a potentissimis quidem cuiquam potest eripi[1]). Eo qui omnia sua contulit studia, certa iecit vitae fundamenta. Reliqua omnia incerta sunt. Eripere enim potest fortuna, quaecumque dedit. Immo ne dedit quidem, ut semper haberemus, sed mutuo dedit et in hanc condicionem, ut quandocumque liberet, posset reposcere[2]). Quae autem nunquam sua putavit esse, sapiens, cum iubetur, aequo animo potest reddere. Ac ne volet quidem acquirere, quae utrum habeas necne ad id, quod homini propositum est, nihil interest. Nam nefas putant praeter illam rationis perfectionem, quam vocant virtutem, ulla alia re opus esse ad vitam perfectam et vere humanam. Sed sapientia non solum est sine ulla animi aegritudine omnibus eis, quae avide stulti appetunt, carentium (*ἀπέχεσθαι*), sed fortiter etiam omnia, quae immiserit fortuna, ferentium (*ἀνέχεσθαι*). Illud saepe dicunt, philosophiam animi morbis remedia adhibere, sed hic demum plenus est perfectae sapientiae effectus, cum iam non potest vulnerari animus. Quo ut perveniatur, quoniam inconstans est ille fortunae favor, curare debemus, ut omnia nostra ex nobis ipsis apta sint et ut omnis fortunae aditus intercludatur[3]). Qui autem omnia sua semper secum habet, nunquam miser est. Huic igitur sapientiae altius exaggeratae, ut ait Cicero, quaeque austerior est quam pro variis naturae nostrae desideriis, quandam Stoici correctionem adhibent, cum docent posse tamen ea incidere tempora, quibus malit sapiens suam ipse vitam finire quam luctari cum istis, quae undique

---

[1]) Dissert. I, 4, 18: Illum dicit magnos progressus fecisse, qui *ἀποστὰς τῶν ἐκτὸς ἐπὶ τὴν προαίρεσιν ἐπέστραπται τὴν ἑαυτοῦ, ταύτην ἐξεργάζεσθαι καὶ ἐκπονεῖν ὥστε σύμφωνον ἀποτελέσαι τῇ φύσει, ὑψηλήν, ἐλευθέραν, ἀκώλυτον, ἀνεμπόδιστον, πιστήν, αἰδήμονα.* — Manuale 6: *Τί οὖν ἐστι σόν; Χρῆσις φαντασιῶν,*

[2]) Epicteti Manuale 12: *Μηδέποτε ἐπὶ μηδενὸς εἴπῃς ὅτι „Ἀπώλεσα αὐτό" ἀλλ' ὅτι „Ἀπέδωκα." Τὸ παιδίον ἀπέθανεν; ἀπεδόθη. Ἡ γυνὴ ἀπέθανεν; ἀπεδόθη.*

[3]) Horatii sat. II, 7, 83—88:

Quisnam igitur liber? sapiens, sibi qui imperiosus,
quem neque pauperies neque mors neque vincula terrent,
responsare cupidinibus, contemnere honores
fortis, et in se ipso totus, teres atque rotundus,
externi ne quid valeat per laeve morari,
in quem manca ruit semper Fortuna.

ingruunt, incommodis. Nonne igitur concedunt fortunae se tamen non potuisse omnis intercludere aditus? At qui sapiens mortem sibi consciscendi consilium iniit, non succubuisse fortunae putandus est, sed vincendo lassus est taedetque eum vincere. Haec si nobiscum reputamus, minus magno intervallo ista voluntariae mortis licentia, quam Zeno suis concedebat, ab eis, quae Socrates in Phaedone Pythagoram secutus de eadem re profitetur, seiuncta est. Nam Socrati, ut absolveretur, non necessarium erat ad preces descendere viro ac philosopho indignas. Immo si pauca suffragia aliter cecidissent, non condemnatus esset capitis. Quam autem facile paucorum sibi ex eis, qui inter iudices sedebant, animos conciliavisset, si non liberrima usus loquendi contumacia id ipsum egisset, ut eos lacesseret, penes quos vitae mortisque suae sciebat petestatem esse. Quis vero sibi persuadeat imprudenter id illum liberalique animi impetu abreptum fecisse? Immo vilissimam putabat vitam quaeque vivendi isto labore quamvis exiguo parum digna esset, si in eo, quod quisque maxime suum putaret, impediretur. Intellegebat autem se neque apud Athenienses neque in ulla alia civitate vitam diu posse vivere suis moribus suaeque indoli convenientem. Cum igitur illo, quod a deo sibi datum esse sentiret, negotio animos formandi atque virtutis veritatisque studium in eis excitandi perfunctus esset, senex factus ingravescentibus illius muneris in dies difficultatibus ipse quoque Socrates revera gaudere videbatur, quod moriendi occasionem nactus esset. Certe impium dicebat esse mortem sibi consciscere, sed qui nihil fecit ad vitandam mortem, cum facile posset vitare, quodammodo putandus est mortem sibi conscivisse. Ac ne ipsius quidem Platonis, quas in Phaedone facit explicari a Socrate, rationibus consequens est, ut acriter pro vita, cum in periculo est, propugnetur. An non id ipsum maxime optandum esse profitetur, ut sensim corporis vita exstinguatur laxandis istis, quibus anima alligata est, vinculis?

Illa, quam Plato profitetur, vitae contemptio facilem habet explicationem. Pallent enim omnia, quae sensibus subiecta sunt, umbrarumque sunt similia prae illo idearum splendore. Opera igitur danda est, ut anima ab huius vitae errore revocetur eoque redeat, unda olim ad imperfecta ista continuisque mutationibus turbata descendit. Illud non explicatur, qui potuerit olim fieri, ut ipsa indignam cum corpore iniret societatem, sed inita societate intellegitur omnem salutis spem in illo desiderio ad ideas redeundi positam esse.

Quo autem iure Stoici eandem omnium eorum, quae aliquid possunt ad ornandam atque exhilarandam vitam, prae se ferunt contemptionem! Nam summum utrisque, et Platonicis et Stoicis, idem propositum est, ut subter se possint putare omnia, quae vitae vulgo vocantur bona, omniaque sua ex se apta habeant, sed non eisdem usi probant rationibus, cur talis vitae via ineunda videatur. De Platonis ratione diximus; videamus nunc cur tandem secundum Stoicos, cum nihil fere ex eis, quae plurima undique praebet vita, studio nostro dignum videatur, dei nos vivere voluerint. Annon mirabile est putare nos in vitam immissos esse ad id ipsum, ut disceremus procul vivere a vita remoti? Quaerendum igitur est, num Stoici quiddam afferant simile illius idearum desiderii, quod secundum Platonem in animis viget, vel dum corpore inclusae sunt. Eoque gravius id, quod tantum habet effectum, debet esse, quia quae oculis sensibusque percipimus, secundum Stoicos solida sunt, ut ita dicam, et sapientissime divinaque arte facta, cum Plato doceat tendere ista ad idearum veritatem sed talia esse natura, ut semper debeant aeternis illis omnis veritatis exemplaribus inferiora esse [1]).

Quid igitur est illud, quod tantum sit, ut omnia reliqua studia ei subiuncta esse debeant et cuius causa Stoici putant nos natos esse? Est, ut breviter dicam, perfectae virtutis et rationis actio. Vita enim vitaeque varietate opus est, ut illa ratio, quam communem Stoici vocant legem per totam rerum universitatem commeantem vim suam expandere et quasi esse possit. Quae cum sub omnibus, quae sunt et fiunt, lateat et usquequaque ex rerum fluctibus emergere studeat, non vana aut inanis putari potest illa agitatio, quae vita vocatur. Manca enim et incohata, ut ait Cicero, virtus est sine actione. Vera virtus autem maturus est perfectae rationis fructus. Quod cum non habentis, sed utentis sit vera virtus et ratio, theatro aliquo ei opus est, in quo se possit exercere et quasi excurrere. In vita demum prudentiam, iustitiam, fortitudinem, continentiam multis exercendi

---

[1]) Platonis Phaedon 74 D: *Οὐκοῦν ὁμολογοῦμεν, ὅταν τις τι ἰδὼν ἐννοήσῃ, ὅτι βούλεται μὲν τοῦτο, ὃ νῦν ἐγὼ ὁρῶ, εἶναι οἷον ἄλλο τι τῶν ὄντων, ἐνδεῖ δὲ καὶ οὐ δύναται τοιοῦτον εἶναι οἷον ἐκεῖνο, ἀλλ' ἔστι φαυλότερον, ἀναγκαῖόν που τὸν τοῦτο ἐννοοῦντα τυχεῖν προειδότα ἐκεῖνο ᾧ φησιν αὐτὸ προσεοικέναι μέν, ἐνδεεστέρως δὲ ἔχειν.*

oblatis occasionibus possumus ad perfectionem excolere, non frustra igitur vivitur neque irritae sunt istae viventium discursiones, appetitiones (*ὀρέξεις*), declinationes (*ἐκκλίσεις*,) Vivendum est, quia neque voluntas confirmari neque rectus rationis usus parari potest nisi vitae luctationibus. Quamobrem qui ad rationis perfectionem venit, vitae munus explevisse putandus est neque praematura potest morte abreptus videri. Ab hac parte si spectamus, ex Stoicorum doctrina voluntaria morte utrisque licebat vitam finire, et eis, qui propter condicionis iniquitatem se intellegebant non posse ad illam naturae humanae perfectionem pervenire, et eis, qui eo iam pervenerant quosque expleto vitae munere taedebat diutius vivere continuoque eosdem ad nullam iam rem utiles vitae subire labores.

Accedit altera ratio, cur viventibus eisque ratione praeditis Stoici putaverint opus esse. Voluit enim deus hominem suorum operum et spectatorem et interpretem esse.[1]) Admirabilem qui perspexit naturae convenientiam, is demum quod vitae humanae propositum est, debet videri adeptus esse. *῾Ορᾶτε οὖν*, inquit Epictetus, *μὴ ἀθέατοι τούτων ἀποθάνητε*. Olympiam multi se conferunt, ut illud Phidiae opus spectent atque miseri putantur, qui illo non spectato moriantur. Illa vero, quae proxime adsunt, quorumque causa peregrinandum non est, quamvis sint digna cognitione, plerique non spectant neque quicquam curant, qualia sint, intellegere. Sed hac contemplatione non propter ipsam aut ut deus suae potentiae et sapientiae habeat laudatores, opus est, sed quia quid natura velit hominem oportet cognoscere, ut certum ipse vitae cursum possit tenere. Mentem igitur Epictetus sibi parare et conservare studet naturae congruentem atque cognoscere, quo naturae ferat voluntas (*νοῆσαι τὸ βούλημα τῆς φύσεως*).[2]) Quod nisi adeptus sis, non purgare potes voluntatem tuam neque tibi illam parare facultatem recte visis, ut aiebant Stoici, utendi.[3]) Ad communis illius naturae legis normam excolenda est humana virtus.

---

[1]) Epict. dissert. I, 6, 19: *Τὸν ἄνθρωπον θεατὴν εἰσήγαγεν αὐτοῦ τε καὶ τῶν ἔργων τῶν αὐτοῦ· καὶ οὐ μόνον θεατήν, ἀλλὰ καὶ ἐξηγητὴν αὐτῶν.*

[2]) Dissert. I, 17, 13. — I, 15, 4: *Ἐν πάσῃ περιστάσει τηρήσω τὸ ἡγεμονικὸν κατὰ φύσιν ἔχον.*

[3]) Dissert. II, 23, 40: *Ἐλθεῖν ἐπὶ τὸ τέλειον δεῖ καὶ τὴν αὐτοῦ προαίρεσιν ἐκκαθᾶραι καὶ τὴν δύναμιν τὴν χρηστικὴν τῶν φαντασιῶν ὀρθὴν κατασκευάσαι.*

Hoc est summum. Quo qui non tendit, ille in patriam rediens alicuius deversorii illecebris captus patriae obliviscitur (Dissert. II, 23, 36).

Epictetus quoque profitetur sibi quemque natura proximum esse, se quemque natura plurimum diligere. Quodammodo igitur contra naturam facere putandus est, quamvis magna sit laude dignus, qui suo commodo neglecto aliorum patriaeque salutem tueatur. Sed insitum illud omnibus animantibus desiderium se potissimum conservandi suaque commoda augendi Stoici a natura manca atque imperfecta proficisci dictitant. Veram enim, quaeque ad suam quasi maturitatem pervenerit, naturam putant semper rectae rationi (*τῷ ὀρθῷ λόγῳ*) oboedituram esse. Non aliter Kantius, a quo severam Stoicorum de perfecto officio doctrinam dicunt renovatam esse, verae dicit honestatis esse, ut tua agendi principia sine reipublicae atque civitatis illius mundanae interitu omnium fieri possint principia. Quanquam primum quidem vel secundum Stoicos omnes huic legi subiecti sunt, ut sibi imprimis prospiciant atque consulant; corroboratae vero rationi dicunt consentaneum esse suas communibus omnium utilitatibus postponere. Accedit quod homo est ad societatem cum aliis ineundam factus. Est enim *ζῷον κοινωνικόν*, ut ait Epictetus (Dissert. II, 10, 14). Sentit igitur plus communibus omnium quam singulorum commodis tribuendum esse.[1]) Quid enim refert unum aliquem aut esse aut non esse? *Ἀλλὰ ὁ κόσμος μέλλει ἀνατρέπεσθαι σοῦ ἀποθανόντος;* (Dissert. III, 10, 14).

Sed disputandi iam finis faciendus est. Apparet igitur non solum multa quosdam Stoicos similia dixisse atque Platonem, sed utramque de moribus doctrinam eodem tendere, ut homines suam singulorum naturam reprimere et sanctioris cuiusdam naturae legem explere discant. Concedo saepissime ab Epicteto multa aut aperte aut tecte significari ex Platonis Phaedone, Critone, Apologia. Atque Phaedonem quidem tam saepe laudat, ut manifestum sit, qualem ibi Socrates veri philosophi i. e. veri hominis vitam describat, talem sibi quoque videri. Sed si vel omnia illa mittimus, quae ab ipso Platone sumpta in suum ille usum convertit, communem illam Stoicorum de vita instituenda doctrinam, cuius Epictetus copiosissimus et nobilissi-

---

[1]) Epict. dissert. II, 10, 5: *Κυριώτερον τὸ ὅλον τοῦ μέρους καὶ ἡ πόλις τοῦ πολίτου.* — IV. 7, 7: *Τὰ μέρη τοῖς ὅλοις εἴκειν ἔχει καλῶς.* —

mus est interpres, affinitatis quodam genere cm venerabili Platonis doctrina apparet coniunctam esse. Nam ipsi quoque Stoici monent, ne falsa decepti specie fallacia cum pravo studii ardore sectemur. Sed pro ideis, ad quam normam omnem ille vult referri et cogitationem et actionem, proponunt modo communem rectae rationis legem modo, cum theologice loquuntur, ut saepissime sanctissimus ille Epictetus, dei iussa, quibus docent oboediendum esse quibusque nostras voluntates quamvis reluctantes debemus accommodare.

O. Weissenfels.

Die Bedeutung der Wiederholungen für die Homerische Frage.

Von

C. Rothe.

Die Bedeutung
der Wiederholungen für die Homerische Frage.

Seit Kirchhoff (Rhein. Mus. N. F. XV. S. 329 ff.) durch eine mit philologischer Schärfe geführte Erörterung zu beweisen versucht hatte, dass die Verse des ersten Buches der Odyssee (*α* 269—302 und *α* 372—80), welche auf die Handlung des zweiten Buches hinweisen und zum Teil wörtlich mit den entsprechenden Versen desselben übereinstimmen, späteren Ursprunges sein müssten als dieses Buch, haben die Wiederholungen gleicher und ähnlicher Verse, ja ganzer Scenen in den Homerischen Gedichten eine ganz ungewöhnliche Bedeutung gewonnen[1]). Es war hier der schon von G. Hermann betonte Unterschied zwischen »epischen Formeln«, die Gemeingut des dichterischen Sprachschatzes geworden sind, und »Kompositionen grösseren Umfanges und individuellen, auf eine bestimmte Situation berechneten Inhaltes, die immer notwendig für den Zusammenhang einer Stelle zuerst und ursprünglich gedacht und geschaffen, an den andern aber einfach wiederholt oder benützt sein müssen«, mit einer Klarheit hervorgehoben und aus der letzteren Art von Versen so weitgehende Folgerungen gezogen worden, dass in der gelehrten Welt darüber Staunen und Bewunderung erregt wurde.

Seitdem hat kein Homerkritiker dies Mittel unversucht gelassen. Lachmanns und Haupts Kennzeichnung eines Stückes als Erzeugnis »elenden Nachahmerstiles« fand nun dahin eine Erweiterung, dass genau die Verse und Versteile aus andern Teilen der Gedichte an-

[1]) Auf ihren Wert für die höhere Kritik hatte schon Fr. A. Wolf aufmerksam gemacht, und später ausser anderen G. Hermann in der Abhandlung De iteratis apud Homerum opusc. phil. VIII p. 1—22. Vergl. über die ganze Entwickelung der Frage die gute Übersicht bei Sittl, Die Wiederholungen in der Odyssee. München 1882 S. 1—8.

gegeben wurden, welche nachgeahmt oder entlehnt worden seien, und damit zugleich das Alter dieses Stückes bestimmt wurde. Die Bedeutung dieser Wiederholungen für die Kritik wuchs so, dass W. v. Christ seinen Vortrag »Die Wiederholung ähnlicher und gleicher Verse in der Ilias«[1]) mit den Worten begann: »Die dunklen Pfade der Untersuchung über den Ursprung und das allmähliche Wachstum der homerischen Gedichte erhalten von keiner Seite mehr Licht, als von der Beobachtung gleicher und ähnlicher Scenen«. Bald darauf führte sein Schüler Sittl die schon von Düntzer im Jahre 1863 (in seiner Abhandlung »Die Bedeutung der Nachahmungen für die homerische Kritik«) als wünschenswert und lohnend bezeichnete, 1880 von Christ als Preisarbeit der philosophischen Facultät der Münchener Universität gestellte Aufgabe aus und behandelte die Wiederholungen in der Odyssee. Auch er glaubt damit die »Vorarbeit zu einer endgiltigen Lösung der Frage«, die auf anderem Wege bis dahin vergeblich gesucht sei, zu geben. Ja er beschränkte sich nicht darauf, die »Vorarbeit« zu liefern, sondern er suchte die Ergebnisse zu einer Bestimmung des Alters der einzelnen Teile der Odyssee und ihres Verhältnisses zur Ilias zu verwerten, ganz wie Christ es später in seiner Ausgabe der Ilias (Leipzig 1884) that. Kurz vorher (1880) hatte A. Gemoll das Verhältnis des zehnten Buches der Ilias zur Odyssee (Hermes XV, S. 557—565) nach denselben Grundsätzen behandelt, und derselbe Gelehrte nahm die von Sittl mit ungenügenden Mitteln ausgeführte Vergleichung der Ilias und Odyssee wenig später noch einmal auf (»Die Beziehungen zwischen Ilias und Odyssee«, Hermes XVIII S. 34—96). 1885 erschien der »Parallel-Homer« von C. E. Schmidt, in welchem ebenfalls die Ansicht ausgesprochen wird, dass die Homerkritik aus der Sammlung Vorteil ziehen werde (S. VIII). Endlich schreibt noch A. Croiset, Histoire de la littérature grecque t. I, Paris 1887 S. 342): »L'étude des emprunts est pour l'Odyssée comme pour l'Iliade une des ressources les plus importantes dont dispose la critique, quand elle veut s'instruire de l'origine et de l'âge relatif des parties du poème«.

Unter dem Einflusse namentlich von Kirchhoffs Darlegungen nicht nur in seinen »Excursen«, sondern auch in den Anmerkungen

---

[1]) Sitzb. d. k. bayr. Ak. hist. ph. Kl. 1880, S. 221—272.

zur Odyssee² (1879) bin ich lange Zeit derselben Ansicht gewesen[1]), obwohl ich schon 1883 bemerkte (Bursians Jhb. XXXIV, S. 88/89): »Wenn es wahr wäre, was Niese zu erweisen sucht, dass es vor und neben der homerischen Dichtung keine andere gegeben habe, dann freilich könnte man unbedingt sagen, dass Verse in dem Zusammenhange ursprünglich sind, in welchem sie den besten Sinn geben. So lange wir aber daran zweifeln, müssen wir die Möglichkeit zugeben, dass Verse, namentlich von irgend wie allgemeinerem Inhalte, aus einem anderen Gedichte, das jetzt nicht mehr erhalten ist, entlehnt sind und zwar das eine Mal mit mehr, das andere Mal mit weniger Glück«. Dies letztere behauptet nun auch Seeck, Die Quellen der Odyssee (Berlin 1887) S. 49, aber er geht noch weiter und leugnet das »Axiom«, dass das »Original die Copie immer an Schönheit übertreffen müsse«, da es unzählige Ausnahmen in der bildenden wie dichtenden Kunst gebe. Ähnlich hält Kluge, Zur Entstehungsgeschichte der Ilias (Köthen 1888) S. VI es für gefährlich, nach der passenderen oder unpassenderen Verwendung solcher Verse auf Ursprünglichkeit oder Nachahmung zu schliessen, überhaupt daraus ein System zu machen.

Ob die letztere oder die ziemlich allgemein angenommene Ansicht richtig ist, soll im Folgenden untersucht werden.

I.

Schon Christ sieht sich am Ende der oben genannten Abhandlung zu der Bemerkung veranlasst, dass das Verzeichnis der Wiederholungen Widersprüche enthalte: spätere Gesänge, welche sich auf frühere beziehen, enthielten Verse, welche in früheren nachgeahmt würden. Er erklärt, darüber seine eigenen Gedanken zu haben, welche er ein anderes Mal entwickeln wolle. Ich habe nirgends gefunden, dass er es gethan habe. Dagegen giebt schon Düntzer a. a. O. ein Mittel an, sich den Widersprüchen zu entziehen, dadurch nämlich, dass man Verse in älteren Gedichten, welche sich auf jüngere beziehen, als spätere Zusätze erweise. Dieses Mittel ist denn auch reichlich, namentlich von Sittl, angewendet worden, um unbequeme

---

[1]) Vergl. meine Rezension von Sittls Arbeit in Phil. Wochenschr. 1882. Sp. 1449, und die von Schmidts Parallel-Homer in Berlin. phil. Wochenschr. 1885 Sp. 1025.

Folgerungen abzuweisen. Ich muss dies Mittel aber, wie Düntzers ganze Interpolationstheorie, als ein durchaus unwissenschaftliches bezeichnen, wenn es Verse betrifft, die nicht schon aus anderen zwingenden Gründen als unecht, d. h. als späte Zusätze erkannt sind.

Jedenfalls wird man zunächst zweifelhaft über den Wert der Wiederholungen für die höhere Kritik, wenn man die Ergebnisse sieht, zu denen verschiedene Forscher mit ihrer Hülfe gelangen. So schreibt Sittl (Wiederholungen S. 68) nach Erörterung der einschlägigen Stellen: »Düntzer setzte darnach (nämlich unter Anwendung des »einzigen Mittels«, der Vergleichung ähnlicher Stellen) bei dem ersten Angriffe der Sache die Doloneia und den Schluss der Ilias vor die Odyssee, aber nach häufig wiederholter Untersuchung der fraglichen Stellen kann ich nicht anders urteilen, als dass die Doloneia nach den beiden Hauptteilen der alten Odyssee, aber vor der Telemachie entstand . . .« und S. 69: »Ausser diesen beiden Gesängen (*K* und *Ω*) lassen sich noch einige grössere Interpolationen der Ilias als jünger bezeichnen, nämlich die *Βουλὴ γερόντων* im zweiten Gesange (nach *B* 58 vgl. *ζ* 152) und Nestors Erzählung *Λ* 664 ff. (nach *Λ* 705 = *ι* 42); dagegen beweist *Λ* 720 = *κ* 525, dass die Episode vor den Schluss von *κ* (die Einleitung zur Nekyia) fällt . . . Auch bei der Phönixepisode in *I* ist der jüngere Ursprung nicht unwahrscheinlich, Dadurch bestätigt sich die Hypothese Bergks über die Umarbeitung des neunten Gesanges, die wir dann hinter die Abfassung der alten Odyssee ansetzen dürfen.« Ähnlich urteilt Christ, Zur Chronologie des altgriechischen Epos, Sitzb. d. k. b. A. 1884, und ich selbst Burs. Jahresb. 1885 I, S. 196 u. a. O.

Weiter behauptet Hinrichs, Die Homerische Chryseisepisode (Hermes XVII S. 59—123), auf Grund von Nachahmungen und Wiederholungen, dass diese Episode jünger sei als alle Teile der Odyssee. Derselben Ansicht ist Heimreich, Das erste Buch der Ilias und die Liedertheorie, Progr. Ploen 1883, und dehnt dies Urteil auch auf die Scene zwischen Achill und Athene *A* 193—246 aus.

Diesen gegenüber kommt A. Gemoll in den beiden genannten Abhandlungen zu dem Ergebnis, dass die Doloneia jünger sei als selbst die jüngsten Teile der Odyssee, alle andern Teile der Ilias aber, etwa drei kurze Interpolationen abgerechnet, älter seien als die ältesten Teile der Odyssee. »Selbst Stellen, die von der neueren Kritik als späte Interpolationen ausgeschieden werden

(die Chryseisepisode, der Traum, der Schiffskatalog, Nestors Erzählung Λ 670—762, Σ 356—368, die Ἆθλα, Hektors Lösung) erweisen sich immer noch älter als die Odyssee in ihrem heutigen Bestande.« Diesem Ergebnis stimmt rückhaltslos bei v. Wilamowitz, Homerische Untersuchungen S. 231. Niese, Die Entwickelung der Homerischen Poesie, lässt die Anfänge beider Gedichte nahe bei einander liegen, die weitere Ausbildung aber sich zunächst bei der Ilias vollziehen (vgl. besonders S. 194 und 197). Er weicht darin nur wenig ab von Kayser (vgl. Bursians Jhb. XXXII (1883) S. 86 u. 87). Kammer wiederum, der früher vor Ueberschätzung des »sprachlichen« Beweises gewarnt hatte, in seiner letzten Schrift aber »Kritisch-ästhetische Untersuchungen betreffend die Gesänge *ΜΝΞΟ*« Königsberg 1887 ihm einen hohen Wert beimisst, will durch Vergleichung der entsprechenden Verse beweisen, dass die Bücher *Μ—Ο* jünger seien als die Odyssee und zwar selbst als die allgemein als späte Dichtung angesehene Götterkomödie in ϑ.

Ich habe hier nur die hauptsächlichsten Ansichten über das Verhältnis der beiden Gedichte zu einander angeführt. Noch weiter gehen natürlich die Urteile auseinander über das relative Alter der einzelnen Teile der beiden Gedichte. Um nicht zu ermüden, will ich hier nur wenige Proben geben. Kirchhoff unterscheidet bekanntlich einen älteren Nostos, der im wesentlichen ε—ηιλ umfasst, und den jüngeren κμ. Besonders durch Vergleichung ähnlicher Stellen aber ist Kayser vor ihm (1835 in der disputatio de diversa Homericorum carminum origine, jetzt in Kaysers gesammelte Abhandlungen S. 29—46), zu der Ueberzeugung gelangt, dass ι—μ der älteste Teil des Gedichtes, α 1—87, ε 30 — ϑ erst später sei; und dass ε wenigstens nach κμ entstanden sei, glaubt auch Niese. Dagegen hat v. Wilamowitz (Hom. Untersuch. S. 116 u. ff.) beweisen wollen, dass zwar dem Inhalte nach κμ älter sei als ε, aber nicht in der Form (s. u. S. 131.), während Sittl (a. a. O. S. 114) nichts findet, was gegen die Verfassereinheit spräche, und höchstens im Hinblick auf drei (nicht ungeschickt) wiederholte Verse zwischen ι und κ »eine Art Caesur im dichterischen Schaffen« zulassen will. Ferner schreibt v. Wilamowitz (a. a. O. S. 52) »dass ξ aus μ borgt ist unbestritten.« Nun gehört aber ξ zur älteren Fortsetzung, die nach Kirchhoff älter ist als κμ; ebenso habe ich grade zu erweisen versucht, dass μ aus ξ und η borgt (De vetere quem ex Odyssea Kirchhoffius eruit *Νόστῳ*

p. 11—13). Noch widersprechender sind die Ansichten der verschiedenen Kritiker über das erste Buch der Ilias und seine Teile und ebenso über den Anfang des zweiten Buches. Während die einen hier gute alte Dichtung sehen, rechnen andere einzelne Teile zur dritten oder letzten Schicht, nennen sie elendes Flickwerk, das aus den verschiedensten Fetzen zusammengesetzt sei.

II.

Diese Proben genügen jedenfalls, um zu zeigen, dass die Verwertung der Wiederholungen kein objektives Mittel ist, um die schwierige Frage zu lösen. Wenn es möglich ist, dass über dieselben Verse und ihre Verbindung mit den vorangehenden oder folgenden so verschiedene Urteile gefällt werden, so muss die Sprache der Gedichte selbst so beschaffen sein, dass sie nach dem subjektivem Ermessen und der Absicht, die der einzelne bei der Beurteilung hat, einer ganz widersprechenden Deutung fähig ist. Und dass dies der Fall ist, erhellt sofort, wenn wir uns einige der vielumstrittenen Verse ansehen.

Im zehnten Buche des Ilias erbietet sich Diomedes als Kundschafter ins Lager der Troer zu gehen, wenn einer ihn begleiten wolle. Viele erklären sich dazu bereit; deshalb befiehlt ihm Agamemnon sich einen Gefährten selbst auszusuchen; Diomedes antwortet darauf (*K* 242/43):

εἰ μὲν δὴ ἕταρόν γε κελεύετέ μ' αὐτὸν ἑλέσθαι
πῶς ἂν ἔπειτ' Ὀδυσῆος ἐγὼ θείοιο λαθοιμην,
οὗ πέρι μὲν πρόφρων κτλ.

Im ersten Buche der Odyssee beschwert sich Athene, dass Zeus sich gar nicht mehr um Odysseus kümmere, obwohl ihm dieser doch in Troja soviele Opfer dargebracht habe. Zeus antwortet (Vs. **64** u. f.):

τέκνον ἐμὸν, ποῖόν σε ἔπος φύγεν ἕρκος ὀδόντων.
πῶς ἂν ἔπειτ' Ὀδυσῆος ἐγὼ θείοιο λαθοίμην,
ὃς περὶ μὲν νόον ἐστὶ βροτῶν κτλ.

Passt nun der gleiche Vers an der ersten oder an der zweiten Stelle besser in den Zusammenhang? Offenbar kann man schwanken, je nachdem man auf den ersten oder den zweiten Teil, das Voran-

gehende oder Folgende mehr Wert legt. Der Anschluss ist sicher in *K* besser: Wenn ihr mir die Wahl lasst, wie könnte ich da . . . *Ἔπειτα* in diesem Sinne angewendet, ist ganz gewöhnlich, während die Anwendung in der Odyssee ohne Beispiel dasteht. Deshalb hat sich auch die Mehrzahl der Kritiker für die Ursprünglichkeit des Verses in *K* entschieden. Andrerseits aber ist zuzugeben, dass *ἔπειτα* freier angewendet wird (Sittl. a. a. O. verweist auf Grossmann Homerica p. 25, der diese Partikel *K* 166 verteidigt), dass dagegen *ἐγὼ* in der Odysseestelle, wo bald darauf der Gegensatz (Vs. 68) *ἀλλὰ Ποσειδάων* . . . folgt, angebrachter ist als in *K*. Wenn aber Sittl die Setzung von *ἐγὼ* in *K* einen »Balken« nennt, dem gegenüber *ἔπειτα* ein »Splitter« sei, so schiesst er doch weit über das Ziel hinaus. Er selbst schreibt etwas weiter unten (S. 129): »gebrauchen doch die homerischen Dichter grade das Pronomen der ersten Person als Ausdruck des naiven Selbstbewusstseins häufig ohne Not.« Ausserdem ist zu bedenken, dass *Ὀδυσῆος* vorangeht, diese Hervorhebung aber besser für *K* als für *α* passt; kurz unbefangene Betrachtung dürfte der Verbindung des Verses in *K* der Vorzug geben.

Wenige Verse vorher sammelt im zehnten Buche der Ilias der greise Nestor die Fürsten der Achäer zur Versammlung; er kommt auch zu dem in seinem Zelt liegenden Diomedes und weckt diesen auf (*K* 158):

λὰξ ποδὶ κινήσας.

Im fünfzehnten Buche der Odyssee weckt Telemach den neben ihm liegenden Nestoriden Pisistratus auf dieselbe Weise (*ο* 45). Auch hier gehen die Ansichten über das Angemessenere auseinander. Dass ein Jüngling den andern mit einem Fusstritt weckt, scheint an sich verständlicher, als wenn ein ergrauter Mann einen angesehenen Fürsten durch dieses Mittel zum Aufstehen bewegt. Aber in der Odysseestelle liegen beide, und da scheint es doch natürlicher, dass der eine den Gefährten mit der Hand weckt oder meinethalben mit dem Ellenbogen. In der Ilias aber steht Nestor und will sich nicht bücken („*διὰ τὸ γῆρας*"); so würde in dieser Hinsicht das Angemessenere für *K* sprechen.

Im Anfange des dreizehnten Buches der Ilias (*N* 36): wird erzählt, wie Poseidon nach einer glänzenden Fahrt über das Meer seine Rosse an einer Höhle ausspannt, ihnen ambrosisches Futter vorlegt und dann

ἀμφὶ δὲ ποσσὶ πέδας ἔβαλεν χρυσείας
ἀρρήκτους ἀλύτους, ὄφρ' ἔμπεδον αὖθι μένοιεν
νοστήσαντα ἄνακτα.

In dem achten Buche der Odyssee will Hephästos Aphrodite und Ares durch eine List fangen. Er legt sich also den Amboss zurecht und (ϑ 274):

κόπτε δὲ δέσμους
ἀρρήκτους ἀλύτους, ὄφρ' ἔμπεδον αὖθι μένοιεν.

Auch hier ist die Entscheidung schwer. An der ersten Stelle ist die Verbindung von ἄρρηκτος und ἄλυτος mit den πέδαι des Guten zuviel, »da Pferde das Auflösen sowieso nicht vornehmen können (Kammer a. a. O. S. 37); auch dass die Pferde die ganze Zeit ἔμπεδον bleiben sollen, ist nicht wohl verständlich. In der zweiten Stelle dagegen ist das Subjekt zu μένοιεν nur aus dem Zusammenhange (freilich nicht schwer) zu erraten und αὖθι, das in N verständlich ist, hat hier keine Beziehung, wenn es auch aus dem Gedanken klar erhellt. So kommt es, dass Sittl und Gemoll, welche die letzteren Schwierigkeiten betonen den Vers in N, Kammer den Vers in ϑ für ursprünglich hält.

In ε 160 u. ff. kündigt Kalypso dem Odysseus an, dass sie ihn entlassen wolle. Odysseus, statt sich zu freuen, wird starr vor Schrecken und erwidert ihr, dass sie ἄλλο τι im Sinne habe, gewiss aber nicht auf seine Rückkehr denke und fährt dann fort (Vs. 177—179):

οὐδ' ἂν ἐγὼν ἀέκητι σέθεν σχεδίης ἐπιβαίην
εἰ μή μοι τλαίης γε, θεά, μέγαν ὅρκον ὀμόσσαι
μή τί μοι αὐτῷ, πῆμα κακὸν βουλευσέμεν ἄλλο.

In κ 325 u. ff. hat Odysseus mit Hermes Hülfe dem Zaubertrank der Kirke widerstanden. Diese ist überzeugt, dass der Fremde nur Odysseus sein könne; sie stellt sich deshalb freundlich, fordert ihn auf, das Schwert in die Scheide zu stecken und dann mit ihr das Lager zu besteigen. Odysseus aber bleibt der Warnung des Hermes eingedenk und fordert erst, wie jener ihm geraten, von der Kirke einen Eid, »μή τί μοι αὐτῷ πῆμα κακὸν βουλευσέμεν ἄλλο.« Es kann keine Frage sein, dass die Forderung des Eides an der zweiten ebenso wohl begründet ist, wie sie an der ersten Stelle, wo Odysseus der liebenden Kalypso gegenübersteht, die ihm in sieben Jahren nur Gutes gethan hat, überrascht; dass ferner in κ μοί αὐτῷ (als Gegensatz zu den

Gefährten, denen Kirke eben ein grosses Übel angethan hat) und ἄλλο (nämlich ausser dem Trank und dessen Wirkungen) ebenso berechtigt ist wie in ε beides ohne den Gegensatz fast unverständlich ist. Endlich ist αἔκητι σέθεν in ε 177 neben dem folgenden Verse εἰ μὴ . . mindestens überflüssig, ein Anstoss, der in κ auch nicht vorhanden ist.

So haben denn auch fast alle Kritiker die Stelle in κ für ursprünglich, die in ε für Nachahmung erklärt. Da sich jedoch bald darauf in ε (230—32) eine Stelle findet, die in κ (543—45) eine, wie man glaubt gedankenlose Nachahmung gefunden hat, so hat sich Sittl, um sich den bedenklichen Folgerungen zu entziehen, für die Interpolation der Verse ε 171—191 (mit van Herwerden) entschieden, während v. Wilamowitz mit Aufbietung glänzenden Scharfsinns versucht, die Ursprünglichkeit von ε 177—179 gegenüber von κ 342—345 darzuthun (Unters. S. 119). Er betont vor allem, dass ἄλλο auf den Anfang von Odysseus' Worten zurückgehe; πῆμα κακὸν sei dazu nur Apposition. Ferner sei in ε der Anschluss mit οὐδὲ besser als in κ, wo ausserdem die Wiederholung von κελεύεις . . ἐπιβήμεναι εὐνῆς in Vs. 342 und ἐθέλοιμι τεῆς ἐπιβήμεναι εὐνῆς in 344 störe; gerade derartige Ungeschicklichkeiten ergäben sich aber häufig als mittelbare Folge der Nachahmungen. Die Verteidigung, die man selbst nachlesen muss, ist jedenfalls so geschickt, dass das Urteil selbst in diesem Falle schwankend wird, wo beim ersten Zusehen gar kein Zweifel angebracht schien. Diese Beispiele, die sich reichlich vermehren liessen, (einige habe ich noch besprochen in den Jahresber. des phil. Vereins XIV. S. 360, andere werden unten noch folgen), genügen zunächst, um zu zeigen, dass es an der Sprache der Gedichte selbst liegt, wenn ein bestimmtes Urteil darüber, wo bei Wiederholungen die Verse passender sind, nicht möglich und deshalb dem subjektiven Ermessen ein so weiter Spielraum gelassen ist.

Steht es besser mit der Wiederholung bestimmter Vorgänge und ganzer Scenen? In *A* sind die Götter am Tage vor dem Streite des Agamemnon und Achill zu den Aethiopen gegangen, und zwar, wie nachdrücklich hervorgehoben wird alle (*A* 424 θεοὶ δ' ἅμα πάντες ἕποντο). Diese hier betonte Abwesenheit verwickelt aber bekanntlich in Widersprüche, da an dem Tage des Streites nicht nur (nach *A* 457) Apollo seine Pfeile in das Lager der Griechen sendet, sondern auch Here und Athene wirksam eingreifen und deren Rückkehr nach

dem Olymp ausdrücklich erwähnt wird (*A* 221). Weshalb der Dichter sie abwesend sein lässt, ist auf den ersten Blick nicht ersichtlich. Ganz anders in der Odyssee. Auch hier ist in *α* Poseidon bei den Aethiopen. Seine Abwesenheit ist wohl begründet; denn der Dichter braucht sie, um die übrigen Götter über die Rückkehr des Odysseus beraten zu lassen, der sich Poseidon, wenn er anwesend gewesen wäre, gewiss widersetzt hätte. Auch verwickelt seine Abwesenheit durchaus nicht in Widersprüche. Wer also in der doppelten Verwendung dieses Motivs nicht das reine Spiel des Zufalls sieht, muss nach den herrschenden Grundsätzen mit Kayser (Abh. S. 9 Anm.) und Hinrichs (DLZ. 1883 Sp. 1190) sagen, dass dieser Zug aus der Odyssee in die Ilias übertragen ist. Wenn dies Sittl (Wiederh. S. 62. Anm. 2) »paradox« nennt, so ist dies nur insofern richtig, als damit die gewöhnliche Vorstellung von dem höheren Alter der Ilias gegenüber der Odyssee umgeworfen wird; aber daraus folgt nur die Unhaltbarkeit der herrschenden Grundsätze, wenn wirklich aus anderen Gründen die Ilias für älter als die Odyssee gehalten werden muss. Jedenfalls kann man nicht sagen, dass »dieser Zug der Volkssage angehört« (Sittl a. a. O.): es ist ein durchaus individueller, »dichterischer Kunstgriff« (Lehrs de Arist. stud. Hom.[2] p. 466), dessen Absicht in der Ilias weniger in die Augen springend ist als in der Odyssee.[1])

Ebenfalls in *A* schwört Achill bei dem Scepter, dass Agamemnon und alle Söhne der Achäer so sicher ihn in der männermordenden Schlacht vermissen würden, als dieses Scepter nicht mehr Zweige und Blätter treiben würde. Dann wirft er es voll Ingrimm zur Erde und setzt sich selbst. Man wundert sich zunächst (vgl. Heimreich, Progr. Plön 1883 S. 10), woher plötzlich das Scepter kommt; bis dahin ist es nirgends erwähnt gewesen; ja wenn Achill *A* 190 das Schwert zum Teil aus der Scheide zieht und es so hält, bis er es Vs. 219, 220 zurückstösst, so muss man annehmen, das er sonst nichts in Händen hat. Auch dass Achill nach diesem Ausbruch des Zornes sich »in ganz parlamentarischer Weise niedersetzt, statt auf Nimmerwiederkommen fortzustürmen» (La Roche, Philologus XVI. S. 51), ist schwer zu begreifen. Alles was hier unpassend erscheint, ist angemessen und psychologisch wahr ausgeführt in einer ähnlichen

---

[1]) Eine Erklärung habe ich gegeben Jahresb. d. phil. Ver. 1887. S. 293.

Scene in *β*, wo Telemach, nachdem vorher ausdrücklich erwähnt ist, dass der Herold Peisenor ihm das Scepter in die Hand gegeben hat, am Schluss seiner Rede das Scepter mit Thränen in den Augen zur Erde wirft und damit wirklich auch Eindruck macht (Vs.80—82): *οἶκτος δ' ἕλε λαὸν ἅπαντα.* Auch in diesem Falle handelt es sich um einen ganz individuellen dichterischen Kunstgriff (Achills Verfahren hat man geradezu einen »Theatercoup« genannt), nicht einen Zug, welcher schon der Sage angehört haben kann. Wenn wirklich das Passendere immer das Ursprünglichere sein müsste, so gebührte auch in diesem Falle der Odyssee der Vorrang, — man müsste denn mit Heimreich und La Roche diese Scene, welche von anderen[1]) als die schönste Partie des ersten Buches bezeichnet worden ist — in der Ilias als Erzeugnis elenden Nachahmerstiles ausscheiden.

Als dem Achill die Briseis weggeführt ist, geht er ans Meer und klagt weinend der Mutter seine Not. Thetis kommt herbei, tröstet den Sohn und verspricht ihm Genugthuung (*Α* 349 u. ff.). In der Odyssee geht Telemach, als er in der Versammlung nichts erreicht hat, ebenfalls ans Meer und betet zu dem Gotte, der ihm am vorangehenden Tage erschienen ist. Athene erscheint ihm in Mentors Gestalt und verspricht ihm in fast geschwätziger Art alles zur Reise Nötige zu besorgen. Die Ähnlichkeit beider Scenen, von denen man wiederum nicht behaupten kann, dass sie ein Zug der Sage seien, leuchtet ein, nicht weniger auch, dass die der Ilias der in der Odyssee an Innigkeit und dichterischer Schönheit überlegen ist.

In *Η* 445 ff. beschwert sich Poseidon bei Zeus, dass die Griechen den Mauerbau vollendet haben, ohne den Göttern die nötigen Hekatomben darzubringen. In *ν* 125 u. ff. kommt derselbe Poseidon zu Zeus, um sich über die Phaeaken zu beklagen, die Odysseus, mit «Schätzen reich beladen«, nach Hause geleitet hätten, während er ihn nur elend und arm habe zurückkehren lassen wollen. Es ist möglich, dass die eine Scene nach der andern gebildet ist, um so mehr, da einzelne Verse und Wendungen geradezu gleich sind. Sittl Wiederh. S. 62 hält die in der Ilias für die ursprüngliche, da hier die Klage berechtigt sei, während an der zweiten Stelle dies nicht der Fall sei, da die Phaeaken, »ohne es zu ahnen, dass Poseidon den

---

[1]) Vgl. Sittl, Gesch. der Griech. Litt. Bd. I. S. 86 und Christ, Homer oder Homeriden[2] S. 36 Anm. 2.

Fremden hasst, die Pflicht der Gastfreundschaft und den Willen des Schicksals erfüllt« hätten. Dies ist denn doch eine grobe Gedankenlosigkeit des Verfassers. Odysseus hat den Phaeaken sehr deutlich ι 528 u. ff. und η 270 u. ff. von dem Zorne des Poseidon erzählt, und die Phaeaken mussten wissen, dass sie gegen den Willen Poseidons handelten, wenn sie ihn, statt κακῶς, in dieser Weise in seine Heimat brächten.[1]) Es handelt sich nun hier um ein Poseidon persönlich angethanes Unrecht, (vgl. auch ϑ 565 u. ff.) während in der Ilias alle Götter gleichmässig durch das Verfahren der Griechen beleidigt waren. Wenn dort gerade Poseidon sich zum Sprecher aufwirft, so könnte man in der That glauben, dass dies in Nachahmung der Odysseestelle geschehen sei. Denn wenn sein Auftreten in *H* damit begründet wird, dass er fürchtet, dieser elende Bau der Griechen könne an Dauer und Glanz den Mauerbau überstrahlen, den er mit Apollo einst zum Schutze von Troja angebracht hat, so ist zunächst diese Vergleichung fast unbegreiflich und kleinlich, sodann hängt sie garnicht mit dem eigentlichen Gegenstande der Klage, der Undankbarkeit der Griechen, zusammen. Endlich treten die Folgen der Klage in ν sofort hervor, in *H* wird Poseidon auf eine ferne Zukunft verwiesen, um sich nicht für die Gottlosigkeit der Griechen, sondern nur an dem Bau selbst zu rächen. Hiernach kann es wohl auch keinem Zweifel unterliegen, dass der Scene in der Odyssee der Vorzug gebührt — wiederum also müssten wir die Odyssee für älter halten als die Ilias.

Sahen wir also oben, dass die Vergleichung einzelner Verse und Versreihen bei der eigentümlichen Beschaffenheit der homerischen Sprache der subjektiven Willkür ein weites Feld lässt und deshalb für kein objektives Mittel zur Entscheidung der Frage nach dem höheren oder geringeren Alter der einzelnen Teile gehalten werden kann, so verwickelt die Vergleichung ähnlicher Scenen entschieden in Widersprüche und beweist so allein schon, dass auf diesem Wege die schwierige Frage nicht gelöst werden kann.

III.

Indes, wenn aus einzelnen Stellen nichts folgt, so macht vielleicht die Masse der Wiederholungen ein Stück als Erzeugnis später Zeit, als das Werk eines »Flickpoeten« kenntlich.

---

[1]) Einen Grund für ihr Verfahren giebt an Kiene, die Epen Homers I. S. 111.

Wohl von dieser Ansicht ausgehend, hat Kirchhoff in seiner zweiten Odysseeausgabe bei jedem Verse, den er seinem letzten Bearbeiter giebt, mit grösster Sorgfalt angemerkt, ob er sich in derselben Form oder mit kleiner Abweichung auch anderwärts findet. Ich habe schon in der Besprechung dieser Arbeit (Burs. Jhb. 1881 I, S. 271) es als einen Mangel bezeichnet, dass die Parallelstellen nicht auch bei den andern Teilen der Dichtung angegeben sind, da so für den unbefangenen Leser leicht die Vorstellung entsteht, als ob nur in jenen Teilen Wiederholungen vorkämen oder wenigstens häufig seien. Nähere Prüfung ergiebt völlig klar das Irrige dieser Vorstellung.

Zunächst überrascht das Ergebnis, welches Schmidt in seinem Parallel-Homer gefunden hat. Er schreibt darüber S. VIII: »Wie unendlich oft Homer sich wiederholt, weiss jeder Homeriker; welchen Umfang aber die Wiederholungen erreichen, hat meines Wissens noch Niemand berechnet. Ich habe 1804 sich wiederholende Verse gezählt, welche zusammen 4730 mal vorkommen; sieht man von geringfügigen Abweichungen ab, so sind es 2118, die 5612 mal erscheinen. Rechnet man zu diesen noch diejenigen, die in ihren beiden Hälften oder in ihren einzelnen Teilen sich wiederholen, so beträgt die Zahl 9253 (Il. 5605, Od. 3648), fast genau ein Drittel sämtlicher Homerverse (Il. 15 693, Od. 12 160, zusammen 27 853). Diese Zahl wird bedeutend vermehrt durch die vereinzelt vorkommenden Wiederholungen in den andern Versen; setzt man diese nämlich zu Versen zusammen und rechnet sie jenen zu, so ergiebt dies die Summe von etwa 16 000 Versen, also stark den Umfang der Ilias«. Bedenkt man nun, dass bei allen derartigen Untersuchungen unmöglich Vollständigkeit zu erreichen ist, (ich habe selbst bei etwa 100 Stichproben fünf Lücken gefunden[1]), dass also diese Zahlen sich vielleicht nicht unerheblich steigern, so wird sofort klar, dass diese Masse der Wiederholungen sich nicht auf wenige Bücher beschränken kann, die man als ganz besonders spät und als stümperhaftes Machwerk bezeichnet hat, sondern dass sie über alle Gesänge (in grösserem

*) Dies muss als sehr wenig bezeichnet werden; Sittl, der die Wiederholungen in der Odyssee bespricht, fand mit der Ilias gemeinsam nur 54 Stellen, Gemoll, der nur das Verhältnis zwischen Ilias und Odyssee behandelt, bespricht 136. Bei einer Nachprüfung von Kammers Arbeit, fand ich, dass er im *M* allein etwa 50 Verse (neben 130 behandelten) unberücksichtigt gelassen hat.

oder geringerem Masse) verteilt sein müssen. Um nun zu zeigen, wie zu dieser allgemeinen Erwägung die Wirklichkeit stimmt, habe ich die Wiederholungen vom fünften Buche der Odyssee zusammengestellt. Ich mache dabei nicht den Anspruch, dass das »Material vollständig« gegeben sei, da mich die Lücken in den ähnlichen Arbeiten anderer von der Gefährlichkeit so zuversichtlicher Behauptungen überzeugt haben.

Das fünfte Buch der Odyssee (mit Ausnahme der ersten 27 Verse wird von Kirchhoff zum alten Nostos gerechnet, dessen Dichter in seiner Darstellungsweise weit erhaben über den »letzten Redaktor« sein soll. Auch v. Wilamowitz (Unters. S. 122) glaubt, dass ein »hervorragender Dichter« dies »sehr schöne Lied« (von der Kalypso) verfasst habe und dass es im Gegensatz zu andern Teilen der Odyssee von Anfang bis zu Ende »freie Erfindung« seines Dichters sei. Freilich hält v. Wilamowitz schon nicht mehr das ganze Buch für ein Ganzes, sondern der Anfang des Liedes soll weggeschnitten sein und es selbst jetzt nur bis Vers 381 reichen[1]).

Ungünstiger urteilt Kayser und nach ihm Niese und Seeck, welche das Kalypsolied nach den Kirkeliedern (κμ) entstehen lassen. Wenn sie sich dabei neben den Wiederholungen (s. o. S. 131) besonders auf des Odysseus erdichtete Erzählung τ 272 u. ff. stützen, so habe ich zunächst (Bursians Jhb. 1883 I S. 102) auf den Widerspruch aufmerk-

[1]) v. W. hält das Eingreifen der Leukothea für vollständig überflüssig und nimmt deshalb vor ihrem Eingreifen eine Fuge an. Diese Ansicht aber ist irrig, da Leukothea Odysseus veranlasst, die Kleider abzuwerfen. So kommt Od. nackt ans Land und bedarf der Kleider. Diese erkennt später Arete als die ihrigen, und die Erzählung, wie er zu diesen gekommen sei, genügt zunächst der Königin; nur sie konnte diese Frage stellen, und so nur der Dichter die Möglichkeit gewinnen, die Nennung von Odysseus' Namen und die Erzählung seiner Schicksale hinauszuschieben. Wenn Kirchhoff daraus, dass Odysseus η 242 u. ff. trotz der vorangehenden Frage der Königin nach seinem Namen diesen nicht nennt, auf eine Störung des ursprünglichen Zusammenhanges schliesst, so ist auch diese Vermutung nicht sicher begründet, da es ähnliche Fälle giebt, wo entweder nur ein Teil der Frage beantwortet wird oder die Antwort der Frage gar nicht entspricht, ohne dass man deshalb den geringsten Grund hätte auf Störung des ursprünglichen Zusammenhanges zu schliessen. Es sind dies vielmehr aus der Sache sich ergebende Schwierigkeiten (vgl. δ 462 u. ff., γ 92, λ 57). Auch der Pleonasmus in η 245—57 ist nicht grösser, als er auch sonst sich findet (vgl. ι 171 u. 180; ο 256/57, 363—65; υ 115—119, φ 48—49, φ 27—29, ζ 22—24.

sam gemacht, zu dem dann dieselbe Erzählung führt. Denn kurz vorher ist (τ 222) von einer 20jährigen Abwesenheit des Odysseus die Rede, die nur durch den siebenjährigen Aufenthalt desselben bei der Kalypso erklärlich wird. Wenn deshalb diese Gelehrten an Änderung der Zahl (ἐεικοστὸν in δωδέκατον) gedacht haben, ja Seeck noch hinzufügt, dass sich dann Penelope leichter in voller Frauenschönheit vorstellen liesse, »was nach zwanzig Jahren doch schon sehr schwierig werde« (Quellen der Od. S. 352 A. 4), so habe ich darauf (Jahresb. des phil. Ver. XIII. S. 327. A.) geantwortet, dass zwar so die »Frauenschönheit« Penelopes erklärlicher sei, aber sehr viel weniger, dass Odysseus auf natürliche Weise, wie Niese und Seeck annehmen, so gealtert sei, dass ihn seine Frau nicht wiedererkenne. Aber auch von diesen inneren Widersprüchen abgesehen, sollen wir es für möglich halten, dass irgend ein »Bearbeiter«, sei es auch der ungeschickteste und gedankenloseste, es übersehen hätte, dass nach seiner Darstellung jetzt Odysseus von Thrinakia zur Kalypso und nicht sogleich zu den Phaeaken komme? Dazu kann ich mich nicht entschliessen.

Deshalb folgt aus jener Erzählung τ 272 u. ff., in welcher, wie der Dichter ausdrücklich vorher sagt, Wahres und Erdichtetes gemischt ist (τ 203), nichts für das Alter des Kalypsoliedes. Alle übrigen Erwägungen aber weisen ihm ein hohes Alter an. Denn soweit wir die Sage zurückverfolgen können, sind die zehn Jahre der Irrfahrten ebenso mit der Odysseussage verbunden, wie die zehn Jahre mit der Dauer des Krieges vor Troja. Beides steht auch in einem inneren Zusammenhange. Der Greuel der Freier kann sich nicht gezeigt haben, solange noch Hoffnung war, dass Odysseus zurückkehren könne, also nicht schon im zweiten Jahre nach Beendigung des Krieges; es war dazu eine längere Frist nötig — und diese gewinnt die Sage oder der Dichter durch den langen Aufenthalt bei der Kalypso, deren Name ja durchsichtig ist. Eben diese Zeit verlangt aber auch das Heranwachsen des Telemach. Endlich aber, und dies scheint mir die Hauptsache, erfordert die treu ausharrende Penelope, die nur ihrem Gatten lebt und in der Sehnsucht nach ihm kummervolle Tage und Nächte verbringt, als notwendiges Gegenstück den Odysseus, der sich selbst durch die Reize einer Göttin, die ihm ewige Jugend verspricht, nicht von der Heimkehr abhalten lässt, der zwar zugiebt, dass sie als Göttin schöner sei als sein Weib, aber gesteht, dass er

sich doch Tag und Nacht nach diesem sehne und, um diese wiederzusehen, gern alle Gefahrne einer Seefahrt auf sich nehmen wolle. Dieses Bild von Odysseus gewinnen, wir weder von seinem Aufenthalt bei den Phaeaken noch bei der Kirke. Gern will er bei den Phaeaken ein Jahr bleiben (λ 356/57), wenn er nur mehr Geschenke erhält, und bei der Kirke bleibt er wirklich ein Jahr und vergisst so sehr der Heimat und seines Weibes, dass er erst von den Gefährten an die Rückkehr erinnert werden muss (κ 471 u. ff.). Nur mit der Kalypso verkehrt er *οὐκ ἐθέλων ἐθελούσῃ*. So ist erst das innere Band zwischen dem ersten und zweiten Teile der Odyssee hergestellt. Wie dieser Odysseus notwendig mit seiner Gattin wieder vereinigt werden muss — ein Grund, der mich in Verbindung mit ι 535 *εὕροι δ' ἐν πήματα οἴκῳ* und ν 42 *ἀμύμονα δ' οἴκοι ἄκοιτιν νοστήσας εὕροιμι* zuerst an Kirchhoffs altem Nostos, wenigstens dem Abschluss desselben irre werden liess — so verlangt die treu ausharrende Penelope auch als würdigen Gegensatz den Odysseus, wie er bei der Kalypso erscheint. Hat der Dichter der Odyssee diese Kalypso erst geschaffen, so hat er damit auch erst eine wirkliche Odyssee geschaffen, während es bis dahin nur einzelne Odysseuslieder gab, die die Rückkehr des Helden und seine mannigfachen Abenteuer besangen. Unglaublich aber ist, was v. Wilamowitz vermutet, dass dieses Lied, das so notwendig zur Vollendung des Ganzen ist, jemals ein Einzellied gewesen sei.

Wie man aber auch über den Ursprung dieses Liedes denken mag, keinem, glaube ich, der Gefühl für Dichtung hat, wird die einfache und andererseits in der Schilderung des Sturmes doch wieder grossartige Schönheit dieses Gesanges entgehen. Man muss ihn, namentlich wenn man ihn unmittelbar nach den vorangehenden liest, wirklich für »freie Schöpfung eines hervorragenden Dichters« halten. Wollen wir also die homerische Sprache auf ihre »Entlehnungen« prüfen, so dürfte dieser Gesang, den noch keiner ein »plumpes Flickwerk« genannt hat, besonders geeignet sein. Ich gebe daher im Folgenden das »sprachliche Material«, soweit ich es gefunden habe und sehe dabei ab von den ersten 27 Versen, die allgemein als »Cento« gelten. Wenn dagegen unter den folgenden Versen nicht nur von Kirchhoff, sondern auch von andern Herausgebern einzelne Verse in Klammern gesetzt worden sind, so führe ich diese hier, wo es sich um Zahlen handelt, natürlich mit an, ganz abgesehen davon, dass ich die Ansicht der Herausgeber, die sie für

übel angebrachte »Reminiscenzen« halten, in den meisten Fällen nicht teile.

Zunächst fallen die zahlreichen Wiederholungen innerhalb desselben Buches auf. Es ist Vers 41. 42 = 113. 114; 83. 84 = 157. 158; 103. 104 = 137. 138; 116. 117 = 171. 172 (nur mit Veränderung der Namen); 141. 142 = 16. 17 (= *δ* 559. 560); 144 = 168 (= 26); 179 = 187; 207 f = 301. 302a; 246 = 258; 285 = 376; 297 = 406; 298 = 355 = 407 = 464; 299 f = 465; 321 f = 372; 365 = 424 (*Α* 193 *δ* 120 *Σ* 15 *Λ* 411 *Ρ* 106); 395 f = 13; 418 = 440; 426. 427 vgl. 436. 437. Das sind also 24 Verse, welche vollständig oder mit kleinen Abweichungen zwei oder mehrere Male innerhalb desselben Buches (hier den Anfang aus bestimmtem, unten ersichtlichem Grunde mitgerechnet) wiederholt sind, im ganzen 51 bilden. Dass diese Wiederholungen immer angebracht seien, wenn wir sie, wie es doch sonst beim Nachweis von Entlehnungen geschieht, einer scharfen Kritik unterwerfen, kann nicht behauptet werden. So sind z. B. die Worte (141) *οὐ γάρ μοι πάρα νῆες.. καὶ ἑταῖροι* im Munde der Kalypso entschieden auffällig, während sie gut passen im Anfang des Buches (16) wo Athene sagt, dass Odysseus nicht Schiffe noch Gefährten habe, welche ihn nach Hause geleiten könnten. Kirchhoff klammert deshalb die Verse ein, aber kein Herausgeber ist ihm meines Wissens hierin gefolgt. Die Verse sind in der That als Begründung der scharfen Weigerung Kalypsos (140/41 *πέμψω δέ μιν οὔ πῃ ἐγώγε*) entschieden notwendig. Die Verse finden sich auch (mit der Änderung *γάρ οἱ* für *γάρ μοι*) in *δ* und passen dort gut und ebenso *ε* 16. 17, wo sie wiederkehren; da aber auch *δ* nach *ε* entstanden sein soll, so erklärt es auch nicht die auffallende Thatsache, dass diese Verse an der älteren Stelle (*ε* 141 u. 142) schlechter passen als an der jüngeren (Vs. 16. 17)[1]), die noch dazu einer Verbindung angehört, die, wie wenige in den homerischen Geschichten als ungeschicktes und plumpes Machwerk eines Flickpoeten gilt.

Ferner ist wohl der Schrecken der Kalypso (*ε* 116) bei der Nachricht des Hermes verständlich; dass aber Odysseus dasselbe Gefühl hat (*ῥίγησε* 171), als ihm Kalypso die von ihm so sehnlichst erwünschte Aussicht auf Rückkehr macht, ist mindestens auffällig. Man erwartet jedenfalls zunächst den Ausdruck der Freude. Ebenso

---

[1]) Dies ist der Grund, weshalb ich hier den Anfang von *ε* mitgerechnet habe.

ist der viermal gebrauchte Vers ὀχθήσας δ' ἄρα εἶπε πρὸς ὃν μεγαλήτορα θυμόν nicht immer passend verwendet, am wenigsten Vs. 355. Denn zunächst erwartet man nach dem vorangehenden Vers αὐτὰρ ὁ μερμήριξε πολύτλας δῖος 'Οδυσσεύς einen indirekten Fragesatz (»ob er trauen solle oder nicht«); sodann ist das ὀχθήσας hier, wo ihm freundliche Hülfe angeboten wird, nicht recht zu verstehen.

Vollends unerträglich aber erscheint die Wiederholung der Verse 110. 111 in 133. 134. Diese Verse werden zwar an erster Stelle von den meisten Herausgebern eingeklammert, aber irgend ein Grund, der ihre Einschiebung veranlasst haben sollte, wird nicht angegeben. Deshalb lassen wir sie dem Dichter, und zwar umsomehr, als sie sich weder an der einen noch an der andern Stelle glatt ausscheiden lassen. An der ersten Stelle müsste man auch die drei vorangehenden Verse (107—109) einklammern, sonst hat τὸν in 112 keine rechte Beziehung, und dasselbe gilt von τὸν in 135, wenn 133. 134 verworfen werden. Nun erinnert die erste Stelle an die Ereignisse, die in γδ erzählt worden sind, die zweite nimmt aus den folgenden (μ) etwas voraus; beide dienen dazu, die Lage des Odysseus bei seiner Aufnahme durch Kalypso klarer zu machen, wenn auch mit auffälligem Widerspruch.

In ähnlich kurzem Zwischenraum ist auch 103. 104 = 137. 138 wiederholt, und wenn man auch hier hat den Dichter verbessern wollen, indem man die eine Stelle als späteren Zusatz betrachtet, so ist dagegen zu bemerken, dass diese Wiederholung nicht schlimmer ist als die einer Reihe einzelner Wendungen nächster Nähe, die man sonst freilich als Zeichen oder als Folge der Entlehnung ansieht (z. B. Gemoll Hermes XVIII S. 34). Man vgl. θηήσατο 74, θηεῖτο 75, θηήσατο 76; Ζεὺς ἀργῆτι κεραυνῷ 128 und 132, τὸν μὲν ἐγώ im Anfang von 130 und 135 (um so weniger schön, als dem τὸν μὲν beide male kein δὲ entspricht); die Unterbrechung der Arbeit des Odysseus immer durch den Vers τόφρα δ' ἔνεικε φάρετρα Κ. δ. θ. und τόφρα δὲ φάρε' ἔνεικε Κ. δ. θ.; hierbei stört τόφρα, da die Arbeit drei Tage dauert, also τόφρα ἔνεικε keine klare Beziehung hat. Hart ist auch die Doppelbeziehung von τῷ in Vs. 262. 263: τέταρτον ἦμαρ ἔην καὶ τῷ τετέλεστο ἅπαντα· τῷ δ' ἄρα πέμπτῳ πέμπε ἀπὸ νήσου δῖα Καλυψώ, um so mehr als aus dem ersten τῷ im zweiten Satze ein μίν als Objekt zu πέμπε zu ergänzen ist (vgl. dagegen die glatte Verbindung γ 180). Ebenso störend ist in kurzem Zwischenraum die Wieder-

holung von ἔνθα κ' ἀπὸ ῥινοὺς δρύφθη ... εἰ μὴ ἐπὶ φρεσὶ θῆκε θεὰ γλ. Ἀθ. 426/27 und ἔνθα κε δὴ δύστηνος ... ὤλετ' Ὀδ., εἰ μὴ ἐπιφροσύνην δῶκε γλ. Ἀθ. 436/37. Wenn endlich Kalypso sich nicht schlechter als Penelope zu sein rühmt (οὐ κείνης . . χερείων εὔχυμαι εἶναι Vs. 211), so ist dies verständlich, weniger aber ἱκέτης εὔχομαι εἶναι Vs. 450. So zeigen sich schon bei den Wiederholungen innerhalb desselben Buches fast alle die Fehler, die man sonst nur bei ungeschickten Nachahmern und »Flickpoeten« zu tadeln findet.

Betrachten wir nun die Verse, die ε mit andern Büchern gemein hat. Es sind dies folgende; ε 30. 31 = α 86. 87; 35. 36 = τ 279. 280; 37 f = ψ 340 (τ 281); 38 = ψ 341; 39. 40 = υ 137. 138; 41. 42 f = δ 475. 476, ι 543. 534; 43—49 = Ω 339—345; 44—47a = α 96—99; 61/62 vgl. κ 226/27; 67 = Β 614; 87 vgl. Α 202 Σ 385. 424; 88 = Σ 386. 425; 89/90 = 195/96 Σ 426/27; 91 = Σ 387 (in ε ist der Vers ganz unverständlich gesetzt und wird deshalb wohl mit Recht von den Herausgebern eingeklammert); 95 = ζ 311; 96 = κ 500 (ι 363 + δ 234 u. ö.); 114. 115 = ι 532. 533; 118 vgl. Ω 33 (in ε wird ἔξοχον ἄλλων gegen den gewöhnlichen Gebrauch der Formel angewendet, vgl. Ameis-Hentze z. d. St.); 124 = ο 411; 131. 132 = η 249. 250; 135. 136 = η 256. 257; 159 = Ο 173, Β 172, ο 411 und (mit kleinen Änderungen) öfters; 178. 179 = κ 343. 344 (s. o. S. 130) 180. 181 = δ 609. 610; 184—186 = Ο 36—38; 192. 193 = β 405. 406; 200 formelhaft; 201 = Λ 780 u. ö.; 202. 203 formelhaft; 204 = Β 158; 207 = ν 307 + δ 823 (ν 426, ο 30); 212 = η 210 + φ 309; 214 formelhaft; 219 = Α 116 + Ξ 276; 220 = γ 233; 224 = ρ 284; 225 = γ 329; 228 formelhaft; 230—232 = Κ 543—545; 268 = η 266; 271 = δ 546 + β 398; 273—275 = Σ 487 —489; 293 = Β 307 (Ρ 56 + μ 314); 294 = ι 69, μ 315; 305 = 293 + χ 28; 306/7a = δ 98/99; 308f = ζ 274; 312 = ω 34, Φ 281; 342 = ζ 258; 350 f. = κ 528; 353 = 337 + ψ 693; 380 = Δ 531, ο 215; 382 = Ε 733 + ψ 144 (u. ö.); 387 = β 352; 388 f = ι 74; 390 = ι 76, κ 144; 391/92a = μ 167 und μ 400; 400 = ζ 294, ι 473, μ 181; 419/20 = δ 515/16; 427 = Θ 218 + α 314 (u. ö.); 443 = η 282; 443a = ζ 210, μ 336 (an beiden Stellen ist σκέπας ἀνέμοιο berechtigter als hier nach Vs. 391 ποίησε γαλήνην); 458 f. = Χ 475 ω 349; 463 f. = ν 354; 473 vgl. γ 271 (der Anfang oft); 474 formelhaft; 478—480 = τ 440—442; 483 = τ 443; 486 = ω 504. Dies sind also, wenn ich richtig zähle etwa hundert Verse, welche

sich entweder ganz oder in ihren Teilen wiederholen; die letzteren sind sicher nicht alle aufgezählt. In dieser Zahl kommen die obigen 51 Verse, welche sich innerhalb des Buches wiederholen, also im ganzen etwa 150 wiederholte Verse. Das Buch enthält 493 Verse; davon gehen ab die nicht berücksichtigten ersten 27 (sonst würden wir 168 wiederholte Verse erhalten); es kommen also auf 467 Verse etwa 150 wiederholte. Schmidt zählt solche Verse, welche sich ganz oder in ihren Teilen wiederholen in der Odysse 3648 auf 12160 Verse. Mit diesem Verhältnis stimmen die für *ε* ermittelten Verse fast wunderbar überein (150:467), auch hier haben wir fast »ein Drittel« wie für Ilias und Odyssee. Dabei ist zu bedenken, dass sich für das einzelne Buch die Wiederholungen im Verhältnis ungünstiger stellen, da dieselben Verse und Versreihen in den verschiedenen Büchern sich öfters wiederholen (der Vers *καί μιν* (*σφεας*) *φωνήσας* (*-σασ'*) *ἔπεα πτερόεντα προσηύδα* (*-δων*) kommt nach Schmidt allein 51 mal vor), während in einem Buche mit wenigen Ausnahmen nur eine Wiederholung stattfindet. Ich bemerke dies ausdrücklich, falls etwa jemand die Vergleichung eines oder des andern Verses nicht billigen und damit oder aus andern Gründen die Zahlen etwas herabdrücken sollte.

Wenn also die Zahl der Wiederholungen selbst in einer so ausgezeichneten Darstellung, wie sie in *ε* im allgemeinen vorliegt, durchaus das Durchschnittsmass erreicht, so fragt es sich nur, ob wir hier erheblich mehr ursprüngliche als nachgeahmte Verse haben. In dieser Beziehung ist zu bemerken, dass zunächst bei einer grossen Anzahl von Versen die »Ursprünglichkeit« hier oder dort nicht erwiesen werden kann, da sie an beiden Stellen gleich angemessen sind. Dies gilt einmal von den formelhaften Versen (s. o.), sodann auch von andern. So ist z. B. *δ* 609/10 ebenso passend als *ε* 180/81. An der ersten Stelle lächelt Menelaus über die kluge Berechnung des Telemach und streichelt ihn, wie ein Vater sein Kind, an der zweiten das liebende Weib den Odysseus. Dasselbe gilt von *ε* 124 = *ο* 411; 192/93 = *β* 405/6; 204 = *Β* 158; 220 = *γ* 329; 380 = *Δ* 531 u. a. die Formeln sehr nahe kommen.

In andern Fällen haben manche Kritiker in *ε* Nachahmung gesehen, während andere hier die Verse für echt halten. So ist in *ε* 230—232 (= *κ* 543—545) das *αὐτή* weniger begründet als in *κ* (man erwartet *ἡ δὲ* nach *ὁ μὲν*), andrerseits aber ist in *κ* *νύμφη* von

der Kirke wohl »aus Nachlässigkeit« gesetzt, während die Abweichung *ἐφύπερθε* von *ἐπέθηκε* nichts beweist. *ε* 391/92a (= *μ* 167 und 400) wird von v. Wilamowitz als echt gegen die Stellen in *μ* verteidigt. Er schreibt (Unters. S. 118): »In *ε* wird geschildert, wie der Sturm sich endlich legt und das Meer sich glättet: *καὶ τότ' ἔπειτ' ἄνεμος μὲν ἐπαύσατο, ἠδὲ γαλήνη ἔπλετο νηνεμίη*; damit geht die Erzählung weiter. *μ* 166 führt das Schiff schnell auf die Sireneninsel zu *ἔπειγε γάρ οὖρος ἀπήμων · αὐτὰρ ἔπειτ' ἄνεμος μὲν ἐπαύσατο, ἠδὲ γαλήνη ἔπλετο νηνεμίη. κοίμησε δὲ κύματα δαίμων*; schon die schlechte Wiederholung von *οὖρος* und *ἄνεμος* zeigt die Entlehnung. Was soll auch der letzte Halbvers? Inwiefern ist ein übernatürliches Eingreifen erforderlich? ... Wollte man aber die Entlehnung aus *ε* hier noch bezweifeln, so wird das doch durchschlagend sein, dass dieselbe Stelle noch einmal in *μ* und mit noch weniger Geschick benützt ist« ... Ich habe die Stelle ausgeschrieben, weil sie gradezu typisch ist für die Art, wie gewöhnlich und besonders von v. Wilamowitz »Entlehnungen« als unzweifelhaft hingestellt werden. Um beim letzten Grunde anzufangen, so ist es ein beliebtes Mittel, wenn eine Stelle als Nachahmung erscheint, dies sofort auch von einer zweiten zu behaupten (vgl. z. B. v. Wilamowitz Unters. S. 52; »dass *ζ* aus *μ* borgt ist unbestritten; schon das spricht dafür, dass es auch aus *τ* borgt«), und doch beweist dies gar nichts, wie gerade *ε* zeigt. Wenn weiter v. Wilamowitz den letzten Halbvers tadelt, so verstehe ich dies nicht. Wenn das Schiff mit vollem Winde ankommt und dann mit einem Male Windstille eintritt, so ist doch wohl göttliches Eingreifen nötig. Der Zweck dieses Eingreifens aber ist, wie v. Wilamowitz nur ungern zugiebt, dem Odysseus Zeit zu lassen und Ruhe herzustellen, damit er den Gesang der Sirenen, den er im Sturmgebraus doch nicht vernehmen konnte, hören kann. Endlich ist die Wiederholung von *οὖρος* und *ἄνεμος*, obwohl sie schon allein die Entlehnung beweisen soll, kaum überhaupt ein Anstoss zu nennen. Passt demnach hier in *μ* alles vortrefflich, so geht v. Wilamowitz nur gar zu leicht über den merkwürdigen Widerspruch hinweg, in dem in *ε* die Worte *γαλήνη ἔπλετο νηνεμίη* mit dem Folgenden stehen. Die Erzählung nämlich »geht« allerdings »weiter«, aber so, dass man von einer *νηνεμίη γαλήνη* gar nichts merkt, vgl. 393 *μεγάλου ὑπὸ κύματος ἀρθείς*, 402 *ῥόχθει δὲ μέγα κῦμα*, 425 *τόφρα δέ μιν μέγα κῦμα φέρε* ..., 435 *τὸν δὲ μέγα κῦμα κάλυψεν* und 443 sucht er nach einem *σκέπας ἀνέμοιο*, ja 452 wird geradezu noch einmal ge-

sagt, dass der Gott, zu dem Odysseus betet, *πρόσθε δέ οἱ ποίησε γαλήνην*. Da fragt man doch billig, was die *γαλήνη νηνεμίη*, die in *μ* so wohl begründet ist, hier in *ε* soll. Verfahren wir also nach dem gewöhnlichen Grundsatze, dass das Passendere auch das Ursprüngliche sei, so unterliegt es, glaube ich, keinem Zweifel, dass wir die Stelle in *μ*, wenn sie auch an zweiter Stelle (Vs. 400) ungeschickter verwendet ist, für ursprünglich, die in *ε* für Nachahmung erklären müssen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangen wir durch die Vergleichung mehrerer anderer Stellen. Unmittelbar vor der eben behandelten Stelle lesen wir in *ε*: *ἔνθα δύω νύκτας δύο τ' ἤματα κύματι πηγῷ πλάζετο* (388/89). Odysseus ist vom Floss, auf dem er 17 Tage, ohne zu schlafen, herumgetrieben ist, ins Meer gesprungen und treibt nun noch zwei Tage und Nächte bis in den dritten Tag hinein in den tosenden Wellen, die sich an Klippen brechen, umher, und dies obwohl ihm Athene zu Hülfe gekommen und alle Winde bis auf einen, der ihm günstig ist, zur Ruhe gebracht hat. Wenn dies nicht eine jedes Mass überschreitende Übertreibung ist, so giebt es überhaupt keine. Übertreibung aber gilt sonst als Zeichen der Nachahmung. Demnach müssen wir *ι* 76, wo Odysseus mit den Gefährten zwei Tage und zwei Nächte nach einem furchtbaren Seesturm sich ausruht, als natürlicher auch für ursprünglicher halten.

Am bemerkenswertesten aber ist *ε* 478—483 verglichen mit *τ* 440—443. Sittl, Wiederh. S. 143 hält die Verse in *τ* ungeschickt zusammengezogen aus *ε*, »wodurch namentlich *ὡς ἄρα πυκνὴ ἦεν, ἀτὰρ φύλλων ἐνέην* u. s. w. missraten« sei. Ebenso hält Kirchhoff die ganze Episode, *τ* 395—466, »die in so gefühlloser Weise die einfache Erzählung des ergreifenden Vorganges unterbricht« für ein ganz spätes Erzeugnis, das des Dichters der »älteren Fortsetzung« unwürdig sei und das höchstens dem »letzten Bearbeiter« zuzutrauen sei. Trotzdem scheinen mir die genannten Verse in *τ* besser in den Zusammenhang zu passen als in *ε*. Es ist deshalb nötig, genauer auf den Zusammenhang beider Stellen einzugehen. In *ε* sucht Odysseus, nachdem er endlich ans Land gelangt ist und sich ein wenig von seiner furchtbaren Erschöpfung, die bis zur Ohnmacht führte (*ε* 455 u. f.) erholt hat, eine Lagerstätte auf. Er ist in Verlegenheit; im freien Felde fürchtet er die Kälte, im Walde die wilden Tiere. Zuletzt beschliesst er (Vs. 474/75) *εἰς ὕλην* zu gehen, wobei nicht ganz

klar ist, ob diese *ὕλη* verschieden ist von der *δάσκιος ὕλη*, die er 470 fürchtet und zu der er *ἐς κλιτὺν* hinaufgehen musste, während diese nahe beim Flusse *ἐν περιφαινομένῳ* liegen soll, und wenn ich die Verse recht verstehe, nur aus zwei Ölbäumen, einem wilden und einem echten, welche doch aus einer Wurzel hervorwachsen (*ἐξ ὁμόθεν πεφυῶτας*) bestehen soll. Von diesen beiden *θάμνοι* heisst es nun:

478 *τοὺς μὲν ἄρ' οὔτ' ἀνέμων διάει μένος ὑγρὸν ἀέντων*
οὔτε ποτ' ἠέλιος φαέθων ἀκτῖσιν ἔβαλλεν
480 *οὔτ' ὄμβρος περάασκε διαμπερές· ὣς ἄρα πυκνοὶ*
ἀλλήλοισιν ἔφυν ἐπαμοιβαδίς· οὓς ὑπ' Ὀδυσσεύς
δύσετ'. ἄφαρ δ' εὐνὴν ἐπαμήσατο χερσὶ φίλῃσιν
εὐρεῖαν· φύλλων γὰρ ἔην χύσις ἤλιθα πολλή,
ὅσον τ' ἠὲ δύω ἠὲ τρεῖς ἄνδρας ἔρυσθαι,
485 *ὥρῃ χειμερίῃ, εἰ καὶ μάλα περ χαλεπαίνοι.*
τὴν μὲν ἰδὼν γήθησε πολύτλας δῖος Ὀδυσσεύς,
ἐν δ' ἄρα μέσσῃ λέκτο, χύσιν δ' ἐπεχεύατο φύλλων.

In *τ* trifft Odysseus auf der Jagd auf einen Eber, der in einem dichten Wildlager (*ἐν πυκινῇ λοχμῇ*) liegt; dieses Lager wird Vs. 440 bis 443 so beschrieben:

440 *τὴν μὲν ἄρ' οὔτ' ἀνέμων διάει μένος ὑγρὸν ἀέντων*
οὔτε μιν ἠέλιος φαέθων ἀκτῖσιν ἔβαλλεν
οὔτ' ὄμβρος περάασκε διαμπερές· ὣς ἄρα πυκνὴ
ἦεν, ἀτὰρ φύλλων ἐνέην χύσις ἤλιθα πολλή.

Diese beiden Stellen scheinen allerdings nicht unabhängig von einander entstanden zu sein, und es fragt sich, ob die eine durch Erweiterung aus der andern, oder umgekehrt die zweite durch Verkürzung aus der ersteren entstanden ist. Für die Entscheidung der Frage ist zunächst wichtig, dass in *τ* alles durchaus natürlich geschildert ist, wie jeder zugeben wird, der ein Wildlager in einem Dickicht gesehen hat, während in *ε* die Schilderung mit einem Wunder beginnt: die beiden *θάμνοι*, die aus einer Wurzel hervorkommen, sind verschiedene Bäume (*φυλίη* und *ἐλαία*); dabei ist die Konstruktion schwierig (vgl. Faesi-Hinrichs zu 477, der auch das Wunder auf das Wunderland schiebt). Weiter ist es begreiflich, dass ein im tiefsten Walde verstecktes Wildlager selbst von stark wehenden Winden nicht durchdrungen wird, bei den Zweigen zweier Ölbäume, die auf einem rings um freien Orte stehen (476), ist dies weniger verständlich. Im nächsten

Verse (479) steht ποτέ, was neben den beiden οὔτε in 478 und 480 mindestens auffällig ist, ausserdem wohl auch besser dann mit dem Aorist, der durch das Metrum unmöglich wird, verbunden würde; in τ steht dafür μίν; dieses μίν, das auf λοχμῇ geht, konnte der Dichter von ε nicht brauchen, da ein Plural vorhergeht; so sieht man den Grund zur Änderung.[1]) Schöpfte dagegen τ aus ε, so würde wohl auch das ποτέ mit übernommen worden sein. Noch auffallender ist ε 479. Wenn man schon schwer begreift, dass scharfwehende Winde die Zweige nicht durchdringen, so ist es geradezu unverständlich, dass diese, welche auf freiem Felde stehen nicht die Sonne mit ihren Strahlen treffen sollen. Dies kann wohl vom Wildlager gesagt werden, wie in τ, in ε aber muss man es für unbedachte Wiederholung ansehen. Damit wäre die Frage entschieden, auch wenn die übrigen Verse in ε tadellos wären, was sie nicht sind. Wenn Ψ 99 Achilleus χερσὶ φίλῃσι sich nach Patroklos ausstreckt, so hat das φίλῃσι einen Sinn, hier (482) von Odysseus selbst gesagt, der sich sein Lager bereitet, macht es fast einen komischen Eindruck: es ist jedenfalls bedeutungsloses Füllwort. Weshalb sich ferner der todmüde Held noch ein Lager aufschüttet, und zwar wie besonders betont wird (482/83) ein breites, obwohl die Blätterschicht an sich schon so dicht ist, dass sie drei oder vier Männer decken kann, ist jedenfalls auffallend und wird es noch mehr, wenn wir sehen, dass die folgenden Worte kaum dazu stimmen. Denn das τὴν μὲν (Vs. 486) kann grammatisch sich doch nur auf das zunächst vorangehende χύσις beziehen. Dann heisst es also, als ob das Bereiten des Lagers nicht vorangegangen wäre, »beim Anblick dieses reichen Blätterlagers freute er sich u. s. w.« Nach der Meinung des Dichters dagegen soll sich τήν gewiss auf das entferntere εὐνῇ beziehen; dann aber ist die Verbindung unklar und schwierig, während ω 504, wo derselbe Vers sich noch einmal findet, die Verbindung ganz glatt ist — das würde also wieder für ε Entlehnung aus ω bedeuten. Ich habe nur die Hauptanstösse erwähnt; dass es überhaupt schwierig ist, es sich vorzustellen, wie Odysseus in dies dicht verrankte Geäst, das kein Sturm zu durchbrausen vermag, eindringen und sich ein Lager bereiten kann, leuchtet wohl von selbst ein. Ferner kommt ἤλιθα πολλή überall sonst bei Homer (ι 330,

[1]) Ich wende absichtlich die gewöhnliche Art der Vergleichung zweier Stellen an.

ζ 215, Λ 677) wie in τ absolut vor, während hier in ε unvermutet noch ein Zusatz folgt.

Ich sehe nicht, was von den hier angeführten Einzelheiten irgend wie zu Gunsten von der Stelle in ε oder zu Ungunsten von der in τ gedeutet werden kann. Der einzige von Sittl gerügte Umstand, die Wiederholung von ἦν und ἐνέην in τ, verdient wohl kaum der Beachtung, da ähnliche Wiederholungen in der besten Darstellung, wo an Entlehnung nicht zu denken ist, ganz gewöhnlich sind. Was würde also daraus folgen, wenn die gewöhnliche Theorie von den Wiederholungen richtig wäre? Die im ganzen doch so vortreffliche Dichtung von ε, die noch niemand als plumpes Flickwerk bezeichnet hat, müsste nach der ganz späten Episode in τ und dem ebenso späten ω entstanden sein.

Ja noch weiter. ε 184—186 schwört Kalypso dem Odysseus bei Erde, Himmel und Styx, dass sie bei ihrem Vorschlage keine anderen Gedanken habe als den an seine Heimkehr. Mit dieser Stelle, die hier ganz angemessen ist, vergleicht Kammer[1]) (krit. aesth. U. S. 69) Ο 34—38 und hält diese Verse für Nachahmung von ε, und zwar von seinem Standpunkte mit Recht; denn »während in ε der folgende Satz abhängig und μή so ganz natürlich ist, geht Ο 40 der Satz unabhängig mit dem Indic. Praes. fort, wird aber trotzdem (wie nur noch Κ 330) durch μή eingeleitet.« Ich möchte hinzufügen, dass auch die Erklärung des Eides ὅς τε μέγιστος ὅρκος δεινότατός τε πέλει μακάρεσσι θεοῖσιν in ε einem Sterblichem gegenüber durchaus angemessen ist, während in Ο dieselbe Erklärung Zeus gegenüber ebenso unangebracht ist. Ist also ε das Vorbild von Ο gewesen, so müsste auch Ο noch später als jene Episode in τ und ω sein. Dieser Ansicht aber wird schwerlich jemand zustimmen.

Damit aber ist erwiesen, dass die Wiederholungen als Mittel das Alter der einzelnen Teile der homerischen Gedichte zu entscheiden völlig unbrauchbar sind. Denn sie lassen nicht nur, wie zuerst gezeigt wurde, der subjektiven Willkür ein freies Feld, sondern sie führen auch zu Ergebnissen, die jeder gesunden Kritik widersprechen.

IV.

Um dies noch deutlicher darzuthun, will ich noch die „Gegenprobe“ von dem, was eben an ε gezeigt wurde, machen. Es ist klar,

---

[1]) Merkwürdiger Weise ist diese Stelle sowohl Sittl als Gemoll entgangen.

wenn jene Theorie von den Wiederholungen richtig wäre, so dürften einerseits in einem so alten und im ganzen so ausgezeichneten Gesange, wie es ε ist, keine Wiederholungen aus späteren Büchern vorkommen, d. h. Stellen, welche in diesen besser passen, als in ε, und andrerseits dürften in einem allgemein als spät angenommenen Gesange keine Stelle sich finden, welche der in einem älteren als Vorbild gedient haben könnte. Ich habe daraufhin ω untersucht. Denn der Schluss der Odyssee (von ψ 297 an) gilt allgemein als ganz späte Dichtung. Schon die Alexandriner haben Gründe gegen die Echtheit vorgebracht (vgl. die Scholien zu ψ 297) und die neueren Kritiker sind diesem Urteil seit Spohns Arbeit de extrema Odysseae parte (Leipzig 1816) fast ohne Ausnahme beigetreten. Es lässt sich in der That nicht leugnen, dass unser ästhetisches Gefühl nach der Wiedervereinigung der beiden Gatten befriedigt ist, und das andrerseits wirklich der Schluss nach dieser grossen, gemütvollen Scene abfällt. In neuester Zeit aber hat v. Wilamowitz (Unters. S. 67 u. f.) diese »Einhelligkeit« gestört und zunächst darauf hingewiesen, dass dieser Schluss doch durch nicht wenige Stellen in den vorangehenden Büchern (von α an) vorbereitet sei. Wenn man auch alle die Stellen, welche auf Laertes und (wie ν 41—43, ψ 117—152) auf den Kampf mit den Angehörigen hinweisen, leicht ausscheiden könne, sogar bisweilen zum Vorteil der umgebenden Verse, so bleiben doch von ψ grössere Teile übrig, die mit ω fallen müssten und bewiesen, dass der Schluss der alten Odyssee jedenfalls nicht in ψ 296 zu suchen sei. Den hierfür erbrachten Beweis halte ich für vollkommen gelungen. Denn wenn in ψ 347 Athene die Morgenröte aufgehen lässt, so weist dies zurück auf ψ 241, wo sie die Eos anhält. »Diesen Teil hält man für echt; es hat aber keinen Sinn, die correspondierenden Teile einer Erzählung verschieden zu behandeln.« Das Eingreifen der Athene ψ 241 hat nur einen Zweck, wenn den Gatten die Zeit gelassen werden soll ihre Schicksale zu erzählen — diese Erzählung aber verwirft man. So versteht man das Eingreifen nicht; und vollends unangemessen ist es, dass Odysseus, wie es jetzt in den »echten« Teilen ψ 268—284 geschieht, von allen Erlebnissen ihr nur die Prophezeiung des Tiresias erzählt, deren Erfüllung ihn bald wieder forttreiben muss, eine Aussicht, die die Freude der ersten Nacht trüben muss. Deshalb glaubt v. Wilamowitz, dass die Nachdichtung, zu der ω gehöre schon mit ψ 241 beginne, und da dazu

auch ψ 117—152 (nach Kirchhoff) gehöre, so sei klar, dass so ziemlich ganz ψ unter dem Einflusse von ω überarbeitet sei. Um diese Erscheinung zu erklären, nimmt er ein selbständiges Gedicht an, das der »letzte Bearbeiter« von υ 397 — ω benützt habe. Diese Annahme ist willkürlich (vgl. die Rez. von Cauer Wochenschr. f. kl. Phil. 1885 No. 17 u. 18 und meine Besprechuug der Arbeit in Burs.-Müllers Jhb. 1885 I, S. 190 u. f.[1]); sie ändert indes nicht viel an dem Gesamturteil über ω, da auch diese »Vorlage« einem »Nachdichter« gehören und erst kurze Zeit vor der »letzten Bearbeitung« der Odyssee entstanden sein soll (S. 73). Der »Nachdichter« soll auserdem wie der »letzte Bearbeiter« so ziemlich alle Teile der Odyssee, namentlich auch die Telemachie (β) benützt haben.

---

[1]) Ich möchte hier ein Wort über die sogenannte zweite Nekyla ω 1—204 hinzufügen, die selbst von so unbedingten Verteidigern der Einheit von Il. u. Od. wie Kiene („Die Epen des Homer I, S. 109 u. ff.") als späte „Interpolation" bezeichnet wird, obwohl doch über ihre Ausscheidung dasselbe zu sagen ist wie oben über die Trennung von ψ 241 u. f. von ψ 347 u. f. Wenn der Dichter des Schlusses der Odyssee am Ende eine kurze Zusammenfassung des Erzählten hat geben wollen, so ist klar, dass er diese nicht bloss über die Gesänge ε—μ gegeben haben wird, sondern auch von β—δ und ν—ψ. Der erste Teil findet sich in dem Gespräche zwischen Odysseus und Penelope ψ 310-341, der zweite Teil ω 120—190. Ferner ist im ersten Teile der Dichtung so häufig auf den Gegensatz zwischen dem Schicksal Agamemnons und Odysseus' hingewiesen, dass es dem Dichter angemessen erschien, das was in λ noch unsicher war (vgl. namentlich λ 441 u. f.), hier nach der Vollendung als herrlichste Thatsache hinzustellen, so dass die schönen Worte, in denen Agamemnon Odysseus glücklich preist (ω 192-202) in wirksamem Gegensatze zu jenen Versen in λ stehen. Die vollste Bedeutung erhält diese Scene aber erst, wenn wir sie uns als Abschluss von Ilias und Odyssee denken. Nicht nur wird uns hier (ω 35-94) der Tod Achills, der Kampf um seine Leiche und die Ehren seiner Bestattung erzählt, wozu sich sonst keine Gelegenheit gefunden hatte, sondern nahe bei Odysseus' Rückkehr steht die Erzählung von seiner Werbung zum Kampfe gegen Troja: Der Ring ist wirklich geschlossen, wie schon Aristoteles erkannte (vgl. auch Adam, Die Odyssee und der epische Cyklus S. 108 ff.). Man mag zugeben, dass der Schluss nach der Erkennungsscene merklich abfällt und dass die Spannung des Hörers hier eben so nachlässt wie so häufig im fünften Akte eines Dramas, wenn der vierte die eigentliche Entscheidung gebracht hat, man mag auch zugeben, dass die Einführung dieser Nekyia gewaltsam ist, endlich dass die Absicht bestimmte Thatsachen noch zu erzählen zu scharf und wenig vermittelt hervortritt, aber dies alles reicht nicht hin, ohne weiteres den Schluss dem Dichter abzusprechen; dazu ist er durch zu viele Fäden mit dem Ganzen verbunden.

Betrachten wir zuerst in diesem späten Erzeugnis die Zahl der »Entlehnungen«, so giebt Kirchhoff etwa 160 Verse an, die teils wörtlich mit andern Stellen übereinstimmen, teils »nach« andern gemacht sein sollen. Da die formelhaften Verse nicht alle gerechnet sind, auch ein oder der andere Vers sonst übersehen ist (z. B, *ω* 95 = *Σ* 80; 535 vgl. *B* 182), so können wir also 170—175 rechnen. Das Buch enthält 548 Verse: es stimmt auch hier auffallend das Verhältnis der wiederholten Verse zu den nicht wiederholten, das wir oben als fast 1 : 3 feststellten. Ebenso darf unbedenklich behauptet werden, dass in der Mehrzahl der Fälle wie in *ε* eine Entscheidung darüber, ob hier oder an der andern Stelle ein Vers besser passe, nicht möglich ist; andere (z. B. 155, 408) zeigen Härten, die eine Folge von Entlehnung sein können. Wichtiger dagegen sind für uns die Fälle, in denen *ω* Vorbild für andere gewesen zu sein scheint. Als solche Verse bezeichnet schon v. Wilamowitz *ω* 308 = *α* 185 und *ω* 479. 480 = *ε* 23. 24. Von den letzteren Versen giebt Kirchhoff selbst zu, dass sie in *ω* »mit etwas grösserem Geschick« verwendet seien (zu *ε* 23; anders freilich Sittl Wiederh. S. 105 f.); der erste Vers aber ist in *ω* nötig und passend, da er die Antwort auf eine bestimmte Frage enthält, in *α* aber störend und so überflüssig, dass ihn Kirchhoff nach Aristophanes' Vorgange einklammert.

Entscheidend aber für unsere Frage halte ich die Vergleichung von *ω* 422—438 mit *β* 15—35. Kirchhoff schreibt zu *ω* 425 »stammt aus *β* 24«, Sittl hat die Stelle übersehen und merkwürdiger Weise auch der sonst so scharf nach Entlehnungen ausschauende v. Wilamowitz — und doch springt die Ähnlichkeit beider Scenen in die Augen. Sehen wir uns den Zusammenhang beider Stellen näher an. In *β* hat Telemach eine Versammlung der Ithaker zusammenberufen. Als erster Redner tritt Aigyptios auf (Vs. 15) und als Grund wird angegeben:

17 *καὶ γὰρ τοῦ φίλος υἱὸς ἅμ' ἀντιθέῳ Ὀδυσῆι*
Ἴλιον εἰς εὔπωλον ἔβη κοίλῃς ἐνὶ νηυσίν,
Ἄντιφος αἰχμητής· τὸν δ' ἄγριος ἔκτανε Κύκλωψ
20 *ἐν σπῆι γλαφυρῷ, πύματον δ' ὡπλίσατο δόρπον.*
τρεῖς δέ οἱ ἄλλοι ἔσαν, καὶ ὃ μὲν μνηστῆρσιν ὁμίλει,
Εὐρύνομος, δύο δ' αἰὲν ἔχον πατρώια ἔργα.
ἀλλ' οὐδ' ὣς τοῦ λήθετ' ὀδυρόμενος καὶ ἀχεύων.
τοῦ ὅγε δάκρυ χέων ἀγορήσατο καὶ μετέειπεν·

Es verlohnt sich, etwas näher auf diese Verse einzugehen, da sie für die ganze Dichtungsart bezeichnend sind. Nach diesen Versen nämlich möchte man glauben, dass der Vater schon Kunde habe von dem Unfalle seines Sohnes, was in Wirklichkeit nicht der Fall ist. Der Dichter aber erzählt diese Thatsache, weil sie den Hörern bekannt war — nämlich aus der Sage. Hier vergisst sich gewissermassen der Dichter wie an vielen Stellen (vgl. z. B. *ϑ* 444—448, *κ* 35 u. f., *δ* 352, das auf *γ* 131 bezug nimmt, obwohl nur die Hörer des Ganzen, nicht die augenblicklich Anwesenden dies wissen können, *δ* 640, *ε* 132 s. o. S. 140, *ζ* 67, *ι* 187 u. f., *λ* 69 vgl. die Anm. von Hinrichs) an denen man nicht selten eine »Störung des ursprünglichen Zusammenhanges« angenommen hat. Ferner ist bemerkenswert, dass hier der Name eines der Gefährten des Odysseus, die vom Cyklopen getötet wurden, genannt wird; in *ι* sind sie namenlos. Es muss also *β* einer späteren »Schicht« angehören als *ι*, vermutlich derselben wie *κ μ*, wo einzelne Gefährten auch mit Namen genannt werden. Im einzelnen finden wir hier dieselbe Ungenauigkeit des Ausdrucks, die wir oben bei *ε* 486 fanden: *τοῦ* in Vs. 23 müsste sich grammatisch auf *ὁ μὲν* beziehen, soll aber natürlich auf den entfernten Antiphos gehen; ausserdem wird es im folgenden Verse wiederholt, woran man sonst so gern »Entlehnung« zu erkennen glaubt.

Doch das sind Kleinigkeiten gegenüber der Hauptsache. Wenn der Greis mit Thränen im Auge zu sprechen beginnt (Vs. 24), so erwarten wir natürlich, dass er den Hörern den Grund seiner Thränen mitteilen, dass er etwas von seinem verlorenen Sohne sagen wird, auf den im Vorangehenden so bedeutsam hingewiesen wird — in der Rede selbst aber ist auch nicht die leiseste Andeutung daran vorhanden. Er fragt vielmehr einfach, wer die Versammlung berufen, aus welchem Grunde er es gethan, und wünscht ihm Erfolg, wenn er etwas Gutes damit will. Es folgt der Vers (35):

ὣς φάτο, χαῖρε δὲ φήμῃ Ὀδυσσῆος φίλος υἱός.

Auch in *ω* 415 wird eine Versammlung der Ithaker abgehalten, auch hier tritt zuerst ein Greis auf, auch hier wird als Grund angegeben:

423 *παιδὸς γάρ οἱ ἄλαστον ἐνὶ φρεσὶ πένθος ἔκειτο*
Ἀντινόου, τὸν πρῶτον ἐνήρατο δῖος Ὀδυσσεύς.
τοῦ ὅγε δάκρυ χέων ἀγορήσατο καὶ μετέειπεν·

Es muss zunächst im einzelnen bemerkt werden, dass hier in Vs. 425 sowohl τοῦ wie ὅγε natürlicher stehen als β 24, da hier nur von einem Sohne die Rede war, andrerseits ὅγε als Gegensatz zu dem eben genannten Odysseus durchaus angemessen ist, während in β, wo der vorangehende Vers dasselbe Subjekt hat, die Hervorhebung desselben mit ὅγε mindestens nicht nötig war. Viel wesentlicher aber ist, dass hier die Versammelten alle nicht nur den Grund seiner Thränen kennen (vgl. ω 413. 414) und würdigen können, sondern dass seine Rede auch nur vom Grunde seines Leides handelt: »Odysseus raubt uns alle unsere Kinder, die einen hat er auf den Schiffen uns entführt und zu Grunde gerichtet, die andern hier getötet. Lasst uns ihn töten, sonst will ich nicht länger leben.« Und es folgt der Vers (438):

ὣς φάτο δάκρυ χέων, οἶκτος δ' ἕλε πάντας Ἀχαιούς.

Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dass die ganze Scene psychologisch wahr und auch im einzelnen in allen Teilen vortrefflich ausgeführt ist: Der Grund zur Rede ist klar, und diese hat auch den entsprechenden Erfolg. Nicht weniger klar aber ist, dass von der Scene in β in allen Punkten das Gegenteil behauptet werden muss. Es handelt sich hier nicht etwa bloss um eine »grössere« oder »geringere Geschicklichkeit«, wie etwa bei den Versen ε 16. 17 und 141. 142 verglichen mit δ 559. 560, sondern darum, dass die eine Scene allein möglich, die andere gradezu unverständlich ist. Wenn also irgendwo an Entlehnung zu denken ist, durch die eine ursprünglich schöne Stelle verdorben worden ist, müsste dies von der Scene in β gelten, wenn sie mit der in ω verglichen wird.

Ist dies aber das Verhältnis beider Bücher zu einander, dann fällt Licht auch auf zwei andere Stellen, nämlich β 93—110 = ω 128—146, deren Verhältnis zu einander nach Kirchhoff (Od.[2] S. 179) zweifelhaft sein kann. Mag die Erzählung von der List der Penelope in τ 138—156 ursprünglich sein, so ist der Anfang ἀλλὰ δόλον τόνδ' ἄλλον ἐνὶ φρεσὶ μερμήριζεν in ω angemessener als in β; denn ἄλλον hat in β durchaus keine klarere Beziehung als in ω, ist im Gegenteil nach νόος δέ οἱ ἄλλα μενοινᾷ anstössiger als in ω; während aber in ω die Verbindung durch ἄλλα δόλον τόνδ' κτλ nach der vorangehenden Negation (οὔτε ἠρνεῖτο γάμον οὔτ' ἐτελεύτα) glatt und natürlich ist, ist ἣ δὲ δόλον in β 93, da im Vorangehenden Penelope fortwährend Subjekt ist auffällig (wie oben ὅγε). Dazu kommt, dass die Worte

in ω nicht entbehrt werden können, während sie in β zu einem Widerspruch mit dem Vorangehenden führen. Trotzdem halte ich die Verse in β nicht für eine »Interpolation« in dem gewöhnlichen Sinne, sondern gebe sie unbedenklich dem, der auch die vorher besprochene Scene so wenig geschickt einer andern nachgebildet hat. Dass man die Zweite allenfalls ausscheiden kann, was bei der ersteren unmöglich ist, beweist durchaus nicht, dass sie als fremder Zusatz ausgeschieden werden muss.

An diesen beiden Stellen ist es deshalb wohl ganz unzweifelhaft und nicht etwa bloss subjektives Urteil, dass in ω das Vorbild zu suchen ist. Bedenken wir nun, dass oben schon drei Stellen aus ω genannt wurden, die hier angemessener sind als an der Stelle, wo sie sich noch einmal finden, so dürfen wir doch wenigstens bei andern, die in ω durchaus angemessen sind, zweifeln, ob sie entlehnt sind. So schreibt z. B. Kirchhoff zu ω 451—454: »entlehnt aus β 157—161 mit einer Kürzung des Ausdruckes in 452, für welche Σ 250 benützt wurde«. Nun sind die Verse in ω untadlig; in β 158 ὃ γὰρ οἶος ὁμηλικίην ἐκέκαστο ist οἶος neben ἐκέκαστο, wenn es auch gesagt werden kann, jedenfalls überflüssig (vgl. ι 509 und τ 395) und scheint aus ω 452 ὃ γὰρ οἶος ὅρα eher entlehnt als umgekehrt. Wenn ferner ω 315—317 Laertes nach den Worten des Odysseus, die ihm die Aussicht auf die Rückkehr seines Sohnes zu nehmen scheinen, Staub über sein weisses Haar streut und schwer seufzt, so ist dies begreiflich, In Σ 22—24 thut Achilleus bei der Nachricht von Patroklos' Tode dasselbe, nur dass wir hier statt κόνιν χεύατο καχκεφαλῆς πολιῆς, ἀδινὰ στεναχίζων lesen: χεύατο καχκεφαλῆς, χαρίεν δ' ᾔσχυνε πρόσωπον. Beides mag gleich angemessen sein; aber während in ω unmittelbar darauf der Eindruck geschildert wird, den der Jammer des Vaters auf den Sohn macht, wird in Σ weiter geschildert, wie sich Achilleus in wahnsinnigem Schmerze selbst zerfleischt. Wenn er dabei sich in den Staub wirft (ἐν κονίῃσι μέγας μεγαλωστὶ τανυσθείς) das Haar zerrauft und hier wieder ᾔσχυνε gebraucht ist, so versteht man nicht recht, weshalb er vorher das Haar mit Staub bestreut hat — es ist gegenüber der folgenden gewaltigen Äusserung des Schmerzes ein zu sanftes Mittel. Unter keinen Umständen kann ich also in ω eine Entlehnung sehen, wie Kirchhoff und Gemoll, eher umgekehrt, wofür auch die Wiederholung von ᾔσχυνε Σ 24 und 26 spricht; wenigstens macht Gemoll diesen Umstand sonst so oft geltend, wenn er eine Entlehnung beweisen will.

Wollen wir also das »späte« ω nicht als Vorlage von ε und β und damit einer Reihe anderer Bücher z. B. Λ (s. o. S. 131) ansehen, so folgt also auch aus der »Gegenprobe«, dass gleiche oder ähnliche Stellen, die sich in den verschiedenen Teilen der homerischen Gedichte wiederholt finden, nichts für das Alter der betreffenden Teile beweisen, dass also alle die Untersuchungen, die in den letzten Jahren mit so grosser Sicherheit das Verhältnis der Ilias zur Odyssee und der einzelnen Teile der Gedichte zu einander auf Grund dieser Wiederholungen haben feststellen wollen, ziemlich wertlos sind. Denn wenn wir den allgemeinen Satz, dass das Angemessenere immer das ältere sein müsse, so oft gröblich übertreten sehen, so kann er natürlich in keinem einzelnen Falle mit irgend welcher Sicherheit angewendet werden, und es finden so auch von dieser Seite die Widersprüche in der Ansicht der verschiedenen Kritiker über das Alter einer Stelle ihre hinreichende Erklärung (s. o. S. 126 u. f.).

V.

Doch ergiebt dieses Verhältnis nicht auch etwas Positives, eine Aufklärung über das Zustandekommen der Homerischen Gedichte in ihrer jetzigen Form? Die Beantwortung dieser Frage hängt von der Auffassung ab, wie diese eigentümliche Erscheinung zu erklären sei, dass Stellen in den Gesängen, die sowohl der Anlage des Gedichtes nach, wie aus andern Gründen älter sein müssen, ungeschickter verwendet sind und damit nach der gewöhnlichen Ansicht Nachahmung sind von Stellen aus entschieden jüngeren Gesängen. Damit aber kommen wir zu der Hauptfrage. Wie denkt man sich überhaupt die zahllosen »Entlehnungen« entstanden? Die Beantwortung dieser Frage ist dadurch so sehr erschwert worden, dass man Nachahmungen nur in »Füllstücken« oder Interpolationen zu finden glaubte, dass der »elende Nachahmerstil« Lachmanns nur zu lange unbewusst alle Forscher mehr oder weniger beeinflusst hat. Dieser Nachahmerstil wurde dann das bezeichnende Merkmal des »letzten Bearbeiters« und »Flickpoeten« neuesten Datums. Ich meine nun, die hier vorliegende Untersuchung hat den unwiderleglichen Beweis geliefert, dass sich selbst in den Teilen des Gedichtes, welche für die ältesten gehalten werden und der Anlage des Gedichtes nach auch sein müssen, »gemeinsames Versgut«, um einen recht allgemeinen Ausdruck zu wählen, in reichlicher Fülle findet. Damit aber wird jene Auffassung

von dem »Flickpoeten« in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes unhaltbar.

Sie ist auch an sich kaum zu verstehen, sobald wir nur eine Versreihe von etwas grösserem Umfange annehmen. Denn wie sollen wir uns die Thätigkeit des »Flickpoeten« denken? Sollen wir wirklich glauben, dass er, um Verse zusammen zu leimen, ängstlich in allen Büchern herumsucht, um hier einen Versanfang, dort ein Versende zu finden? Waren die Gedichte damals schon aufgeschrieben, so war die Arbeit, namentlich wenn wir den Stoff bedenken, auf dem sie geschrieben sein müssten, eine reine Herkulesarbeit, die gewiss jedem Stümper sein Handwerk gründlich verleiden musste. Denn die Verse sind durchaus nicht etwa immer aus der nächsten Umgebung genommen, sondern z. T. weit her. So soll z. B. in einem der bekanntesten »Füllstücke«, der zweiten Götterversammlung im Anfange von ε, der Verfasser nach Kirchhoff sich die 27 Verse zusammengesucht haben aus *Λ ϑ* (oder *μ*) *β B δ α ε A M I N Ω*, d. h. also aus fast allen Teilen der Ilias und einem grossen Teile der Odyssee. Ich kann nicht glauben, dass jemand im Ernst eine solche Ansicht aufstellen kann. So bleibt nur die andere übrig, dass er die Verse »aus Reminiscenzen«, wie man zu sagen beliebt, zusammengesetzt habe. Aber man sehe, was man damit annimmt. Dies setzt einen Sänger voraus, der die bis dahin erschienenen Gesänge der Ilias und Odyssee, ja da er auch sein eigenes Machwerk bisweilen benützt, überhaupt die ganze Ilias und Odyssee so vollständig im Gedächtnis besitzt, dass er jeden Augenblick Verse daraus mehr oder weniger passend verwenden kann. Diese Annahme wird noch schwieriger, wenn wir mit v. Wilamowitz der Ansicht sind, dass diesem Dichter unzählige andere Dichtungen vorgelegen haben, aus denen er bald dieses bald jenes entlehnte. Entweder müssen wir ihn dann uns von meterhohen Rollen umgeben denken oder von einem übernatürlichen Gedächtnis.

Auf diesem Wege also lassen sich die Parallelstellen, um den falschen Begriff der Nachahmungen zu verlassen, nicht erklären. Glücklicherweise aber ist er auch nicht der einzige. Zunächst giebt es eine ganze Reihe von Versen, die man »formelhaft« nennt, weil sie sich oft und immer bei denselben Gelegenheiten wiederholen. So kommt, wie schon bemerkt, der Vers *καί μιν φωνήσας ἔπεα πτερόεντα προςηύδα* (nach Schmidt, Parallelhomer S. VIII.) 51 mal in Ilias

und Odyssee vor, doch oft mit kleinen Abweichungen (*σφέας* für *μέν*, *φωνήσασ'* für *φωνήσας*, *προςηύδων* für *προςηύδα*). Solche Verse, die recht zahlreich sind, kann man unbedenklich »Versgut« der epischen Sprache nennen. Nicht weniger aber ist bekannt, dass bestimmte Wortverbindungen (z. B. *ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων* 36 mal immer am Versende), ja selbst einzelne Wörter (Substantiva, Adjektiva, Verba) stets oder wenigstens fast ausschliesslich an einer und derselben Versstelle vorkommen, dass ferner nicht selten sogenannte stehende Beiwörter selbst dann mit Substantiven verbunden werden, wenn sie zu der augenblicklichen Lage gar nicht passen, und zwar nicht etwa bloss in späten, schlechten Teilen der Dichtung, sondern überall (so hebt z. B. *O* 371 Nestor, *ι* 527 Polyphem die Hände *ἐς οὐρανὸν ἀστερόεντα* bei hellem Tageslicht empor, und die schmutzige Wäsche wird in *ζ* mehr als einmal *φαεινά* und *σιγαλόεντα* genannt, ja *π* 4/5 lesen wir: *περίσσαινον κύνες ὑλακόμωροι* [stets bellend] *οὐδ' ὕλαον*).

Geben uns diese Thatsachen schon einen Begriff von dem epischen »Versgut« und seiner Verwendung, so wird dieser völlig klar, wenn wir die Leichtigkeit bedenken, mit welcher durch kleine Veränderungen ein Vers einen ganz verschiedenen, einer anderen Sachlage angepassten Sinn erhalten kann. Man vergleiche zu dem Zwecke folgende Verse aus *ε*, bei denen doch gewiss nicht an »Entlehnung« in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes gedacht werden kann:

ε 321 *εἵματα γάρ ῥ' ἐβάρυνε, τά οἱ πόρε δῖα Καλυψώ*
ε 372 *εἵματα δ' ἐξαπέδυνε, τά οἱ πόρε δῖα Καλυψώ*

womit noch zu vergleichen ist: *ζ* 228 *ἀμφὶ δὲ εἵματα ἕσσαθ', ἅ οἱ πόρε παρθένος ἀδμής*; während hier *εἵματα .. ἅ οἱ πόρε* an die beiden genannten Verse anklingen, ist der Schluss *παρθένος ἀδμής* kurz vorher (*ζ* 109) in anderem Zusammenhange verwendet worden. Ähnliche Verse sind auch:

ε 320 *αἶψα μάλ' ἀσχεθέειν μεγάλου ὑπὸ κύματος ὁρμῆς*
ε 393 *ὀξὺ μάλα προϊδών μεγάλου ὑπὸ κύματος ἀρθείς*
ε 13 (= *B* 721) *ἀλλ' ὁ μὲν ἐν νήσῳ κεῖται κρατέρ' ἄλγεα πάσχων*
ε 395 *πατρὸς ὃς ἐν νούσῳ κῆται, κρατέρ' ἄλγεα πάσχων*

Ja nach Versbau und Form des Gedankens können trotz des ganz verschiedenen Sinnes auch Verse verglichen werden wie:

α 6 *ἀλλ' οὐδ' ὣς ἑτάρους ἐρύσατο ἱέμενός περ,*
ε 324 *ἀλλ' οὐδ' ὣς σχεδίης ἐπελήθετο τειρόμενός περ*

Wie auf diese Weise einzelne Verse aus dem vorhandenen Versgut ohne grosses Bedenken, ob der Ausdruck für die augenblickliche Lage immer ganz genau passte, gebildet wurden und zwar nicht bloss von »Nachdichtern«, so wurden auch allmählich ganze Versreihen für bestimmte Handlungen (z. B. Opfer, Abfahrt und Ankunft der Schiffe) und Naturerscheinungen (z. B. Auf- und Untergang der Sonne) wiederholt, auch hier mit Abweichungen, die teils der augenblicklichen Lage entsprachen, teils rein willkürlich waren, weil dieser oder jener Ausdruck dem Dichter besser gefiel (man vergleiche S. 143 o. die Abweichung *ἐφύπερθε* statt *ἐπέθηκε* in den beiden Versreihen *ε* 230—232 = *κ* 543—545). Die Zahl dieser Abweichungen wird urspünglich gewiss erheblich grösser gewesen sein, als es jetzt der Fall ist.[1]) Es wird hier die Thätigkeit der Rhapsoden und vielleicht auch noch die der Alexandriner ausgleichend gewirkt haben, so dass, was ursprünglich nur ähnlichen Wortlaut hatte, jetzt als völlig gleiche Parallelstelle erscheint. Auch dabei kann ein oder der andere schiefe Ausdruck hineingekommen sein.

Wieweit hierbei der Begriff des »Formelhaften« auszudehnen ist, ist jetzt gar nicht mehr auszumachen. Nach dem Bilde, das uns die zahllosen Wiederholungen in den homerischen Gedichten bieten, müssen wir annehmen, dass sich nicht nur für die gewöhnlichen Übergänge von Rede und Gegenrede und für immer sich wiederholende Handlungen bestimmte Formeln ausgebildet haben, sondern dass auch menschliche Leidenschaften, Zorn, Unwille, Trauer, Schmerz und Freude wesentlich immer mit denselben Worten und in derselben Form besungen wurden und die Änderungen, die die augenblickliche Lage notwendig machte, dabei auf das geringste Mass beschränkt wurden. Ich meine, dass so z. B. der Schmerzausbruch des Achilleus in der Ilias und der des Laertes in der Odyssee (s. o. S. 153) mehrere ähnliche Züge enthalten können, ohne dass eine direkte Entlehnung oder unmittelbare Abhängigkeit der einen Stelle von der

---

[1]) So lauten z. B. die beiden Verse *ρ* 322/23

ἥμισυ γάρ τ' ἀρετῆς ἀποαίνυται εὐρύοπα Ζεὺς
ἀνερος εὖτ' ἄν μιν κατὰ δούλιον ἦμαρ ἕλῃσι

bei Plat. Rep. 777 *A*

ἥμισυ γάρ τε νόου ἀπαμείρεται εὐρύοπα Ζεὺς
ἄνδρων οὓς ἂν δὴ κατα δούλιον ἦμαρ ἕλῃσι,

obwohl der Sinn doch derselbe bleibt.

andern vorzuliegen braucht[1]). So erklären sich auch sämtliche Verse im Anfange von ε, selbst die unpassendsten von allen ε 8—13. Dass ein dem Könige zugethaner Mann mit diesen Worten in einer Volksversammlung über die Undankbarkeit des Volkes klagt, (wie in β 230 u. f.), mag öfters vorgekommen sein. Von der Volksversammlung wurden sie nun auf die Götterversammlung ohne grosse Bedenken übertragen. Aber eine solche verkehrte Verwendung ist an sich, dies muss ich immer wieder betonen, noch kein Zeichen späten Ursprunges; es finden sich solche Ungeschicklichkeiten, wie wir oben bei der Betrachtung von ε gesehen haben, selbst in den ältesten und schönsten Teilen der Dichtung[2]).

Wir müssen also annehmen, dass sich der Sänger wie das Sprachgut, so auch das Versgut angeeignet hat, ehe er an eigene Schöpfungen denken konnte. Die Sprache ist eine so eigentümliche, dass wir, trotz mancher entgegenstehenden Ansichten, an der Auffassung einer rein künstlichen Schöpfung, die nur durch besonderes Studium angeeignet werden konnte, festhalten müssen. Da diese Aneignung aber nur im Erlernen von Versen geschehen konnte, so müssen wir uns jeden Sänger im Besitz eines reichen Schatzes von Versen denken. Diesen Schatz frei zu verwerten zur Bildung neuer Verse war Sache der Übung und der Begabung. Der gewandte und hochbegabte Dichter machte sich möglichst frei von den ihn einengenden Banden, während der unbegabte von ihnen gefangen gehalten wurde. Dabei hat aber auch sicher der Stoff eine grosse Rolle gespielt. Wie wir bei den neueren Dichtern, namentlich bei Schiller sehen, dass Scenen, welche das Gemüt besonders anregen, auch in gehobener Sprache erscheinen, so auch bei Homer. Eine Scene, wie

---

[1]) Ebenso mag ein sicherer Zufluchtsort wie das Wildlager in τ 440 u. ff. wohl auch anderwärts öfters beschrieben worden sein, der Dichter von ε aber verwendet diese Züge nicht gerade geschickt zur Schilderung von Odysseus' Nachtlager.

[2]) Ich möchte hier noch an ein besonders auffallendes Beispiel aus ι erinnern, einem Gesange, den Kirchhoff noch zum alten Nostos rechnet. ι 473 lesen wir, dass Odysseus den Polyphem anredet, *ὅτε τόσον ἀπῆν ὅσσον τε γέγωνε βοήσας*. 491 redet er ihn noch einmal an *ὅτε δὴ δὶς τόσσον ἅλα πρήσσοντες ἀπῆμεν*. Entweder ist der Sinn der Formel *ὅσον τε γέγωνε βοήσας* vom Dichter nicht mehr verstanden und gebraucht in abgeschwächter Bedeutung zur allgemeinen Bezeichnung einer kürzeren Entfernung, oder es liegt eine starke Unachtsamkeit vor.

die zweite Götterversammlung, die allein aus äusseren Gründen nötig war, erscheint in sehr viel schlechterem Gewande als die folgende zwischen Kalypso und Odysseus.

Diese Erklärung reicht aus für die überwiegende Anzahl der Wiederholungen. Eine andere gewinnen wir aus der Vergleichung ähnlicher Erscheinungen auf anderen Gebieten der Litteratur. Es ist bekannt, dass die Dichter des Reformationszeitalters nicht wenige beliebte Volkslieder durch kleine Änderungen in geistliche Lieder umgewandelt haben. So wurde z. B. aus: »Innsbruck, ich muss dich lassen, Ich fahr dahin mein Strassen, in fremde Land dahin« u. s. w. ohne grosse Veränderung ein völlig anderer Sinn hergestellt in dem geistlichen Liede: »O Welt, ich muss dich lassen, ich fahr dahin mein Strassen ins ewig Vaterland« u. s. w.[1]) und aus dem Zecherliede: »Den liebsten Buhlen, den ich han, Der liegt beim Wirt im Keller« das geistliche Lied: »Den liebsten Buhlen, den ich han, der ist in des Himmels Throne« u. s. w.; ja selbst die andere Lesart dieses Textes: »Den liebsten Buhlen, den ich han, der liegt mit Reifen gebunden« hat eine Nachbildung erfahren in: »Den liebsten Herren, den ich han, der ist mit Lieb gebunden« u. s. w.[2]) Und wie hier Volkslieder in geistliche umgewandelt wurden, so sind sie auch sonst von Dichtern benützt worden. Am bekanntesten ist Goethes Umdichtung des alten Volksliedes vom »Röslein auf der Heide.«[3])

Wie das Volkslied umgebildet wurde, so auch das Drama. So hat Shakespeare[4]) die alten Theaterstücke, welche Schauspielertruppen in geschriebenen Exemplaren besassen, als »herrenloses« Gut betrachtet, ganze Scenen teils wörtlich in seine Dramen übernommen, teils mit Änderungen, wie sie ihm gut schienen. Beispielsweise sind von den 6043 Versen in Heinrich VI. (T. I. II. u. III.) nach Malones mühsamer Berechnung 1771 von irgend einem Vorgänger Shakespeares, 2373 von ihm selbst verändert und nur 1899 ganz und gar sein Eigentum. Und ähnlich glaubt Emerson in Heinrich VIII. noch genau den alten Kern nach Sprache und Rythmus herausfühlen zu können.

---

[1]) Böhme: Altdeutsches Liederbuch S. 332 u. f.

[2]) Böhme S. 410/411, wo noch ein dritter Text angegeben ist.

[3]) Böhme S. 244.

[4]) Vergl. dazu Grimm: Essays, T. III. S. 249—269, dem alle thatsächlichen Angaben entlehnt sind.

Ein solcher »litterarischer Diebstahl« ist nun allerdings nur im Anfange der Litteratur möglich. Aber dass selbst in Zeiten, in welchen die Litteratur auf dem Höhepunkt steht, der Dichter unbedenklich einzelne Gedanken und ganze Scenen möglichst wörtlich seiner Quelle entlehnt, dafür können als Beweis Goethes Götz[1]) und besonders Schillers Wilhelm Tell[2]) dienen. Die Vergleichung dieser Dichtungen ist nach zwei Richtungen hin für unseren Zweck lehrreich. Einmal zeigt sie uns, wie die Dichter unbedenklich viele Ausdrücke, die zu ihrer Zeit veraltet waren, aus der Quelle in ihre Dichtung herüber genommen und dadurch dieser ein eigentümliches Gepräge, einen bestimmten Zeit- und Ortscharakter gegeben haben. Man vergleiche z. B. Götz I1 »wolt er ihm das Bad gesegnet und ausgerieben haben« (so auch in der Lebensbeschr.) und Tell IV1 »des Fahrens nicht wohl berichtet« und »getrau ich mirs und helf uns wohl hidannen« (nach Tchudi).

Sodann aber zeigt sie uns, wie die Dichter manche gleichgültigen Züge der Überlieferung kunstvoll für ihre Absicht verwendet haben, dass man glauben möchte, sie hätten diesen Zug eigens zu diesem Zwecke erfunden. Um auch dies an einem Beispiel zu erläutern, so wird auch in Schillers Quelle über den gefährlichsten Feind, Gessler, auf dem Rütli nichts beschlossen. Es entspricht diese Sorglosigkeit, die dem Zufall etwas überlassen will, durchaus dem Charakter der Landleute, die zwar stark im Handeln, aber nicht im Beraten sind. Diesen Zug aber hat der Dichter künstlerisch aufs glücklichste verwendet, dadurch dass er Tell, der auf dem Rütli nicht mitgeschworen hat, in diese Lücke eintreten »und allein verrichten lässt, worüber der ganze Bund ratlos ist«. So wird nicht nur die Einheit der Handlung gefördert, sondern Tell in den Vordergrund gestellt, zum »unersetzlichen Helden« gemacht[3]). Genau dem entsprechend habe ich Jhb. des Berliner phil. Vereins XIII (1887) S. 292 ausgeführt, dass der Streit zwischen Achilleus und Agamemnon sehr wohl schon lange in Liedern besungen gewesen sein kann, dass aber die Art, wie ihn der Dichter in der Ilias verwendet, durchaus ihm gehört,

---

[1]) Die wesentlichsten Scenen vergleicht J. W. Schäfer in der Ausg. des Götz v. B. Stuttgart 1885 (S. 129. 131. 135. 136. 137. 138. 139.)

[2]) Vgl. S. Meyer: Wilhelm Tell auf seine Quellen zurückgeführt, Progr. Nürnberg 1839—1840.

[3]) Vgl. Hoffmeister: Schillers Leben u. s. w. T. V. S. 171. Stuttgart 1842.

einem von dem ursprünglichen gewiss abweichenden Zwecke dient. Ob der Dichter nun selbst einen derartigen Zug erfindet oder einen überlieferten zu seinem Zweck verwendet, bleibt für die Beurteilung seiner Kunst völlig gleich. Die Rütliscene, obwohl sich fast »für jeden Vers, jeden Ausdruck der Gewährsmann anführen lässt«, ist doch Schillers volles Eigentum, ganz so wie das Heideröslein Goethes trotz der Anlehnung an ein altes Volkslied[1]).

Wie die Dichter des Reformationszeitalters, wie Shakespeare und andere Dichter, kann auch Homer vorhandene Lieder oder den allgemein bekannten Sagenstoff für seine Zwecke benützt, vieles wörtlich entlehnt, anderes umgeändert haben. Den Umfang aber der Entlehnungen im einzelnen auf Vers und Halbvers angeben zu wollen, halte ich für ein ganz vergebliches Beginnen, da uns dazu die notwendigste Grundlage, nämlich die Quellen selbst, aus denen der Dichter geschöpft haben soll, fehlen. Was für Virgil, Shakespeare, Schiller und Goethe in einzelnen Fällen möglich ist, ist für Homer ganz unmöglich. Hier setzt also das rein subjektive Urteil ein, und es ist nötig, gegenüber der Anmassung, mit der nach dem Vorgange berühmter Meister so viele unbedeutende criticuli in jüngster Zeit ihre Aufstellungen immer als erwiesen ansehen, dies in aller Schärfe zu betonen. Wäre uns durch einen günstigen Zufall auch nur ein Lied erhalten, das in der Ilias oder Odyssee benutzt wäre, so könnte man daraus wenigstens einen Schluss auf andere ziehen; so aber fällt selbst dieses weg, und wir sind allein auf Vermutungen angewiesen, die sich aus den vorliegenden Gedichten ergeben.

Dass nun diese Grundlage eine ganz unsichere ist, geht schon daraus hervor, dass die Urteile über den Umfang der Entlehnungen so weit auseinander gehen. Während Buchholz (Vindiciae etc. 1885, S. 126) schreibt, dass sich bei Homer nihil aliunde desumpti findet, und ähnlich Wauters (Homère a-t-il existé? 1888 S. 16) ‚ne demandez pas ce que Homère a emprunté à ses devanciers; c'est si

[1]) Ich habe bei dieser Ausführung ganz abgesehen von Virgil, dessen zahlreiche Entlehnungen bekannt sind (vgl. für die Hauptpunkte Ribbeck Gesch. d. röm. Dichtung T. II, S. 54 u. ff.) und ebenso von unseren höfischen Epen und ihrer Abhängigkeit von den provenzalischen, da es damit noch eine ganz besondere Bewandtnis hat, auf die ich vielleicht bei anderer Gelegenheit zu sprechen kommen werde.

peu de chose, que cela ne vaut pas la peine d'en parler', glaubt Seeck (a. a. O. S. 373) unter den mehr als 12 000 Versen der Odyssee kaum 200 nachweisen zu können, die dem letzten Bearbeiter gehören; alles übrige soll entlehnt sein. Zwischen diesen äussersten Grenzen aber bewegen sich unzählige andere Ansichten, je nach der subjektiven Auffassung des einzelnen.

Die Wahrheit wird wohl auch hier in der Mitte liegen, wenn sie auch niemals gefunden werden kann. Möglich ist durchaus, ja äusserst wahrscheinlich die Benützung von Einzelliedern z. B. in der Ilias Hektors Zweikampf mit Ajax in *H*, oder Achills und Aeneas in *Υ*, in der Odyssee namentlich die Abenteuer in *ι*—*μ*[1]). Daneben

---

[1]) Kirchhoff giebt *ι* dem alten Nostos und glaubt, dass es sofort in erster Person gedichtet sei, während in *κμ* Erzählungen vorlägen, die ursprünglich in 3. Pers. gedichtet seien. Ich kann dieser Meinung jetzt nicht mehr beistimmen, sondern glaube, dass auch in *ι* die deutlichsten Spuren der Umwandlung vorliegen. Selbst wenn man von den argen Verstössen des Kikonenabenteuers *ι* 54, 55 u. 59 absieht und dies mit A. Gemoll (Homerische Blätter II) als „jüngeren" Zusatz ausscheidet, so bleiben zunächst noch mehrere Stellen übrig, (namentlich *ι* 112 u. f.), an denen Odysseus erzählt, was er nicht wissen kann, ganz wie in *κμ*. Massgebend aber als Beweis der Entlehnung ist mir der Personenwechsel in *ι* 82—88.

ἔνθεν δ' ἐννῆμαρ φερόμην ὀλοοῖς ἀνέμοισιν
πόντον ἐπ' ἰχθυόεντα· ἀτὰρ δεκάτῃ ἐπέβημεν
γαίης Λωτοφάγων, οἵ τ' ἄνθινον εἶδαρ ἔδουσιν.
ἔνθα δ' ἐπ' ἠπείρου βῆμεν καὶ ἀφυσσάμεθ' ὕδωρ,
αἶψα δὲ δεῖπνον ἕλοντο θοῇς παρὰ νηυσὶν ἑταῖροι.
αὐτὰρ ἐπεὶ σίτοιό τ' ἐπασσάμεθ' ἠδὲ ποτῆτος,
δὴ τότ' ἐγὼν κτλ.

Dieser Wechsel des Subjektes überschreitet denn doch jedes Mass des Erlaubten und widerspricht auch dem sonstigen Gebrauch. Überall sonst (vgl. *ι* 62. 105. 543. 565; *κ* 1. 28. 77. 133. *λ* 2 *μ* 201) wird, wie natürlich die Abfahrt und Fahrt selbst in der 1. Pers. Plur. und zwar fast mit denselben Worten erzählt; hier nur in der 1. Pers. Sing. Freilich sagt Od. auch *ι* 39 *'Ιλιόθεν με φέρων ἄνεμος Κικόνεσσι πέλασσεν*, aber hier beginnt er erst die Erzählung und hat von den Genossen noch nicht gesprochen. Ist also *ι* 82 schon das *φερόμην* auffällig, so noch vielmehr der Wechsel des Subjektes in *ι* 86—88. Beim Wasserholen schliesst er sich mit ein (*ἀφυσσάμεθα*), das Mahl aber lässt er die Gefährten allein nehmen (*ἕλοντο ἑταῖροι*), dagegen wird er mit satt (*σίτοιο ἐπασσάμεθα*). Das ist schwerlich natürliche Erzählungsform, sondern wohl die Folge einer gewissen Zwangslage. Es verschwinden nämlich sofort alle Schwierigkeiten, wenn wir überall die 3 Pers. Plur. einsetzen, also:

hat man sogar Märchen entdecken wollen wie in *ξ* die Erzählung des Eumaeus, in *κ* das Aiolosabenteuer; ja E. Meyer legt der ganzen Ilias ein solches Märchen zu Grunde. Hierbei nahm der Dichter viele Ausdrücke, ja vielleicht ganze Verse und Versreihen mit in seine Darstellung auf. Dies folgt mit ziemlicher Sicherheit daraus, dass einmal bestimmte Ausdrücke sich nur in bestimmten Teilen der Gedichte finden, sodann daraus, dass so sich nur das Vorkommen von vielleicht dem Dichter schon unverständlichen oder von ihm missverstandenen Ausdrücken und Wortformen erklärt.[1])

Wie weit aber im einzelnen die Abhängigkeit geht, ist gar nicht mehr auszumachen. Sicher hat der Dichter alle Lieder seinem Zwecke dienstbar gemacht, die einen vielleicht mit geringerer, die andern mit grösserer Änderung. So findet auch das Bedenken, was G. Hermann (De interpolat. Homeri, Op. v. S. 69 ff.) gegen die Liedertheorie hatte, nämlich die wunderbare Anziehungskraft, welche nach der Wolf-Lachmannschen Annahme der Zorn des Achilleus als dichterisches Motiv ausgeübt haben würde, seine volle Erklärung. Die Lieder können sehr wohl in einem anderen Zusammenhange gedichtet gewesen sein, durch verschiedene Änderungen aber sind sie für den jetzigen Zusammenhang geeignet gemacht worden, so dass in allen der Hauptgedanke und die Gesamtlage festgehalten ist.

Die Benutzung von einzelnen Liedern scheint mir aber endlich auch daraus hervorzugehen, dass gerade die Verbindung dieser Lieder häufig Schwierigkeiten macht, dass sich nicht nur Widersprüche finden in der Erzählung, sondern dass diese Verbindung selbst ungeschickt ist und besonders die Wiederholungen sich hier masslos häufen. Ich verweise hier beispielsweise auf den Anfang von *ε*[2]), das Ende von *ι*[3]), den Anfang von *H*[4]) und *K*[5]). Denn der Dichter,

---

Ἔνθεν δ' ἐννῆμαρ ἐφέροντ' ὀλοοῖς ἀνέμοισι
πόντον ἐπ' ἰχθυόεντα· ἀτὰρ δεκάτῃ ἐπέβησαν ....
ἔνθα δ' ἐπ' ἠπείρου βῆσάν τε καὶ ἤφυσαν ὕδωρ κτλ.

In Vers 86 hat wohl statt *ἑταῖροι* nach *ι* 59 *Ἀχαιοὶ* oder ein Wort mit gleicher Quantität gestanden, wie auch vermutlich *ι* 155. 230, wo *ἑταῖροι* ebenso auffällig ist, und *κ* 57, wo *ι* 86 mit demselben unbegreiflichen Subjektswechsel wiederkehrt. Vgl. auch o. S. 158 Anm. 2 die ungeschickt benützte Formel.

[1]) Vgl. zu diesem Punkte besonders Christ, Homer oder Homeriden[2] S. 106 u. f.

[2]) Vgl. Kirchhoff Odyssee[2] 197.

[3]) Vgl. mein Progr. De vetere . . S. 4 u. f.

[4]) Vgl. H. K. Benicken, Die Litteratur zum sechsten Liede . . Progr. 1883.

[5]) Vgl. Ranke, Die Dolonie S. 17 u. f.

der zwei Gesänge verschiedenen Inhaltes verbinden will, ist offenbar in einer schwierigeren Lage als der frei Schaffende. Es haben in einzelnen Fällen freilich die Vertreter der Einheit geltend gemacht, dass hier ursprünglich eine bessere Verbindung vorhanden gewesen sei, diese aber, da die Sänger immer nur einzelne Teile vortrugen, verloren gegangen sei und erst später bei der Redaktion der Gedichte von Rhapsoden durch eine schlechtere ersetzt worden sei. Diese Möglichkeit ist zuzugeben, ja Christ hat in einem Aufsatze (»eine besondere Art von Interpolationen« N. Jahrb. 1881 K. 3. S. 145—160) eine Reihe solcher Zusätze, die aus Rhapsodenexemplaren in die Gedichte gekommen seien, mit überzeugenden Gründen nachgewiesen. Indess, diese Annahme kann nur in wenigen Fällen gelten und sie ist ausgeschlossen, wenn man wie z. B. zwischen ι und κ sieht, dass ι zunächst überhaupt keine Fortführung erhält, dass in μ ein ganz neues Motiv für den Untergang der Gefährten eintritt, als am Schluss von ι angedeutet ist. Hier wird man fast zu der Annahme verschiedener Quellen gedrängt, um so mehr da äussere Gründe hinzukommen.

Führen uns nun zwingende Gründe dazu, neben der Benutzung einzelner Lieder, noch die grösserer zusammenhängender Gedichte anzunehmen? Diese Frage kann ich hier nur streifen; ihre volle Lösung kann sie erst bei der Erörterung von der Bedeutung der Widersprüche erhalten. Man hat die Benützung grösserer selbständiger Dichtungen, z. B. in der Odyssee einer Telemachie, eines alten Nostos, eines Speerkampfliedes u. s. w., nicht allein aus Unebenheiten in dem Aufbau des ganzen Gedichtes, sondern auch aus der Wiederholung ähnlicher Züge geschlossen. Kalypso und Kirke sollen Doppelgängerinnen sein, ganz ebenso wie die Lästrygonen und die Kyklopen; und wenn im zweiten Teile der Odyssee Odysseus dreimal geworfen wird, so sollen die drei Würfe drei verschiedenen Dichtungen, die wesentlich denselben Stoff behandelten, ganz ebenso angehören, wie die verschiedenen lügenhaften Erzählungen des verwandelten Odysseus über sein Vaterland und seine Schicksale. Gewissenhaft werden die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten aufgesucht und peinlich erwogen, welche Darstellung die angemessenere und damit also auch die ursprüngliche sei. Ich glaube, dass auch die so gewonnenen Ergebnisse einer sicheren Grundlage entbehren. Denn die Wiederholung eines ähnlichen Zuges ist an sich doch noch kein Beweis

für verschiedene Dichtung, wenn bestimmte Umstände diese Wiederholung nötig machen oder wenigstens erklären. Um z. B. die erbarmungslose Rache des Helden an den Freiern zu erklären, muss er, und zwar nicht bloss von einem, persönlich beleidigt worden sein. Hätte ihn nur Antinoos, der Führer der Freier, verletzt, so wäre nach dessen Tode eine Aussöhnung nicht ausgeschlossen gewesen. Dadurch dass den Helden mehrere auch persönlich verletzen, dass keiner auf seine warnenden Worte hört, verfallen alle gerechter Weise dem drohenden Verderben. Nicht anders steht es mit den verschiedenen Erzählungen des Odysseus. Wenn sich hierbei Abweichungen finden, so ist nicht zu vergessen, dass jedesmal der Zweck, zu welchem er erzählt, ein anderer ist. »Verhasst« ist es dem Dichter, wie er selbst sagt, zweimal genau dasselbe zu erzählen (μ 452). Wo also Wiederholung nötig wird, ändert er die Erzählung etwas. Genau so verwendet Vergil dreimal das Orakel über das Essen der Tische und jedesmal in etwas anderer Form. Nach Aen. VII. 122 wird Aeneas die Weissagung von seinem Vater gegeben, nach III. 225 that es die Harpyie Celaeno und III. 394 deutet Helenus dies, aber anders als es sich erfüllte.

Gleichwohl ist die Benutzung auch grösserer Dichtungen möglich. Die οἴμη der Lieder vom trojanischen Kriege war, wie wir aus ϑ 74 erfahren, damals beliebt, und οἴμη bedeutet doch wohl einen grösseren Kreis von zusammenhängenden Liedern. Auch möchte man schon daraus, dass ein Mann den Plan zu einer so umfangreichen Dichtung fasste, schliessen, dass grössere Gedichte ähnlichen Inhaltes schon vorhanden gewesen sind. Aber auch in dieser Beziehung kommen wir über die blosse Vermutung nicht hinaus. Denn es ist trotz Wolf, dem noch Niese (Entw. S. 21) beistimmt, zuzugeben einmal, dass ein grosser Dichter auch ohne vorliegende Muster den gewaltigen Plan zu einer einheitlichen Verarbeitung des reichen Sagenschatzes gefasst haben kann, und andrerseits ist die Möglichkeit vorhanden, dass der Plan ursprünglich einfacher gewesen und erst dem Dichter während der Ausführung zu diesem Umfange angeschwollen ist. Wissen wir doch, dass z. B. Goethe aus »Hermann und Dorothea« ein Idyll schaffen wollte, das höchstens sechs Gesänge umfasste, dass sich dies ihm aber unter den Händen zu neun Gesängen erweiterte. Ähnlich ging es ihm mit den »Wanderjahren«, ähnlich Schiller mit dem »Don Carlos« und dem »Wallenstein«. Ja ein

aufmerksamer Leser von neueren Romanen wird nicht selten plötzlich eine Gestalt auftreten sehen oder eine Wendung finden, von der er unwillkürlich den Eindruck hat, dass sie nicht ursprünglich geplant sondern erst allmählich entstanden sei. Wenn dies in unserem schnell und hastig arbeitenden Zeitalter geschieht, um wie viel mehr konnte es in einem Zeitalter vorkommen, das noch in ruhiger Behaglichkeit lebte und Freude an der Erzählung fand. Ich meine also, dass man sehr wohl bei einigen Stellen an nachträgliche Erweiterung des ursprünglichen Planes denken kann, dass diese aber noch nichts gegen die Verfassereinheit beweisen.

Unter keinen Umständen aber lässt sich bei Wiederholungen aus der grösseren oder geringeren Geschicklichkeit oder Angemessenheit, mit der dieser oder jene Zug eingeführt oder begründet ist ohne Weiteres auf »Echtheit« oder »Unechtheit«, auf Ursprünglichkeit oder Nachahmung schliessen. Einem solchen Schluss widersprechen nicht nur die oben aus β und ω verglichenen Stellen, von denen die jüngere unzweifelhaft besser begründet ist, sondern auch unzählige andere aus Dichtern, deren Verhältnis zu einander ganz fest steht. So soll z. B. bei Aeschylus (Choeph. 226 u. f.) Elektra den Bruder erkennen an der Gleichheit des Haares und des Fusses, endlich an einem Gewebe, das sie ihm einst verfertigt. Euripides (Elektr. 524 u. f.) verspottet sichtlich deshalb seinen Vorgänger wegen dieser allerdings naiven Erkennungsmittel und erfindet ein anderes, glaubwürdigeres, eine Narbe über dem Auge. Wie hier von dem Späteren die Erkennung besser begründet wird, so hat, um ein Beispiel aus der neusten Zeit anzuführen, Wagner in seinem Parsifal zwischen dem Zauberer Klingsor und Munsalväsche eine innere Verbindung hergestellt, die in dem Parzival seines Vorgängers Wolfram vollständig fehlt oder wenigstens so verdunkelt ist, dass man sie nicht erkennen kann[1]).

Damit aber sind die bestimmten Grenzen wissenschaftlichen Erkennens in der Homerischen Frage gegeben. Gegenüber der Sucht, die in den letzten Jahren mit geradezu unglaublicher Sicherheit aufgetreten ist, aus verhältnismässig geringfügigen Ähnlichkeiten einzelner Stellen oder der Gleichheit einzelner Verse genau das Alter aller

[1]) Vgl. Bötticher, „Parsifal“ und „Parzival“ N. Preuss. Jahrb. Bd. L, H. 1, S. 58.

Teile der Ilias und Odyssee und ihre Beziehung zu einander festzustellen und, wenn sich an einzelnen Stellen einmal mehr Wiederholungen finden als an andern, sofort von einem elenden Flickpoeten zu sprechen, muss auf das entschiedenste betont werden, dass dieses Hilfsmittel ein durchaus unzulängliches und unsicheres ist, dass zwar in vielen Fällen auch in den Homerischen Gedichten das Angemessenere und besser Begründete das Ursprüngliche sein kann, dass aber bei der Menge entgegenstehender oder zweifelhafter Stellen keine zwingenden Beweise daraus hergeleitet werden können. Dieses lehrt eine unbefangene Betrachtung des Homerischen Sprachschatzes, dies eine Vergleichung ähnlicher Erscheinungen aus anderen Gebieten der Litteratur, dies endlich, und nicht zum wenigsten, die Widersprüche und Meinungsverschiedenheiten, über das Alter einzelner Stellen, zu denen jene Auffassung von dem grossen Werte der Wiederholungen geführt hat.

Nicht grösseren Wert für die Annahme der verschiedenen »Schichten«, »Bearbeiter« und »Überarbeiter« und wie man sie noch bezeichnet, haben die Widersprüche und Unebenheiten in den Gedichten. Da der mir hier zugemessene Raum leider nicht gestattet, die Untersuchung selbst vorzuführen, so will ich wenigstens die Ergebnisse, zu denen ich gelangt bin, hier mitteilen, um die Mitforscher auf diesem Gebiete zu ihrer Prüfung anzuregen:

1) Geringere Widersprüche, die in zwei verschiedenen Scenen sich finden, beweisen nichts gegen die Verfassereinheit, da sich solche nicht nur bei Homer, sondern auch bei sicher einheitlichen Werken der verschiedensten Zeiten finden.[1])

2) Selbst grössere Widersprüche, welche die Komposition des ganzen Gedichtes berühren, beweisen nichts gegen die Verfassereinheit, wenn der Grund des Widerspruches oder der Unebenheit in der Sache selbst liegt, d. h. wenn sich zeigen lässt, dass die Gestaltung der Erzählung, wie sie der Dichter aus bestimmten Gründen gewählt hat, notwendig zu Widersprüchen führen musste. »Um eines grossen

---

[1]) Aus der Besprechung von Walter Leafs Ilias (London 1886 u. 1888) durch P. Cauer (Berl. phil. Wochenschr. 1890 Sp. 973—979) ersehe ich, dass Leaf wesentlich denselben Grundsatz aufgestellt hat, und dass Cauer ihm beistimmt. Ähnlich auch Frey, „Homer“, Bern 1881 und Christ, „Homer oder Homeriden?

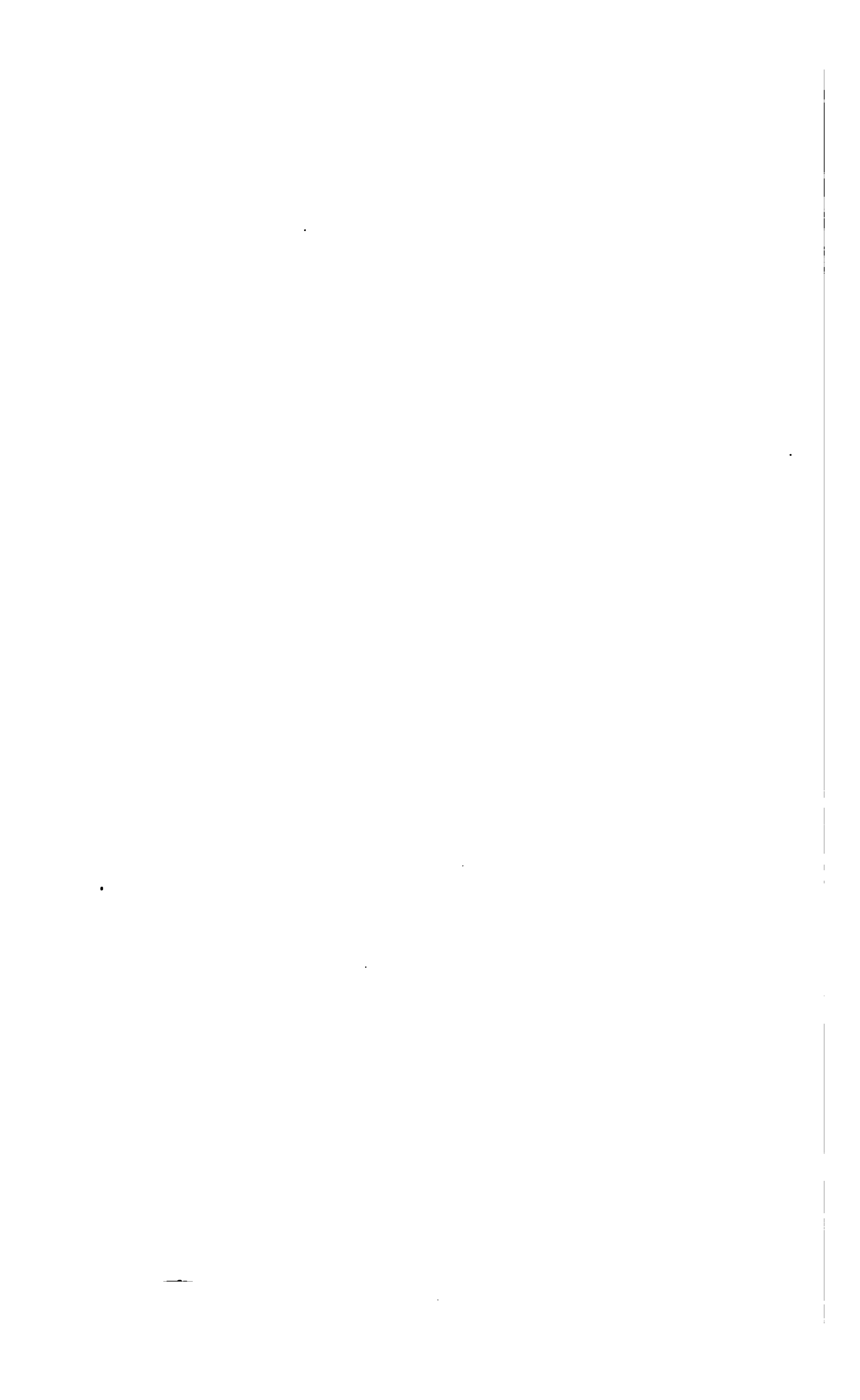
Zweckes willen. (Seeck, a. a. O.) hat kein Dichter selbst auffallende Widersprüche gescheut.

Andrerseits beweist aber eine bestimmte Klasse von Widersprüchen ganz wie die zahllosen Wiederholungen, dass der Dichter nicht am Anfang der epischen Dichtung steht, sondern näher dem Ende, dass die Sage in allen wesentlichen Teilen schon ausgebildet gewesen ist, dass er also nur das Verdienst der eigentümlichen Gestaltung hat, wie sie jetzt in den Gedichten vorliegt.

C. Rothe.

E. Weber

Les Manifestes littéraires de Victor Hugo



Les Manifestes littéraires de Victor Hugo

Dans les dernières années de la Restauration une révolution littéraire éclata en France. La grande révolution politique, qui bouleversa la société française, s'était arrêtée devant les doctrines littéraires que l'époque de Louis XIV avait léguées au dix-huitième siècle. On abolit la royauté, l'église, la noblesse de l'ancienne France, mais on respecta la loi des trois unités; *l'Art poétique* de Boileau parut presque quelque chose de plus sacré que les lois fondamentales de la monarchie. Il s'agissait de renverser la dernière autorité qui fût restée debout dans la ruine universelle, le système des règles de convention en littérature. La France était sortie de la vieille forme sociale, comment ne sortirait-elle pas de la vieille forme poétique? «A peuple nouveau, art nouveau [1])». André Chénier, dans la poésie, Chateaubriand et Mme. de Staël, dans la prose, inaugurèrent la nouvelle littérature. Chateaubriand célébra les bienfaits de la religion chrétienne, il opposa à la convention la grande nature, il dirigea l'attention sur le moyen âge entièrement oublié, enfin il enfreignit la première loi de l'école classique, la distinction sévère de la prose et de la poésie. Mme. de Staël initia la France au génie germanique, elle fit connaître les «littératures du Nord», et elle importa les théories de l'école romantique. La jeunesse française se mit à étudier Goethe, elle écoutait avec enthousiasme les chants de Byron, «le grand inspiré de la mélancolie». Les romans de Walter Scott furent dévorés, et l'étude de Shakspeare, peu connu malgré les tentatives de Voltaire, devint générale.

Dans tous les arts il y eut un mouvement de vie et de jeunesse. Le théâtre, tombé en décrépitude sous l'Empire, languissait seul encore dans une imitation pâle et ennuyeuse de la tragédie classique.

---

[1]) Préface d'Hernani.

L'esprit nouveau avait pénétré tout, réformé tout, recommencé tout, histoire, philosophie, poésie, peinture, tout excepté le théâtre. Enfin, Victor Hugo, qui avait débuté par des poésies lyriques et par des romans, monta à la scène dans le but prononcé de donner à la France du dix-neuvième siècle «un théâtre national par l'histoire, populaire par la vérité»[1]). En effet ce poète avait toutes les qualités requises pour remplir le rôle de réformateur littéraire. Son talent était personnel et caractéristique, à une production fertile et variée il joignait la hardiesse et l'assurance de la jeunesse, il avait des allures solennelles et pompeuses et il possédait le don de proclamer ses idées comme les révélations d'un oracle. Il ne se contenta pas de composer des œuvres dramatiques d'une facture toute nouvelle, il voulait aussi faire voir les fondements sur lesquels sa théorie était construite. Poursuivant le double but de se défendre contre les attaques des adversaires et d'initier ses adhérents dans la doctrine du maître, il a exposé ses principes littéraires dans la *Préface de Cromwell.* Cette préface, publiée au mois d'octobre 1827, déclara la guerre aux doctrines reçues. Elle est écrite dans le style grandiose et imposant d'un manifeste. C'est la marque commune de toutes les préfaces de Victor Hugo. Le terme a été employé du reste par l'auteur lui-même. Outre les préfaces la théorie du poète a été encore développée dans un certain nombre de poésies dont les plus importantes se trouvent au premier livre des *Contemplations.* Nous allons maintenant résumer les idées essentielles des manifestes littéraires de Victor Hugo.

Victor Hugo part du fait qu'il y a eu trois grands âges du monde: les temps primitifs, les temps antiques, les temps modernes. Il essaie de démontrer qu'à chacune des époques de la société correspond un des trois genres de la poésie: l'ode, l'épopée, le drame. L'avénement de la troisième époque est marqué par le christianisme. La religion chrétienne a enseigné à l'homme pour premières vérités qu'il a deux vies à vivre: l'une passagère, l'autre immortelle, l'une de la terre, l'autre du ciel. Elle lui montre qu'il y a en lui un animal et une intelligence, une âme et un corps. Avec le christianisme et par lui s'introduisait dans l'esprit des peuples un sentiment nouveau, inconnu des anciens et singulièrement dévoloppé chez les

[1]) Préface de Marion de Lorme.

modernes, un sentiment qui est plus que la gravité et moins que la tristesse: la mélancolie. En même temps naissait l'esprit d'examen et de curiosité. Tout était remué jusqu'à la racine, le Nord se ruait sur le Midi, l'univers romain allait périr. Tout fut changé, le ciel, la terre et l'homme. Voilà donc une nouvelle religion, une société nouvelle: sur cette double base il faut que nous voyions grandir une nouvelle poésie.

La muse antique n'avait étudié la nature que sous une seule face, rejetant de l'art presque tout ce qui, dans le monde soumis à son imitation, ne se rapportait pas à un certain type du beau. Type d'abord magnifique, mais devenu dans les derniers temps faux, mesquin et conventionnel. La muse moderne verra les choses d'un point de vue plus élevé, son horizon sera plus large. Elle sentira que tout dans la création n'est pas humainement beau, que le laid y existe à côté du beau, le difforme près du gracieux, le grotesque au revers du sublime. Elle se demandera si la raison étroite et relative de l'artiste doit avoir gain de cause sur la raison infinie, absolue du Créateur, si une nature mutilée en sera plus belle, si l'art a le droit de dédoubler, pour ainsi dire, l'homme, la vie, la création, si enfin c'est le moyen d'être harmonieux que d'être incomplet. C'est alors que la poésie se mettra à faire comme la la nature, à mêler dans ses créations l'ombre à la lumière, le grotesque au sublime, en d'autres termes le corps à l'âme, la bête à l'esprit. C'est de la féconde union du type grotesque au type sublime que naît le génie moderne, si varié dans ses formes, si inépuisable dans ses créations, et bien opposé en cela à l'uniforme simplicité du génie antique.

Victor Hugo se met à poursuivre la marche du type grotesque dans l'ère moderne. Le grotesque antique est timide et cherche toujours à se cacher. Dans la pensée des modernes, le grotesque a un rôle immense. Il y est partout. C'est la plus riche source que la nature puisse ouvrir à l'art. La beauté universelle de l'antiquité devient monotone et fatigante. Il faut se reposer de tout, même du beau. Le grotesque est un temps d'arrêt, un point de départ d'où l'on s'élève vers le beau avec une force de perception plus fraîche et plus excitée. Le beau n'a qu'un type, le laid en a mille. Le beau n'est que la forme considérée dans son rapport le plus simple, dans sa symétrie la plus absolue. Aussi nous offre-t-il tou-

jours un ensemble complet, mais restreint comme nous. Ce que nous appelons le laid, au contraire, est un détail d'un grand ensemble qui nous échappe, et qui s'harmonise, non pas avec l'homme, mais avec la création toute entière. Les trois grands poètes qui ont mêlé le grotesque au sublime sont Dante, Milton, Shakspeare.

Shakspeare est la sommité poétique des temps modernes. Shakspeare, c'est le drame; et le drame, qui fond sous un même souffle le terrible et le bouffon, la tragédie et la comédie, le drame est le caractère propre de la troisième époque de poésie, de la littérature actuelle.

La poésie de notre temps est donc le drame. Le caractère du drame est le réel. La fiction, loin d'être une condition du beau dans l'art en est une limitation. L'essentiel pour un personnage fictif, n'est pas de paraître beau ou laid, mais de paraître exister, et l'artiste ne feint que pour nous faire croire qu'il ne feint pas: tant le fictif en lui-même et par lui-même est peu esthétique. Le réel résulte de la combinaison toute naturelle de deux types, le sublime et le grotesque qui se croisent dans le drame, comme ils se croisent dans la vie et dans la création. La poésie vraie, la poésie complète, est dans l'harmonie des contraires. Les deux types, isolés et livres à eux-mêmes, s'en iraient chacun de son côté, laissant entre eux le réel, l'un à sa droite, l'autre à sa gauche. La vie, la réalité voilà la vraie fin de l'art. D'où il suit qu'après ces abstractions il restera quelque chose à représenter, l'homme; après ces tragédies et ces comédies, quelque chose à faire, le drame. Le drame embrasse la réalité totale, tout ce qui est dans la nature est dans l'art. «Il n'y a ni bons ni mauvais sujets. Tout est sujet; tout relève de l'art; tout a droit de cité en poésie. L'art n'a que faire des lisières, des menottes, des bâillons, l'art n'a pas de limites»[1]).

En se plaçant à ce point de vue pour juger le théâtre, on voit crouler toutes les règles conventionnelles qui, depuis deux siècles, ont enchaîné l'art français. La localité exacte est un des premiers éléments de la réalité. Quoi de plus absurde en effet que ce vestibule, cette antichambre où arrivent, on ne sait comment, les conspirateurs pour déclamer contre le tyran, le tyran pour déclamer contre les conspirateurs? Il résulte de là que tout ce qui est trop caractéris-

[1]) Préface des Orientales.

tique, trop intime pour se passer dans l'antichambre, se passe dans la coulisse. L'unité de temps n'est pas plus solidement établie que l'unité de lieu. Toute action a sa durée propre comme son lieu particulier. L'unité d'action ou d'ensemble est la seule vraie et fondée. Celle-là est aussi nécessaire que les deux autres sont inutiles. Ni l'œil ni l'esprit humain ne sauraient saisir plus d'un ensemble à la fois. Du reste, gardons-nous de confondre l'unité avec la simplicité d'action. L'unité d'ensemble ne répudie en aucune manière les actions secondaires, pourvu que les parties, subordonnées au tout, gravitent vers l'action centrale.

Mais, dira-t-on, de grands génies ont pourtant subi ces règles. Eh oui, malheureusement! Ils n'ont pas du moins accepté les fers sans combat. Qu'auraient-ils fait, ces admirables hommes, si on les eût laissés faire. Il faut connaître la tactique éternelle de la routine envieuse qui consiste à préférer les premiers ouvrages d'un homme de génie toujours aux nouveaux, et qui jette les noms de ceux qui sont morts toujours à la tête de ceux qui vivent. Corneille fut rompu dès son premier élan, et, après une résistance vigoureuse, ce génie tout moderne fut forcé de se jeter dans l'antiquité. Racine n'avait ni dans le génie ni dans le caractère l'âpreté hautaine de Corneille, et il plia en silence sous le joug classique. Du reste, les grands poètes ont encore su faire jaillir leur génie à travers toutes les gênes. —

Pourtant on nous dit encore: Suivez les règles! Imitez les modèles! Entendons-nous, il y a deux espèces de modèles: ceux qui se sont faits d'après les règles, et ceux d'après lesquels les règles ont été faites. Or, il vaut mieux donner des leçons que d'en recevoir. L'art ne compte pas sur la médiocrité, elle n'existe pas pour l'art. Il n'y a ni règles ni modèles. Il n'y a que les lois générales de la nature qui planent sur l'art tout entier, et les lois spéciales qui, pour chaque composition, résultent des conditions d'existence propres à chaque sujet. Un homme ordinaire pourra toujours faire un ouvrage régulier; il n'y a que les grands esprits qui sachent ordonner une composition. «La régularité est le goût de la médiocrité, l'ordre est le goût du génie[1].»

Pour le vrai génie les règles sont en littérature ce que sont les lois en morale. Un homme ne sera jamais réputé vertueux parce qu'il aura borné sa conduite à l'observance du Code. Un poète ne sera

[1]) Préface des Odes. — Octobre 1826.

jamais réputé grand parce qu'il se sera contenté d'écrire suivant les règles.

Le poète ne doit prendre conseil que de la nature, de la vérité et de l'inspiration, qui est aussi une vérité et une nature. Mais ici il faut indiquer la limite infranchissable qui sépare la réalité selon l'art de la réalité selon la nature. La vérité de l'art ne saurait jamais être la réalité absolue. L'art ne peut donner la chose même. Le domaine de l'art et celui de la nature sont parfaitement distincts. La nature et l'art sont deux choses, sans quoi l'une ou l'autre n'existerait pas. Le drame est un miroir où se réfléchit la nature, mais il faut que ce soit un miroir de concentration qui ramasse et condense les rayons. Alors seulement le drame est avoué de l'art. Le but de l'art est presque divin: ressusciter, s'il fait de l'histoire; créer, s'il fait de la poésie. Ce que le poète choisira dans les choses, pour une œuvre de ce genre, ce n'est pas le beau, mais le caractéristique. Il reproduira la réalité des faits, surtout celle des mœurs et des caractères bien moins exposée au doute et à la contradiction que les faits. Son drame sera radicalement imprégné de la couleur des temps. Mais il détestera cette fausse couleur locale qui consiste à ajouter après coup quelques touches criardes sur un ensemble parfaitement conventionnel.

Le drame doit-il être écrit en vers ou en prose? Ce n'est qu'une question secondaire. Le rang d'un ouvrage doit se fixer, non d'après sa forme, mais d'après sa valeur intrinsèque. «Les vers seuls ne sont pas de la poésie. La poésie n'est pas dans la forme des idées, mais dans les idées elles-mêmes. Les vers ne sont qu'un vêtement élégant sur un beau corps. La poésie peut s'exprimer en prose, elle est seulement plus parfaite sous la grâce et la majesté du vers[1].»

Avant tout, l'écrivain dramatique, prosateur ou versificateur, doit aspirer à la correction. Dans une œuvre littéraire, plus la conception est hardie, plus il faut que l'exécution soit irréprochable. Tout en admettant quelquefois, en de certains cas, le vague et le demi-jour dans la pensée, le poète les admettra plus rarement dans l'expression. Sans méconnaître la grande poésie du Nord, il aura toujours un goût vif pour la forme méridionale et précise.

Pour ce qui est des questions de style et de langue, l'auteur,

---

[1]) Lettre du poète adressée à celle qui fut plus tard sa femme. — Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie. 2d vol.

profondément pénétré du génie d'un idiome, a le droit de créer son style et sa langue. Car la langue française n'est point fixée et ne se fixera point. L'esprit humain est toujours en mouvement, et les langues avec lui. Le jour où elles se fixent, c'est qu'elles meurent.

L'école descriptive qui marque la transition du dix-huitième siècle au dix-neuvième, est la dernière excroissance du classicisme caduc. Le chef de cette école est Delille, l'homme de la description et de la périphrase. Sa muse ne repousse pas les bassesses de la vie, mais elle les veut ennoblir. La coquetterie c'est son goût. Accoutumée qu'elle est aux caresses de la périphrase, le mot propre qui la rudoierait quelquefois, lui fait horreur. Elle étale sans cesse une fausse élégance de convention.

La poésie nouvelle se dépouillera des chiffons classiques et du clinquant mythologique, elle substituera aux couleurs usées et fanées de la mythologie païenne les couleurs vraies et neuves de la théogonie chrétienne, elle osera remplacer la périphrase incolore par l'expression pittoresque, par le mot propre. Elle détruira en un mot le vieux faux goût. Le goût est la raison du génie.

Voilà ce qu'établira la critique moderne qui, en jugeant les écrivains d'après les principes immuables de l'art et les lois spéciales de leur organisation personnelle, ne verra pas la beauté d'un ouvrage dans l'absence des défauts. Les défauts sont souvent la condition nécessaire des qualités. La seule distinction véritable dans les œuvres de l'esprit est celle du bon et du mauvais. L'ouvrage est-il bon ou mauvais? voilà tout le domaine de la critique.

En récapitulant les idées développées dans la *Préface de Cromwell*, c'est à dessein que nous avons évité le mot de romantique pour désigner la poésie des temps modernes. Selon Mme. de Staël, qui la première a prononcé le mot de littérature romantique en France, «cette division se rapporte aux deux grandes ères du monde, celle qui a précédé l'établissement du christianisme et celle qui l'a suivi.» Victor Hugo en faisant voir ce qu'il y a de vague et d'incongru dans cette définition, a répudié dès 1824 «tous ces termes de convention que les partis se rejettent réciproquement comme des ballons vides, signes sans signification, expressions sans expression, mots vagues que chacun définit au besoin de ses haines ou de ses préjugés et qui ne servent de raison qu'à ceux qui n'en ont pas.»[1])

[1]) Préface des Odes.

Il ne faudra pas s'attendre de notre part à des réflexions critique sur la théorie de Victor Hugo. Les principes littéraires d'un auteur ne sauraient être estimés à leur juste valeur que par une étude approfondie de l'ensemble de ses ouvrages. C'est là une tâche complexe qui de beaucoup dépasserait les limites d'un petit essai. Bornons-nous donc à énoncer quelques observations qui se présenteront aisément au lecteur du résumé qu'on vient de lire.

La distribution des trois genres de poésie sur les trois âges de la société est arbitraire. Il serait facile de réfuter cette doctrine. Victor Hugo lui-même, tout en revendiquant pour notre temps le drame, est essentiellement poète lyrique. Dans la galerie de caractères que nous parcourons dans ses œuvres, son «Moi» est le mieux dessiné et le plus facile à reconnaître. Le principal élément de sa poésie c'est «cette exaltation du sentiment personnel», comme l'a si bien dit Ferdinand Brunetière, le lyrisme en un mot. Chose qu'on ne saurait se lasser de redire puisqu'en Allemagne il y a toujours des gens qui vont soutenant qu'une véritable poésie lyrique n'existe pas en France. Et encore, en relisant le *Lac*, le *Souvenir*, la *Tristesse d'Olympio*, peut-être n'accordera-t-on pas la première place parmi les lyriques français au poète des *Rayons et Ombres*.

D'ailleurs Victor Hugo ne fait pas grand cas de la distinction qu'il a établie. Il confond sans cesse tous les genres et tous les styles: le mélange perpétuel du comique et du tragique entraîne cette conséquence. Viennet, dans son *Épître à Érato*, a nettement formulé ce dogme de l'école romantique:

Autrefois chaque muse avait son genre à part.
C'est ainsi que pensaient et Molière et Regnard;
Mais notre romantisme a brisé ces barrières,
Confondu tous les goûts, les styles, les manières.

Le contraste du sublime et du grotesque est le centre de la théorie de Victor Hugo. L'antithèse est par conséquent l'instrument rhétorique dont il se sert sans cesse. Il la fait entrer partout dans sa prose et dans ses vers, dans les caractères et dans les descriptions. Partout il fait ressortir l'opposition entre le beau et le laid, le bien et le mal. Le ciel et l'enfer sont deux idées corrélatives dont l'une amène nécessairement l'autre. Quand il dit berceau, il ne laissera pas d'ajouter tombe. Il accouplera les *Rayons* et les *Ombres*, et, dans le *Prélude des Chants du Crépuscule*, il affirme que «le monde est à demi couvert d'une ombre où tout reluit«. Le clair obscur,

le nébuleux limpide est son élément. «L'immense deuil» et «le rire énorme» se promènent dans ses strophes bras dessus bras dessous comme les jumeaux siamois. Dans l'humble réduit d'une pauvre et pieuse fille il glisse un roman de Voltaire «Voltaire, le serpent, le doute, l'ironie». La difformité monstrueuse de Quasimodo et la grâce charmante d'Esmeralda s'entrechoquent dans son roman. Il fait apparaître le cercueil dans la salle du banquet, la prière des morts à travers les refrains de l'orgie, la cagoule à côté du masque. Il prend ses hommes nobles aux galères, et il va chercher l'amour pur dans un mauvais lieu. Dans *Lucrèce Borgia* il représente l'amour maternel d'une femme adultère et inceste, dans *Angelo* l'amour d'une courtisane l'emporte sur la foi conjugale. *Ruy Blas* est l'assemblage de toutes les qualités de l'esprit et du cœur dans un laquais; amours du laquais et de la reine. La beauté du laid, la chasteté de la débauche, l'honnêteté du brigandage, la dignité de la marotte, tels sont les sujets dramatiques de Victor Hugo.

Si jamais les extrêmes ont été chers aux poètes, c'est Hugo qui les a aimés d'un amour sans bornes. Hugo a nommé Delille l'homme de la périphrase, avec plus de raison on pourrait nommer Hugo l'homme de l'antithèse. Les idées, les images, les faits même obéissent à cette tendance de son style. Ouvrez un volume quelconque dans la longue série des œuvres du poète, vous en trouverez de nombreux exemples. Voici un seul passage bien caractéristique choisi sur mille de même espèce:

L'histoire s'extasie volontiers sur Michel Ney, qui, né tonnelier, devint maréchal de France, et sur Murat, qui, né garçon d'écurie, devint roi. L'obscurité de leur point de départ leur est comptée comme titre de plus à l'estime, et rehausse l'éclat du point d'arrivée.

De toutes les échelles qui vont de l'ombre à la lumière, la plus méritoire et la plus difficile à gravir, certes, c'est celle-ci être né aristocrate et royaliste, et devenir démocrate.

Monter d'une échoppe à un palais, c'est rare et beau, si vous voulez; monter de l'erreur à la vérité, c'est plus rare, et c'est plus beau. Dans la première de ces deux ascensions, à chaque pas qu'on a fait, on a gagné quelque chose et augmenté son bien-être, sa puissance et sa richesse; dans l'autre ascension c'est tout le contraire. Dans cette âpre lutte contre les préjugés sucés avec le lait, dans cette lente et rude élévation du faux au vrai, qui fait en quelque

sorte de la vie d'un homme et du développement d'une conscience le symbole abrégé du progrès humain, à chaque échelon qu'on a franchi, on a dû payer d'un sacrifice matériel son accroissement moral, abandonner quelque intérêt, dépouiller quelque vanité, renoncer aux biens et aux honneurs du monde, risquer sa fortune, risquer son foyer, risquer sa vie. Aussi, ce labeur accompli, est-il permis d'en être fier; et, — s'il est vrai que Murat aurait pu montrer avec quelque orgueil son fouet de postillon à côté de son sceptre de roi, et dire: «Je suis parti de là!» — c'est avec une conscience plus satisfaite qu'on peut montrer ses odes royalistes d'enfant et d'adolescent à côté des poèmes et des livres démocratiques de l'homme fait; cette fierté est permise, nous le pensons, surtout lorsque, l'ascension faite, on a trouvé au sommet de l'échelle de lumière la proscription, et qu'on peut dater cette préface de l'exil.

Jersey. — Juillet 1853 Préface des Odes.

Dans les fameuses stances adressées à Léopardi où Musset a donné sa poétique en définissant le poète tel qu'il ne devrait pas être, le trait contenu dans le vers «Ravauder l'oripeau qu'on appelle antithèse» est décoché contre Hugo. En effet les défauts et les qualités du grand poète découlent de la même source. Mais qui sait voir au fond, y découvrira cette idée si palpable et si mystérieuse de polarité et de compensation qui traverse l'univers.

Si maintenant nous allons examiner la combinaison du sublime et du grotesque sous le point de vue historique, commençons par remarquer que Victor Hugo est convenu lui-même de ce que le grotesque n'était pas absolument inconnu des anciens. Alfred de Musset, faisant un pas de plus, a prouvé dans la première des *Lettres de Dupuis et Cotonet* que l'antiquité a même connu le mélange des deux types, du bouffon et du sérieux; «Aristophane n'est pas seulement tragique et comique, il est tendre et terrible, pur et obscène, honnête et corrompu, noble et trivial, et au fond de tout cela, pour qui sait comprendre, assurément il est mélancolique.» Le bonhomme Dupuis, avant de faire ce portrait d'Aristophane, aurait-il par hasard découvert dans la paisible petite ville de la Ferté-sous-Jouarre un exemplaire du *Banquet* de Platon?

Hugo nous a montré le chemin qui conduit aux sources de sa théorie. Il recommande de faire comme Lope de Vega:

Quando he de escrivir una comedia,
Encierro los preceptos con seis llaves.

«Quandje dois écrire une comédie, j'enferme les préceptes avec six clefs». Dans ***El nuevo Arte de hazer comedias*** où se trouvent ces deux vers du poète espagnol, on lit un passage bien plus remarquable:

Lo Tragico y lo Comico mezclado,
Y Terencio con Seneca, aunque sea
Como otro Minotauro de Pasife,
Haran grave una parte, otra ridicula;
Que aquesta variedad deleyta mucho
Buen exemplo nos da naturaleza,
Que por tal variedad tiene belleza.

Ces quelques vers ne contiennent-ils pas la somme de la nouvelle doctrine?

Lessing qui a soumis l'Art poétique de Lope à un judicieux examen dans le chapitre LXIX de sa *Dramaturgie* nous donne à entendre que le drame tel que Victor Hugo le comprenait n'aurait guère été de son goût.

La réalité, pour y revenir une dernière fois, est le but de l'art, le réel consiste dans l'union du grotesque et du sublime, il est défendu d'isoler les deux types. Néanmoins Hugo nous induit à croire que le laid est quelque chose de plus réel que le beau, tellement il aime à représenter toutes les laideurs morales et physiques. Il ne décrit ni l'aigle ni le lion, il ne chante pas le noble coursier; la chauve-souris[1]), la chouette, l'araignée, le crabe[2]), le pourceau, le crapaud[3]), enfin *l'Ane*, voilà la zoologie poétique d'Hugo.

Cependant hâtons-nous d'ajouter que Victor Hugo ne tombe jamais dans la manière de l'école descriptive qu'il a vertement tancée et rendons-lui cette justice qu'il n'a rien de commun avec Delille, qui, à la fin de ses jours, se vantait d'avoir fait douze chameaux, quatre chiens, trois chevaux, y compris celui de Job, six tigres, deux chats, un jeu d'échecs, un trictrac, un damier, un billard, plusieurs hivers, beaucoup d'étés, force printemps, cinquante couchers de soleil, et tant d'aurores qu'il se perdait à les compter. Non! Hugo convaincu que la poésie descriptive n'est pas la vraie

---

[1]) Odes V_5.
[2]) Contemplations III_{13}. — III_{27}. — V_{22}.
[3]) Légende des Siècles VI_3. — XIII_2.

poésie n'est jamais exclusivement descriptif même dans des sujets qui paraissent y prêter le plus, comme ceux que nous venons de citer. C'est qu'il a épuisé tous les secrets de son art, d'une main magistrale il met la bête abjecte et vile en action, au lieu de la disséquer, et jusqu'à ses tableaux de nature morte il sait suggérer une émotion morale. Le pourceau saigné vif implore et obtient la grâce divine pour le sultan Mourad, le plus sanguinaire despote de l'Orient. La balance énorme de l'éternelle justice oscillait

Le pourceau misérable et Dieu se regardèrent. —
Dans un plateau le monde et le pourceau dans l'autre.
Du côté du pourceau la balance pencha.

Le crapaud tourmenté et torturé par quatre écoliers cruels n'est pas écrasé par un vieux âne écloppé maigre et sourd.

«Cet âne harassé, boiteux et lamentable.» Et l'âne lui-même n'est plus le baudet de La Fontaine, maître Aliboron s'est fait philosophe; à tu et à toi avec Kant, il se met à discourir en plus de deux mille alexandrins sur tous les systèmes de l'humaine science.

Les changements que Victor Hugo a introduits dans la littérature française ne sont pas seulement dans le fond des idées, mais tout autant sinon encore davantage dans la forme qu'elles revêtent. C'est dans le maniement de la langue et dans la versification qu'il a brisé toutes les barrières de l'ancien régime littéraire.

Il y aurait à faire un beau livre sur la langue de Victor Hugo. Comme tous les grands auteurs Hugo a une langue à lui, autant qu'un individu peut en avoir. Il possède un dictionnaire bien plus volumineux que Racine — peine inutile de le dire — mais que Molière, mais que Rabelais. A cet égard il est le véritable émule de Shakspeare auquel on l'a trop souvent et indûment comparé. En toute occasion il dispose d'un vocabulaire vraiment inépuisable. Mais il ne sait pas faire un choix délicat parmi ses richesses. L'exubérance est le pire défaut de son style; il abasourdit son auditoire par le bruit étourdissant de sa diction. Il nous assomme d'expressions synonymiques, un mot suffirait, il nous en jette quatre, six qui ont à peu près la même signification. C'est pourquoi le bonhomme Dupuis, après bien des recherches pour savoir ce que c'est que le romantisme, arrive à la conclusion que le romantisme consiste à employer beaucoup d'adjectifs, et non en autre chose. «Il n'y a guère de romans maintenant où l'on n'ait rencontré autant

d'épithètes au bout de trois pages, et plus virulentes que dans tout Montesquieu.»

Les étonnantes richesses du dictionnaire de Victor Hugo sont dues en première ligne à ce qu'il ne se gêne pas d'employer même en poésie des mots que dans les deux siècles précédents on aurait à peine tolérés dans la prose familière ou dans la farce. Il aime à ramasser des expressions que Racine dédaignait dans la noble grandeur de ses tragédies et que Voltaire rejetait même dans l'animosité de ses polémiques littéraires. Victor Hugo est fier d'avoir réhabilité l'argot, les patois, le mot peuple, il se vante d'avoir déclaré les mots «égaux, libres, majeurs».

Je mis un bonnet rouge au vieux dictionnaire.
Plus de mot sénateur! plus de mot roturier!

Les mots n'exprimant que la vie abjecte et familière, vont reprendre leurs droits, bien que la fausse élégance du dernier siècle les ait condamnés comme

Vils, dégradés, flétris, bourgeois, bons pour Molière.
Racine regardait ces marauds de travers;
Si Corneille en trouvait un blotti dans son vers,
Il le gardait, trop grand pour dire: «Qu'il s'en aille»;
Et Voltaire criait: «Corneille s'encanaille!»[1])

L'allusion contenue dans le dernier vers se rapporte à ce vers de Corneille:

Quoi! vous continuez, canailles infidèles!

«Voilà la seule fois, dit Voltaire, où l'on a vu le mot de canailles dans une tragédie. Fontenelle dit que Corneille s'éleva jusqu'à Médée; il pouvait dire que, dans tous ces endroits, il s'abaissa jusqu'à Médée.»

Ces cinq vers d'Hugo méritent d'ailleurs qu'on s'y arrête un moment, puisqu'ils renferment en raccourci les jugements qu'il portait sur les poètes du dix-septième siècle. Hugo qui a reproché à Boileau de ne pas avoir compris les deux seuls poètes originaux de son temps, Molière et La Fontaine, n'a-t-il pas lui-même toujours rabaissé Racine pour lui préférer Corneille? Il n'ose pas le dire franchement, il prend en pitié le pauvre Racine de ce qu'il s'est laissé bâillonner par le classicisme. «Peut-on exiger de l'oiseau qu'il vole sous le

---

[1]) Contemplations I7.

récipient pneumatique?» Hugo fait l'éloge non seulement du *Cid*, mais il va nous prôner le mauvais style et les ironies éternelles de *Nicomède*. «Dans le *Nicomède* si moqué du dernier siècle pour sa fière et naïve couleur»[1]), on trouve la Rome véritable et le vrai Corneille. Le dernier siècle cela veut dire Voltaire. Victor Hugo n'aime pas à prononcer le nom de Voltaire. Quand il dit que la muse de Delille souligne le vieux Corneille pour ses façons de dire crûment, cette Melpomène c'est encore Voltaire: Hugo allègue quatre vers blâmés dans les *Commentaires sur Corneille* qui dans ses yeux sont le code du mauvais bon goût. La critique française, il est vrai, a fait bien des progrès depuis un siècle, néanmoins elle sonscrira encore aujourd'hui la plupart des remarques si saines de Voltaire. De plus ce Voltaire si méprisé par les champions du romantisme a élargi le cercle étroit de la tragédie classique, en traitant le premier des sujets de l'histoire nationale dans *Tancrède*, dans *Zaïre*, dans *Adélaïde du Guesclin*. La tragédie chevaleresque de *Tancrède* est un chef-d'œuvre de la scène française, le sujet est un des plus pathétiques qu'on ait vus au théâtre, le plan est simple, hardi, tracé de main de maître.

Hugo en affectant de regarder Racine comme une quantité négligeable, ressemble en cela — analogie étrange — à Lessing omettant dans son tableau du théâtre français du dix-septième siècle la tragédie racinienne. Racine a pris sa vengeance du poète français et du dramaturge allemand. Bien des choses sont aujourd'hui dans les vieilleries, et le théâtre de Racine n'y est pas.

Dans une *Épître à Raynouard*, Viennet a fort bien expliqué pour quelles raisons l'école romantique, en admirant Corneille outre mesure, a voulu dégrader Racine, et, dans son *Épître aux Muses*, il a persiflé les jugements que le romantisme portait sur Racine et Voltaire:

Ne me citez donc plus Voltaire ni Racine:
Ils n'avaient point reçu l'influence divine;
Ils parlaient comme on parle; et leur style bien net
Peignait le cœur humain comme Dieu l'avait fait...
Il faut voir de quel air Despréaux est traité.
Ce rimeur, se traînant dans l'ornière d'Horace,

[1]) Préface de Cromwell.

Prétendait à son tour régenter le Parnasse,
Aux lois du sens commun soumettre l'art des vers,
Limiter le génie et lui donner des fers.
Le romantique est libre et se moque des règles.
Les chaînes, les barreaux sont-ils fait pour les aigles?
C'était bon pour Racine et tous les beaux esprits
Que l'hôtel Rambouillet a justement flétris.
Aussi qu'a-t-il produit? Andromaque, Athalie;
Un style fatigant par sa monotonie;
Point de verve, d'élan, rien qui vise à l'effet.
Voltaire s'est permis de le trouver parfait.
Hélas! qu'en savait-il, lui qui rimait à peine?
Les vers trop aisément s'échappaient de sa veine...
Corneille que soutient une vieille énergie,
S'il n'était inégal n'aurait point de génie.

Viennet termine par ce vers:

Et moins on a de goût, plus on est romantique.

Ce manque de goût dont les plus fervents hugolâtres ne peuvent absoudre leur héros se manifeste surtout dans le choix des mots. Hugo s'enorgueillit d'avoir insurgé tous les vieux mots damnés contre les mots de qualité, d'avoir tiré de l'oubli tous les mots ignobles que le bon goût proscrivait. Après avoir tourné et retourné cette idée favorite de toutes les façons, il l'exprime enfin dans les termes que voici:

J'ai dit aux mots d'en bas; «Manchots, boiteux, goîtreux;
Redressez-vous! planez, et mêlez-vous, sans règles,
Dans la caverne immense et farouche des aigles!»

Toute cette infirmerie mobilisée dans le but de décider d'une question assez abstraite de style, quand elle ne ferait pas une impression dégoûtante, ne saurait produire qu'un effet burlesque.

La diction d'Hugo est caracterisée par la haine de la périphrase:

J'ai de la périphrase écrasé les spirales

et par l'emploi du mot propre:

le mot propre, ce rustre,
N'était que caporal: je l'ai fait colonel.

Mais n'a-t-il pas trop souvent confondu le mot propre avec le mot cru? N'est-il pas heureux de vivre dans un

Temps sombre où, sans pudeur, on écrit comme on pense,
Où l'on est philosophe et poète crûment!

On a connu en France la propriété de l'expression bien avant Victor Hugo. Si vous lisez dans une *Contemplation:*

Je massacrai l'albâtre, et la neige, et l'ivoire,
Je retirai le jais de la prunelle noire,
Et j'osai dire au bras: «Sois blanc, tout simplement».

ou si vous y rencontrez le passage:

J'ai dit à la narine: «Eh mais! tu n'es qu'un nez!»
J'ai dit au long fruit d'or: «Mais tu n'es qu'une poire!»

ne vous souvient-il pas des vers d'un nommé Despréaux:

Je ne puis rien nommer si ce n'est par son nom;
J'appelle un chat un chat, et Rolet un fripon?

Le mot propre c'est la parfaite coïncidence entre l'idée et sa forme. Il y a beaucaup de fautes dans la diction de Corneille parce qu'il a souvent très mal dit ce qu'il a voulu dire. Ses lourdes périphrases, ses métaphores emphatiques ne sauraient être rachetées par quelques mots grossiers qui font les délices de Victor Hugo. Voltaire a critiqué à juste titre les solécismes et les barbarismes de Corneille. Est-ce à tort qu'il soutient que «Corneille dans ses vingt dernières pièces, ne se sert presque jamais du mot propre, ne parle presque jamais français, et surtout n'est jamais intéressant?» Racine, au contraire, par la pureté de la diction, par le choix des mots, par une langue toujours naturelle et noble, s'élève au dessus du langage du peuple, sans être guindé. Racine n'a pas représenté les bassesses de la vie ordinaire; le mot vulgaire ne pouvait entrer dans ses tragédies, dans les *Plaideurs* et dans les *Lettres* il a fait usage d'un style plus familier. Ce n'est pas Racine qui a inventé les périphrases maniérées: Victor Hugo aurait pris plaisir à nous en citer. Schlegel, après avoir fureté tout le théâtre de Racine, croit avoir découvert dans *Bajazet* de très jolies périphrases pour «étrangler» C'est de deux passages qu'il s'agit:

Qu'ils viennent préparer ces nœuds infortunés
Par qui de ses pareils les jours sont terminés. —
. . . . . Son amante en furie,
Près de ces lieux, seigneur, craignant votre secours,
Avait au nœud fatal abandonné ses jours.

Résultat bien maigre pour tant de recherches. Et ce «nœud» ne serait-ce pas l'expression pittoresque au lieu du verbe incolore? Quoi qu'il en soit, ce n'est pas dans Racine qu'il faudra chercher les périphrases. C'est dans Delille qu'on les trouve en abondance. Voici p. ex. quelques vers de ce poète remarquables par l'absence du mot propre:

La fève de Moka, la feuille de Canton,
Vont verser leur nectar dans l'émail du Japon.
Dans l'airain échauffé déjà l'onde frissonne;
Bientôt le thé doré jaunit l'eau qui bouillonne,
Ou des grains du Levant je goûte le parfum.

Dans ce paisible tableau d'une soirée d'hiver passée au coin du feu, ces innocentes circonlocutions sont-elles vraiment si déplacées pour se mettre tellement en colère, comme le fait Victor Hugo?

La périphrase devint fautive seulement quand, pour des sujets modernes, on voulait conserver la phrase grecque et latine qui était de mise dans des sujets antiques, quand dans le célèbre ***Passage du Rhin*** de Boileau les Naïades craintives se mettaient à fuir devant Louis, par la grâce de Dieu, roi de France et de Navarre, accompagné de ses maréchaux des camps et armées, quand enfin Ducis faisait de vains efforts pour traduire Shakspeare dans le style de la tragédie du siècle de Louis XIV. Alfred de Vigny, dans la Préface du ***More de Venise***, a raconté, d'une manière assez plaisante, par quels degrés la muse tragique française a passé pour dire tout haut «un mouchoir». Il a encore recueilli d'autres exemples de cette pruderie en usage dans l'ancienne école. Après tout cela, croiriez-vous que Vigny ait tronqué Shakspeare pour des raisons de convenance, en supprimant, entre autres, tout le rôle de Bianca?

Victor Hugo d'ailleurs, voulant éviter le Scylla de la périphrase n'est-il pas tombé dans le défaut contraire? à force de courir après le mot propre n'a-t-il pas trop souvent attrapé le terme purement technique? N'y a-t-il pas tel chapitre des ***Misérables*** qu'on ne saurait comprendre sans consulter continuellement un dictionnaire des arts et métiers?

Dans une histoire de la révolution littéraire dont Victor Hugo donna le premier et le plus retentissant signal, on omettrait un chapitre essentiel, pour ne pas dire le point capital, si l'on ne parlait pas des changements introduits par ce puissant génie dans la versi-

fication française. C'est là peut-être la partie de son programme dans laquelle Hugo a le mieux réussi. On avait déclamé bien avant lui contre la monotonie de l'ancien vers français. Personne n'en a mieux découvert les effets et les causes que Schiller dans une lettre adressée à Goethe. On avait fini par croire que le vers français était incompatible avec le naturel et le vrai. Le seul remède radical qu'on eût trouvé à ce défaut, ce fut donc la prose. Victor Hugo s'opposa avec énergie à tous ceux qui, en condamnant l'alexandrin pour sa monotonie, ont conclu un peu précipitamment que le drame devait être écrit en prose. «La prose a les ailes bien moins larges. Elle est ensuite d'un plus facile accès; la médiocrité y est à l'aise.» Il fallait, c'est là son opinion, condamner, non la forme employée, mais ceux qui avaient employé cette forme; les ouvriers, et non l'outil. Il a caractérisé le vers tel qu'il devrait être à son gré de cette manière: Nous voudrions un vers libre, franc, loyal, osant tout dire sans pruderie, tout exprimer sans recherche; passant d'une naturelle allure de la comédie à la tragédie, du sublime au grotesque; tour à tour positif et poétique, tout ensemble artiste, et inspiré, profond et soudain, large et vrai; sachant briser à propos et déplacer la césure pour déguiser sa monotonie d'alexandrin; plus ami de l'enjambement qui l'allonge que de l'inversion qui l'embrouille; fidèle à la rime, cette esclave reine, cette suprême grâce de notre poésie, ce générateur de notre mètre; inépuisable dans la variété de ses tours, insaisissable dans ses secrets d'élégance et de facture; prenant, comme Protée, mille formes sans changer de type et de caractère; fuyant la tirade. Le poète a exprimé plus tard les mêmes idées dans des vers biens connus:

Nous faisons basculer la balance hémistiche.
C'est vrai, maudissez-nous. Le vers, qui sur son front
Jadis portrait toujours douze plumes en rond,
Et sans cesse sautait sur la double raquette
Qu'on nomme prosodie et qu'on nomme étiquette,
Rompt désormais la règle et trompe le ciseau,
Et s'échappe, volant qui se change en oiseau,
De la cage césure, et fuit vers la ravine,
Et vole dans les cieux, alouette divine[1]).

[1]) Contemplations I7.

Au double précepte du législateur du Parnasse de bien marquer la césure et de ne pas faire enjamber un vers sur un autre:

Que toujours dans vos vers le sens coupant les mots
Suspende l'hémistiche, en marque le repos. —
Les stances avec grâce apprirent à tomber
Et le vers sur le vers n'osa plus enjamber.

Victor Hugo, «ce petit» devenu «si pesant aux genoux de Boileau» déclare la guerre par cette métaphore si pittoresque:

L'alexandrin saisit la césure, et la mord;
Comme le sanglier dans l'herbe et dans la sauge,
Au beau milieu du vers l'enjambement patauge[1]).

Hugo a donc rompu le balancement régulier et monotone de l'alexandrin par l'enjambement et par la césure mobile. Les enjambements et les déplacements de la césure se ressemblent en ce que, dans les uns et dans les autres, les pauses ordinaires du vers, plus ou moins longues, ne sont pas observées. Prodigué à l'excès, l'enjambement est un défaut, parce qu'il détruit le rythme du vers; employé avec mesure, il n'est non seulement permis, mais devient une source de beauté. Il en est de même de la césure tantôt marquée tantôt effacée. Victor Hugo a-t-il dépassé la juste mesure? Question difficile à décider. Cependant on pourra soutenir, sans craindre d'être contredit par les faits, que les enjambements sont relativement en petit nombre auprès de la foule immense des vers du poète et que la fin du vers est en général plus fortement accentuée que le repos après le premier hémistiche. Il est très important de dire cela pourqu'on ne se fasse pas, sur les paroles du poète même, une fausse idée du caractère de son vers. Il y a des pièces entières, comme *Veni, Vidi, Vixi*[2]) où tous les vers sans exception aucune présentent une double suspension, l'une plus faible au milieu, l'autre plus longue à la fin. Dans un autre poème[3]), remarquable par la hardiesse des enjambements et par les coupes déplacées, pourtant à peu près les trois quarts des vers sont d'une facture strictement régulière.

---

[1]) Contemplations I_{26}.
[2]) Contemplations IV_{13}.
[3]) Contemplations I_{4}.

Une autre particularité bien plus fréquente que celle dont nous venons de parler, c'est la rime riche. Sur dix rimes il n'y a que deux, souvent qu'une seule qui ne soit pas riche. Ce rapport est maintenu pour des vers d'un petit nombre de syllabes, quoique le retour fréquent de la rime augmente la difficulté. Dans la *Chasse du Burgrave* en cinquante stances de la forme:

Où fuir? dans le lac! Il s'y plonge,
Longe
Le bord où maint buisson rampant
Pend.

il n'y a que la seule rime jappe: happe qui ne soit pas riche. Et dans ces rimes à écho qui pour tout autre seraient un tour de force extraordinaire Victor Hugo n'a fait que dépasser d'un peu la moyenne de ses rimes riches.

On sait que les poètes se contentent de la rime suffisante pour des terminaisons qui riment toujours avec une consonne d'appui, au cas qu'il s'agisse d'un monosyllabe. Victor Hugo, au contraire, est à la recherche de la rime riche aussi pour les mots d'une syllabe quand même ils ont des terminaisons peu nombreuses dans la langue. Les rimes triviales sont très rares chez lui, les combinaisons originales et frappantes, parfois bizarres, abondent; la plupart en sont telles qu'on les chercherait en vain dans les poètes du dix-septième ou du dix-huitième siècle. Si Voltaire s'est plaint que pour rimer à «hommes» il faille toujours recourir à des chevilles telles que «nous tous tant que nous sommes» ou «dans ce siècle où nous sommes», Victor Hugo a su vaincre cette difficulté, il dispose de «pommes», il parle de «Gomorrhes et Sodomes», il met au pluriel l'unique et éternelle «Rome». Mais quand Boileau fait planter à son jardinier l'if et le chèvrefeuil, pour avoir une rime à sa maison d'Auteuil, il est fort à craindre que la rime n'ait joué des tours analogues au poète du dix-neuvième siècle. Le noble seigneur Ruy Gomez, rentrant la nuit trouve deux hommes chez lui; le bon sens voudrait qu'il les fît jeter à la porte. Pas du tout!

Quand nous avions le Cid et Bernard, ces géans
De l'Espagne et du monde allaient par les Castilles,
Honorant les vieillards et protégeant les filles . . .[1])

[1]) Hernani I 3.

Il continue sur ce ton pour une vingtaine de vers. Toute cette digression d'où vient-elle?

Mes jeunes cavaliers, que faites-vous céans?

s'était écrié don Ruy Gomez dans un vers bien en situation celui-là; mais il fallait à «céans» une rime riche avec lettre d'appui! Enfin il y a des rimes toutes faites que Victor Hugo a dû accepter aussi bien que tous les versificateurs. Dans la *Légende des Siècles* les *arbres* amènent nécessairement les *marbres* comme partout ailleurs.

Victor Hugo a employé en même temps l'enjambement et la rime riche. N'est-ce pas là une contradiction singulière? L'enjambement nous force à glisser rapidement sur la rime, de sorte que nous la saisissons à peine. La rime riche paraît donc être une dépense inutile d'efforts. Mais d'abord les rimes riches sont de beaucoup plus fréquentes que les enjambements. Le poète a donc orné ses vers de la rime riche sans but secondaire, parce qu'il la regardait comme une grâce suprême de la poésie française. Puis, en cas qu'il y ait enjambement, il est vrai que la valeur de la rime est affaiblie, mais, pour cette raison même, il est bien fait d'employer des rimes riches qui par leur sonorité frappent mieux l'oreille. Des rimes faibles seraient submergées quand le sens de la phrase vient lier étroitement deux vers successifs, et dans ce cas il y aurait à craindre que le sentiment de la forme rythmique, diminué déjà par l'enjambement, ne se perdît complètement.

Il est de coutume de nommer, à côté de Victor Hugo, Alfred de Musset comme réformateur du vers français. Cette assertion a besoin d'être modifiée, la ressemblance se réduit à ce que ni l'un ni l'autre n'ont observé les règles du vers classique. Sans cela les différences sont très prononcées, mais il vaut bien la peine de s'y arrêter un moment pour mieux faire ressortir le caractère du vers d'Hugo. Avant tout Musset a dédaigné la rime riche, souvent il s'en passe pour les terminaisons les plus ordinaires. Il suivait en cela l'exemple de son *Mardoche*, et le succès fut le même:

Et quoiqu'il fît rimer *idée* avec *fâchée*,
On le lisait[1].)

---

[1]) **Mardoche III.**

Dans les *Marrons du Feu* Musset avait en effet employé cette rime à laquelle se rattache une anecdote intéressante racontée par Mme. Hugo. Puis le chantre de *Rolla* est de la dernière négligence pour les consonnes finales. Il a avoué lui-même que ses rimes étaient bien faibles:

Vous trouverez, mon cher, mes rimes bien mauvaises;
Quant à ces choses-là, je suis un réformé.
Je n'ai plus de système, et j'aime mieux mes aises;
Mais j'ai toujours trouvé honteux de cheviller.
Je vois chez quelques-uns, en ce genre d'escrime,
Des rapports trop exacts avec un menuisier.
Gloire aux auteurs nouveaux, qui veulent à la rime
Une lettre de plus qu'il n'en fallait jadis!
Bravo! c'est un bon clou de plus à la pensée.
La vieille liberté par Voltaire laissée
Était bonne autrefois pour les petits esprits.[1])

Musset a connu les *versi sciolti* de Léopardi:

Au milieu des langueurs du parler d'Ausonie
Tu dédaignas la rime et sa molle harmonie,[2])

mais il s'est pourtant gardé de les imiter; il n'est pas allé jusqu'à rejeter la rime, tout en se moquant de ceux qui se mettent la cervelle à la gêne, pour avoir à la rime une lettre de plus. Qu'est-ce que cela prouve? C'est une preuve irrécusable que les vers blancs ne sont pas dans le génie de la langue française.

Musset ne s'est pas contenté d'admirer dans Mathurin Régnier:

Ses hardis hiatus, flot jailli du Parnasse,
Où Despréaux mêla sa tisane à la glace,[3])

mais il a prêché d'exemple. Sans compter les *çà et là,* les *peu à peu,* on trouve dans ses vers *mille et un madrigaux,*[4]) *un cétacé énorme*[5]) et ce fameux cri adressé à Manon Lescaut: *Ah! folle que tu*

---

[1]) La Coupe et les Lèvres, Dédicace.
[2]) Après une Lecture XX.
[3]) Sur la Paresse.
[4]) Namouna I 46.
[5]) La Loi sur la Presse XXX.

es![1]) Victor Hugo est ici bien plus conservateur; lui qui a lancé un fier défi à *l'Art poétique* s'est soumis en silence au précepte de Boileau

Gardez qu'une voyelle à courir trop hâtée
Ne soit d'une voyelle en son chemin, heurtée.

Dans tous les drames d'Hugo il n'y a qu'un seul hiatus:

Et les yeux du Seigneur vont courant çà et là[2])

et le poète a cru devoir justifier cette hardiesse en s'appuyant dans une note sur l'exemple de Racine! «Il y a dans ce vers une irrégularité que le *je suais sang et eau* de Racine autoriserait au besoin.» Une autre fois Hugo a caché un hiatus en affublant le mot *nu* d'une graphie surannée:

C'est hideux Satan nud et ses ailes roussies![3])

L'hiatus est permis entre deux mots dont le premier se termine par une consonne, quand même cette consonne ne se fait pas entendre dans la prononciation. Cette sorte d'hiatus devient surtout désagréable quand le premier mot a pour voyelle de la dernière syllabe un e muet:

Il est génie, étant plus que les autres, homme[4]).

De tels vers ne sont pas rares dans Hugo. Parfois le poète a évité un tel hiatus par l'élision de l'e muet, comme si la consonne finale n'existait pas:

Mandons aux vivandiers, buvetiers, taverniers . . .
De clore á l'instant même et tavernes et boutiques[5])
Charges, emplois, honneurs, tout s'écroule en un instant[6])
Toutes les âmes, cygnes, aigles, éperviers, colombes[7]).

Il va sans dire que dans le texte imprimé ces pluriels *tavernes, charges, cygnes, aigles* n'ont pas de *s* à la fin. C'est le cas de parler d'une licence poétique: emploi du singulier au lieu du pluriel!

En employant cette élision, le poète s'est laissé échapper une rime incorrecte qu'il ne se serait jamais pardonnée, s'il s'en fût seulement aperçu:

---

1) Namouna I 60.
2) Cromwell V 12.
3) Cromwell III 3.
4) Contemplations I 9.
5) Cromwell I 11.
6) Ruy Blas I 1.
7) Légende des Siècles XIV.

Olympes bleus et ténébreux Avernes,
Temples, charniers, forêts, cités, aigle, alcyon,
Sont devant mon regard la même vision[1])

Victor Hugo a voulu dire: *aigles, alcyons*. Mais cette rime entre le pluriel *alcyons* et le singulier *vision*, n'est elle pas vraiment inouïe, bonne pour Alfred de Musset?

Dans les questions de technique même de second ordre Hugo est d'une pusillanimité qu'on ne lui supposerait pas. On sait qu'un mot tel que *passions* compte dans le vers pour deux syllabes ou pour trois suivant qu'il s'agit de l'imparfait du verbe ou du substantif, quoique, dans l'un et dans l'autre cas, la prononciation soit absolument la même. C'est que dans la manière de fixer le nombre des syllabes les poètes en sont restés encore de nos jours à l'état de la prononciation de la fin du seizième ou du commencement du dix-septième siècle. Sans établir un principe général, Musset a du moins mis, dans un grand nombre de cas particuliers, la pratique du poète en accord avec la prononciation actuelle. Dans des mots tels que: *impérial, immémorial; confessional, viol, fiole, idiome, champion; matériel; rouet; suicide; Louis, Louise, Louison* et dans bien d'autres Musset a traité les combinaisons de voyelles comme monosyllabiques, tandis que Victor Hugo est bien plus timide à cet égard. On peut même constater chez lui un mouvement rétrograde quand il fait toujours deux syllabes du mot *liard* qui depuis deux siècles n'en a formé qu'une seule.

Il est défendu d'employer des mots tels que: *voient, croient, fuient, les joues* dans le corps du vers. On n'a pas encore donné, que nous sachions, une explication de cette défense, et ce n'est pas ici l'endroit d'en avancer une. Observons toutefois le fait curieux que Musset a enfreint cette loi et que c'est Hugo qui s'y est soumis. Les plus remarquables des poètes contemporains, François Coppée et Sully Prudhomme, se sont rangés du côté de Musset, en suivant, comme souvent ailleurs, son exemple et non celui d'Hugo.

Nous n'avons fait qu'effleurer quelques-unes dans cette variété de questions que soulève la versification d'Hugo. Renvoyons les lecteurs qui s'intéressent à ce genre d'études aux *Problèmes de l'Esthétique contemporaine* de Guyau. C'est un livre qui mérite bien d'être

[1]) Légende des Siècles, Le Satyre IV.

lu après tous ces traités de versification française publiés dans les quinze dernières années d'un côté des Vosges et de l'autre. Après avoir étudié cet excellent ouvrage écrit avec un goût et un jugement si sûrs, on regrettera que le savant auteur, connaisseur profond de la philosophie antique et des langues et littératures modernes, ait été enlevé trop jeune à ses amis et à la science.

Si enfin on allait nous reprocher d'avoir perdu trop de temps à examiner la technique du poète, nous pourrions répondre que depuis quarante ans on n'a pas publié un seul volume de vers français où le lecteur ne sente vibrer, sinon dans le fond des idées, décidément dans la forme l'irrésistible influence de Victor Hugo.

E. Weber.

Die Dichter, insbesondere Homer, im Platonischen Staat.

Von

Eugen Grünwald.

Die Dichter, insbesondere Homer, im Platonischen Staat.

Οὐ πρὸ ἀληθείας τιμητέος ἀνήρ.

Theologen, Philosophen und Politiker haben das grossartige Platonische Staatsgebäude nicht ohne Behagen und Erfolg mit dem kritischen Sturmbock berannt: die grössten Bewunderer des göttlichen Weisen müssen in der Frauen- und Sklavenfrage die Grenzen seiner Ethik anerkennen.[1]) Indessen hat einerseits Plato sich nicht nur selbst gegen Ende seines Werkes über die praktische Durchführung desselben sehr bedenklich und zurückhaltend geäussert[2]), in den Gesetzen aber gar eine von hoher wissenschaftlicher Unbefangenheit und Resignation zeugende Selbstkritik seines einstigen Staatsideals gegeben[3]) — andererseits haben doch auch jene Schwächen des Systems ihre Erklärung und Entschuldigung in dem Erfahrungssatze, dass der stärkste und selbständigste Geist in seinen Lebensgewohnheiten und Lebensbedingungen eine Schranke findet. Ja, scheint doch die Aufgabe des Anwalts gerade dann schwieriger und undankbarer zu werden, wenn der Client sich zu jahrhundertelang gepflegten, seinem Geschlecht in liebevolle Überzeugung gewandelten Anschauungen in Widerspruch setzt. Solcher Sachlage aber sieht sich der Verteidiger Platos gegenüber, wenn er über dessen Stellung zu den Dichtern, insbesondere zu Homer, sein Urteil abgeben soll. Nachdem er sich einmal von dem Verdammungsspruch überzeugt hat, den der Philosoph über den »Erzieher Griechenlands« fällt, wird er sich mit dem Nachweise be-

[1]) Vgl. Steinhart Einl. S. 196 und 202; auch das echt stoische *ἐπιεικὴς ἀνὴρ μάλιστα αὐτὸς αὑτῷ αὐτάρκης πρὸς τὸ εὖ ζῆν* (387 D, E) gehört hierher. — Schmelzers Auslegung (in seiner Ausg. Bd. 2 S. 19) ist doch wohl zu künstlich, man vgl. u. a. Rep. 457 C f.; Gess. 739 C.

[2]) 592 A f.; vgl. 472 C und 473 A.

[3]) Vgl. Gess. 739 D mit den bei Zeller p. 776 Anm. 6 angezogenen Stellen,

scheiden müssen, dass Platos Abneigung gegen ihn eine notwendige Folge der Platonischen Ästhetik und Religionsphilosophie ist. Es sei uns gestattet, an der Hand vornehmlich der Platonischen Republik und einiger in anderen Dialogen verstreuten die Sache angehenden Auslassungen die Stellung Platos zu den Dichtern nochmals darzulegen und jenen Beweis anzutreten, ohne uns jedoch auf eine Kritik der Ansicht des Philosophen selbst einzulassen.

I.

Wer der Alten Leben und Litteratur auch nur flüchtig kennt, wird viel von dem Einflusse zu erzählen wissen, den Homer auf sein Volk nach dessen wiederholtem Eingeständnis zu allen Zeiten gehabt hat. Erziehung, Poesie und plastische Kunst haben sich an ihm gebildet, aus ihm geschöpft und ihren Stolz darein gefunden, sein Nachahmer zu heissen. Was Niceratus im Gastmahl des Xenophon [1]) sagt: *ὁ πατὴρ ὁ ἐπιμελούμενος, ὅπως ἀνὴρ ἀγαθὸς γενοίμην, ἠνάγκασέ με πάντα τὰ Ὁμήρου ἔπη μαθεῖν· καὶ νῦν δυναίμην ἂν Ἰλιάδα ὅλην καὶ Ὀδύσσειαν ἀπὸ στόματος εἰπεῖν*, findet dort kein Wort der Verwunderung oder gar Bewunderung. »Der Dichter«, wie er kurzweg heisst[2]), der Göttliche[3]), der Weise[4]), und wie die zahlreichen Ehrennamen, die ihm ein dankbares und stolzes Volk gegeben, alle lauten, hat das Lieblingsstudium seines Volkes nicht nur, sondern auch der Römer und des Mittelalters gebildet, um auch »die Sisyphusarbeit der deutschen Philologie« zu werden. Pindar wandelt in des *ἀδυεπής*[5]) Fusstapfen, Äschylus nannte seine Dramen Brosamen vom reichen Mahle Homers, an Sophokles rühmt sein Biograph das Homerische[6]), Aristophanes selbst sagt in den Fröschen[7]) *ὁ δὲ θεῖος Ὅμηρος — ἀπὸ τοῦ τιμὴν καὶ κλέος ἔσχεν, πλὴν τοῦδ', ὅτι χρήστ' ἐδίδαξε, — τάξεις, ἀρετάς, ὁπλίσεις ἀνδρῶν*; Herodot nennt ihn[8]) (neben Hesiod) den Schöpfer der griechischen Götterwelt, Phidias entnahm ihm den Typus

---

[1]) Cap. 3; vgl. Plat. Gess. 811 A f.; Prot. 325 F (locus class. über die Erziehung); Euthyd. 276 C; Aristoph. Nub. 964 ff.; Isocr. Paneg. 159; Quint. 1, 8, 5.

[2]) Gorg. 485 D; Gess. 803 E u. a., vgl. Quint. 8, 5, 9.

[3]) Gess. 776 E; Theät. 194 E; Jon 530 B; Alc. II 147 C; Arist. Frö. 1034 u. a.

[4]) Gess. 776 E: Theät. 194 E. — [5]) Nem. 7, 22. — [6]) Vgl. Rep. 595 B f. *ἔοικε κτλ.* — [7]) 1038 f. — [8]) 2, 53.

seines unsterblichen Zeus [1]), Alcibiades gar züchtigte den Grammatiker, der keinen Homer in seiner Schule zu haben erklärte [2]).

Und inmitten dieser Schar der Ὁμηρίδαι [3]) und ἐπαινέται [4]) des Dichters sollte ihm ein Gegner in dem Manne entstanden sein, der nicht nur in seiner Jugend dem allgemeinen Vorbilde nachgeahmt, wenn auch es zu erreichen verzweifelt hatte [5]), sondern dessen Schriften in Sprache und Composition eine so hohe dichterische Begabung erkennen lassen und dem Biographen einen Vergleich ihres Urhebers mit Homer aufdrängten! [6]) Und diese aprioristische Unwahrscheinlichkeit scheint noch verstärkt zu werden durch die zahlreichen Anführungen Homers, die sich in den Dialogen verstreut finden [7]), durch die von Verehrung und Bewunderung des Dichters zeugenden ihm gegebenen Beinamen [8]), endlich durch nicht wenige Stellen, wo der Philosoph Homers Verdienste um das Vaterland und Einwirkung auf ihn selbst in starken Worten unverhohlen anerkennt. Auch für ihn ist Homer der *ποιητικώτατος καὶ πρῶτος τῶν τραγῳδιοποιῶν* [9]), auch er gesteht seine aus frühester Jugend stammende Liebe und Verehrung für ihn [10]), von dem er sich bewusst sei bezaubert zu werden [11]), den er als Greis lieber höre als Komödien- und Tragödiendichter [12]), durch dessen Tadel er sich den Vorwurf der Ungebildetheit zuzuziehen fürchte [13]), den er deshalb nur ungern angreife, [14]) wenn er nicht der Überzeugung wäre *τὸ δοκοῦν ἀληθὲς οὐχ ὅσιον προδιδόναι* [15]).

Fürwahr, ein grosser Kampf [16]) mit ihm selbst muss dem Philosophen der Kampf gegen seinen Lieblingsdichter geworden sein! Unter dem Eindruck welcher Gefahr und mit welchen Waffen er ihn in der Republik durchführt, das wollen wir nunmehr zunächst verfolgen, nachdem wir vorher auf seine Mitkämpfer aus früherer Zeit einen Blick geworfen haben [17]).

---

[1]) Vgl. auch Sauppe zu Prot. 309 A. — [2]) Plut. Alc. Cap. 7. — [3]) Rep. 599 E; Phädr. 252 B; Jon 530 D. — [4]) Prot. 309 A; Jon 536 D; vgl. Rep. 426 B. — [5]) Aelian. V. H. 2, 30.

[6]) Olympiod. 6: *δύο γὰρ αὗται ψυχαὶ λέγονται γενέσθαι παναρμόνιοι.*

[7]) Er zitiert ihn wohl über 130 Mal; die scherzhafte oder ironische Verwendung des Citates ist dabei ohne Gewicht.

[8]) Vgl. die schon oben angeführten Stellen. — [9]) Rep. 606 E f. — [10]) ib. 595 B; vgl. 383 A. — [11]) ib. 607 C. — [12]) Gess. 658 D; vgl. auch Symp. 209 D.

[13]) Rep. 607 B. — [14]) ib. 391 A (*ὀκνῶ* vgl. 595 B *κωλύομαι* und 383 A, 468 D, wo man das *ταὐτά γε* beachte). — [15]) ib. 607 C. — [16]) ib. 608 B.

[17]) Wir sehen hier natürlich von der aus anderen Gesichtspunkten seitens

II.

Nachdem schon im Pythagoreismus — namentlich bei Philolaus von Theben — reinere Vorstellungen über die Gottheit aufgetaucht waren, erhielten diese doch erst mit dem Eleaten Xenophanes ihre philosophische Begründung und zugleich eine polemische Richtung gegen den Volksglauben. Bei ihm hiess es[1]);

εἷς θεὸς ἔντε θεοῖσι καὶ ἀνδρώποισι μέγιστος,
οὔτε δέμας θνητοῖσιν ὁμοίϊος οὔτε νόημα —

ferner[2]):

ἀλλὰ βροτοὶ δοκέουσι θεοὺς γεννᾶσθαι [ὁμοίως]
τὴν σφετέρην τ' αἴσθησιν ἔχειν φωνήν τε δέμας τε —

daher er denn auch[3]) meinte, *ὅτι ὁμοίως ἀσεβοῦσιν οἱ γενέσθαι φάσκοντες τοὺς θεοὺς τοῖς ἀποθανεῖν λέγουσιν· ἀμφοτέρως γὰρ συμβαίνει μὴ εἶναί ποτε θεούς,* und den Eleaten, *ἐρωτῶσιν, εἰ θύσουσι τῇ Λευκοθέᾳ καὶ θρηνήσουσιν ἢ μή,* riet, *εἰ μὲν θεὸν ὑπολαμβάνουσι, μὴ θρηνεῖν, εἰ δ' ἄνθρωπον, μὴ θύειν*[4]). Besonders aber zu beachten sind Verse, wie die[5]), wo er den Trinker belobt, der nach Vermögen *ἐσθλὰ ἀμφ' ἀρετῆς ἀναφαίνει,* und dann empfiehlt

οὔτε μάχας διέπειν Τιτήνων οὐδὲ γιγάντων
οὐδὲ τὰ Κενταύρων, πλάσματα τῶν προτέρων —

wo er ganz euhemeristisch erklärt[6]):

ἥν τ' Ἶριν καλέουσι, νέφος καὶ τοῦτο πέφυκε
πορφύρεον καὶ φοινίκεον καὶ χλωρὸν ἰδέσθαι —

und wo er endlich seinem Grimme gegen die unwürdige Darstellung der Götter bei den Dichtern mit den Worten Luft macht[7]):

πάντα θεοῖς ἀνέθηκαν Ὅμηρός θ' Ἡσίοδός τε
ὅσσα παρ' ἀνθρώποισιν ὀνείδεα καὶ ψόγος ἐστί,
καὶ πλεῖστ' ἐφθέγξαντο θεῶν ἀθεμίστια ἔργα,
κλέπτειν μοιχεύειν τε καὶ ἀλλήλους ἀπατεύειν.

Auch aus des Aristoteles Buch *περὶ Ξενοφάνους*[8]) ist für die Platonische Beweisführung im Staate und zur Ergänzung unserer Kenntnis der Philosophie des Xenophanes mancher Satz von Wichtigkeit.

---

eines Herodot (2, 23) oder Thucydides (1, 10, 4; 2, 41, 2) am Dichter geübten Kritik ab. Vgl. auch Hor. Sat. 1, 10, 52; Plut. Coriol. Cap. 32.

[1]) fr. 1 (Mull.). — [2]) fr. 5. — [3]) Nach Arist. Rhet. 2, 23. — [4]) ib. cf. Plut. Amat. 763 D. — [5]) fr. 21. — [6]) fr. 13. — [7]) fr. 7.

[8]) Mull. p. 293 ff.

Als Ὁμηρομάστιξ war im Altertum ferner der grosse Physiker des fünften Jahrhunderts bekannt[1]), der ja nach einigen Schüler des Xenophanes gewesen sein soll[2]). Bei Heraklit heisst es[3]): *πόλεμος πάντων μὲν πατήρ ἐστι, πάντων δὲ βασιλεύς*[4]), *καὶ τοὺς μὲν θεοὺς ἔδειξε, τοὺς δὲ ἀνθρώπους.*

Der ihm verwandte Empedocles hält bekanntlich *Νεῖκος* und *Φιλότης* für die Götter, die die Welt regieren[5]); die letztere ist die Mutter alles Werdens und Gewordenen, auch der *θεοὶ δολιχαίωνες*[6]). *Ὄλβιος,* aber sagt er mit Beziehung auf sie[7]),

ὄλβιος ὃς θείων πραπίδων ἐκτήσατο πλοῦτον,
δειλὸς δ' ᾧ σκοτόεσσα θεῶν πέρι δόξα μέμηλεν —

und dann entwickelt er Ansichten über die Gottheit, welche dem Xenophanischen auffallend ähnlich sind:

(der Gottheit) *οὐκ ἔστιν πελάσασθ' οὐδ' ὀφθαλμοῖσιν ἐφικτόν*
ἡμετέροις ἢ χερσὶ λαβεῖν —
οὔτε γὰρ ἀνδρομέῃ κεφαλῇ κατὰ γυῖα κέκασται —
ἀλλὰ φρὴν ἱερὴ καὶ ἀθέσφατος ἔπλετο μοῦνον,
φροντίσι κόσμον ἅπαντα καταΐσσουσα θοῇσιν[8]).

Der materialistische Demokrit hat zwar treffend das Wesen des echten Dichters ausgesprochen[9]) und insbesondere den Homer gerühmt[10]), aber doch mit seinem Satze[11]), dass die Menschen irrtümlich Naturerscheinungen aller Art auf die Götter zurückführten, und mit dem echt sokratischen *μοῦνοι θεοφιλέες, ὅσοισι ἐχθρὸν τὸ ἀδικέειν*[12]) Kritik an ihm geübt.

Anaxagoras endlich stellte an den Anfang seines Werkes: *ὁμοῦ πάντα χρήματα ἦν· νοῦς δὲ αὐτὰ διῆρε καὶ διεκόσμησε*[13]). Wenngleich uns von ihm kein religionsphilosophischer Satz überliefert ist, so erlaubt doch jener Grundsatz seiner Weltanschauung und der in Athen wegen Atheismus gegen ihn angestrengte Process[14]) einen Rückschluss auf seine Stellung zum Volksglauben[15]).

---

1) Diog. L. 9,1, n. 2. — 2) id. 9,5; Suid. s. v. vgl. fr. 1, 12, 55. — 3) fr. 44.
4) vgl. fr. 39 und 37. — 5) z. B. v. 80 f. (Mull.)
6) v. 131; 265 f. — 7) v. 387 f. — 8) v. 389 ff. vgl. auch v. 417 ff.
9) fr. 2 p. 370 Mull. — 10) ib. fr. 3. — 11) fr. phys. 4. — 12) fr. mor. 107.
13) Diog. Laert. 2,6 vgl. Plat. Phäd. 73 B, 97 B f. (freilich folgt 98 B ff. eine Kritik!); Gess. 967 B; fr. 6 u. 7. — 14) Diod. Sic. 12,39; Joseph. c. Ap. 2,37.
15) Ob er oder ein anderer A. zusammen mit Metrodorus von Lampsacus sich

III.

Josephus sagt in seiner Streitschrift gegen Apion[1]), dass die *κατὰ ἀλήθειαν ἐν τοῖς Ἑλληνικοῖς φιλοσοφήσαντες* die »frostige« allegorische Erklärung der Göttermythen verschmäht und zu einer wahren und geziemenden Vorstellung über Gott gekommen seien, und fährt dann fort: *ἀφ' ἧς (δόξης) ὁρμηθεὶς ὁ Πλάτων οὔτε τῶν ἄλλων οὐδένα ποιητῶν φησὶ δεῖν εἰς τὴν πολιτείαν παραδέχεσθαι, καὶ τὸν Ὅμηρον εὐφήμως ἀποπέμπεται, στεφανώσας καὶ μύρον αὐτοῦ καταχέας, ἵνα δὴ μὴ τὴν ὀρθὴν δόξαν περὶ θεοῦ τοῖς μύθοις ἀφανίσειε.* Die Stellen, auf welche Josephus sich hier bezieht, umfassen Rep. II, 6—9, 17—21; III, 1—12 und X, 1—8.

Die Republik ist die von Plato gewissermassen als Krönung seines wissenschaftlichen Denkens versuchte Durchdringung von Philosophie und Leben[2]). Schon im Gorgias[3]) hatte er im Anschluss an pythagoreische Lehren das Princip der sittlichen Anschauung als das einer Himmel und Erde, Götter und Menschen umfassenden Weltanschauung nachzuweisen versucht, deren Abbild Staat und Seele sein sollten. Was hier nur andeutungsweise gegeben wird, das hat der Philosoph in der Republik ausführlich dargelegt. Die sittliche Weltordnung hat zur Voraussetzung bei dem *ἰδιώτης* sowohl als bei der *πόλις* die *δικαιοσύνη*. Um ihre Begriffsbestimmung, Erscheinungsformen und Wirkungen im persönlichen und staatlichen Leben handelt es sich in den zehn Büchern der *πολιτεία*.

Im Anfange des zweiten Buches erläutert Glaukon die Ansichten, welche bei der Menge über die *δικαιοσύνη* herrschen und darauf hinauslaufen, dass die Gerechtigkeit zu üben nützlich sei, weil sie Lohn und Ehre im Gefolge habe, so aber, dass es mehr auf das *δοκεῖν δίκαιον εἶναι* als auf das *εἶναι δίκαιον* ankomme und die Menge in Wahrheit die Ungerechtigkeit preise und die Gerechtigkeit herabsetze. Adeimantos will nun[4]) des Bruders Ausführungen ergänzend die Meinung derer darthun, welche der Gerechtigkeit das Wort reden, freilich

---

mit allegorischer Deutung homerischer Mythen abgegeben habe (Mull. p. 245), lassen wir dahingestellt; beachtenswert aber ist immerhin des Diog. Laert. Aussage (2, 11): *δοκεῖ δὲ πρῶτος τὴν Ὁμήρου πόιησιν ἀποφήνασθαι εἶναι περὶ ἀρετῆς καὶ δικαιοσύνης.*

[1]) 2,36.

[2]) Rep. 473 D f. — [3]) 507 E ff.

[4]) 362 D ff.

nicht in dem Sinne, dass sie dieselbe an sich, sondern in dem, dass sie sie der ἀπ' αὐτῆς εὐδοκιμήσεις wegen glauben empfehlen zu müssen. Dazu führten sie als Beweise Hesiod und Homer, Musäus und Eumolpus an, die in ihren Gedichten eine Fülle von Gütern (ἄφθονα ἀγαθά) in dieser Welt und im Hades dem Gerechten versprächen, dem Ungerechten aber ewige Strafen in Aussicht stellten[1]). Dieselben Dichter unterstützten nun aber auch die verbreitete Auffassung, dass [σωφροσύνη und] δικαιοσύνη zwar etwas Ehrenhaftes (καλόν), aber doch Mühevolles seien, die Ungerechtigkeit dagegen angenehm und gewinnbringend und nur nach Meinung und Sitte unehrenhaft. Die Dichter lehrten, dass es dem Guten oft schlecht, dem Bösen gut gehe, dass die Götter durch Opfer und Beschwörungen beeinflusst werden könnten[2]).

Wenn nach solchen Äusserungen die Jugend ihre eiligen Schlüsse für die Ethik mache, so werde eine Scheingerechtigkeit grossgezogen. Freilich könnte man einwenden, 1) es sei nicht leicht, auf die Dauer die Schlechtigkeit zu verbergen; 2) gegenüber den Göttern nütze die Verstellung nichts; 3) im Hades erwarte den δοκῶν δίκαιος εἶναι οὐκ ὤν die gerechte Strafe. Darauf sei zu erwidern; 1) nichts Grosses sei leicht; dazu kämen dem Ungerechten ξυνωμοσίαι und ἑταιρεῖαι und διδάσκαλοι πειθοῦς zu Hilfe, um sich durch Anwendung von Gewalt oder Überredung zu sichern; 2) die Götter — wenn es solche gäbe, die sich um uns bekümmern — könnten durch Opfer und Gebete gewonnen werden; 3) vor dem Hades endlich schützten die Weihen mit ihren sühnenden Gottheiten, von welchen Dichter und Propheten erzählten[3]).

Dichter und Prosaiker haben also Schuld, dass alle Welt von den durch die δικαιοσύνη zu gewinnenden materiellen Vorteilen spricht und unterlässt, auf ihr Wesen an sich eingehend nachzuweisen, dass sie das μέγιστον ἀγαθόν ist. Dies letztere zu thun wird nun Sokrates gebeten[4]). Um einer abermaligen Ergebnislosigkeit der Untersuchung vorzubeugen, rät derselbe[5]), die δικαιοσύνη in einem grösseren Rahmen, am Staat, anzuschauen und dazu dessen Genesis zu entwickeln, in der doch dann auch die gewünschte Tugend ihren Platz werde finden müssen.

---

[1]) bis 363 E. — [2]) bis 365 A.
[3]) bis 366 B. — [4]) bis 367 E. — [5]) 368 E ff.; vgl. 434 D.

Nachdem die Entstehung der πόλις (ξυνοικία) aus der menschlichen χρεία nachgewiesen ist, Handwerker, Krämer, Tagelöhner u. s. w. sich eingefunden haben, wird das Fortbestehen des Staates als auf dem Kriegerstand, den φύλακες τῆς πόλεως, beruhend erkannt, deren körperliche wie geistige Eigenschaften, als Naturanlage vorhanden, durch die παίδευσις ausgebildet sein wollen[1]).

Der Philosoph will, dass dieselbe sich in den Bahnen der überlieferten γυμναστική (ἐπὶ σώματι) und μουσική (ἐπὶ ψυχῇ) bewege, und zwar so, dass mit der musischen Erziehung angefangen werde. Die zu dieser gehörigen λόγοι sind nun wahre und dichterische (ψεῦδος, μῦθοι); letztere hört das zarte Kind am frühesten. Mit Rücksicht auf die Bildsamkeit (ἁπαλόν) und Empfänglichkeit der Kinderseele, die in jungen Jahren ihre Prägung für das ganze Leben erhalten kann, sind nun Sagendichter, Mütter und Wärterinnen dahin zu beaufsichtigen, dass den Kleinen nur Vorstellungen und Meinungen beigebracht werden, die sie für ihr ganzes Leben festhalten müssen. Homer und Hesiod ist vorzuwerfen, dass sie Götter und Helden mit schlechten Eigenschaften vorführen: die Sagen von Uranos und Kronos z. B. könnte ein Jüngling als Entschuldigung seines pietätlosen Benehmens gegen Vater und Bruder anführen wollen, Streit und Zwist der Götter und Giganten unter einander könnten für das Verhalten der Bürger ein verhängnisvolles Beispiel werden, ebenso Heras Fesselung durch ihren Sohn, Hephästus' Sturz aus dem Himmel u. ä., mag dies nun sinnbildlich vom Dichter gemeint sein oder nicht. Die Dichtung muss zur Tugend anregen[2]).

Die Grundzüge (τύποι), welche eine gesunde Mythendichtung aufweisen muss, werden nun an Homer, Hesiod und den Tragikern veranschaulicht; da die Gottheit gut ist, so kann sie nicht Urheber des Bösen sein — also sind Erzählungen wie die von den zwei Fässern mit den Schicksalslosen[3]), die von Pandaros[4]), von Themis und Zeus[5]) u. ä. auszumerzen; da die Gottheit wahr ist in That und Wort, so ändert sie sich weder selbst noch wird sie die Menschen täuschen — demnach sind Stellen, die solches voraussetzen[6]), ähnliche μῦθοι über Proteus[7]), Thetis und Hera[8]), über den Traum des Agamemnon[9]) u. a. für die Jugendunterweisung verderblich[10]).

1) bis 376 E.
2) bis 378 E. — 3) Il. 24. — 4) Il. 3 und 4. 5) Il. 20. — 6) Od. 17, 485 ff.
7) ib. 364 ff. — 8) vgl. Stallbaum zu 381 D. — 9) Il. 2. — 10) bis 383 C.

Neben reineren Begriffen von der Gottheit ist der Jugend aber auch Mut und Todesverachtung anzuerziehen. Dies verhindern die Dichter, wenn sie die Schrecken des Hades in grausigen Bildern[1]) und Ausdrücken[2]), wenn sie über den Verlust eines Bruders oder Sohnes klagende Helden[3]) vorführen.

Sollte die Jugend aber solche Situationen und Ergüsse gar von der lächerlichen Seite auffassen, so wäre das nicht minder ein Nachteil: das *φιλογέλωτας εἶναι* führt zu Leichtsinn und Unbeständigkeit; darum fort aus dem Unterricht mit Dichterstellen, welche bedeutende Menschen oder gar Götter lach- und spottlustig zeigen[4]).

Endlich ist die Jugend vor Eindrücken zu schützen, welche ihre *σωφροσύνη*, als der Grundlage des Gehorsams gegen die Obrigkeit und der Mässigkeit in sinnlichen Genüssen, bedrohen. Der Ausfall Achills gegen Agamemnon[5]), Odysseus' Schwärmen für Tafelfreuden[6]), Ares' und Aphrodites Abenteuer[7]), und ferner Phönix' Wort über Achills Bestechlichkeit[8]), der Charakter Achills überhaupt mit seinen *δύο νοσήματε*, der *ἀνελευθερία μετὰ φιλοχρηματίας* und der *ὑπερηφανία θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων*, andere unedle Eigenschaften von Göttern und Göttersprossen[9]) — die doch besser als die Menschen sein sollen — schädigen und verführen die Seelen der *φύλακες*[10]).

Nach dem *ἃ λεκτέον* kommt nun das *ὡς λεκτέον*, nach dem Inhalt der Poesie ihre Form (*λέξις*) an die Reihe. Zu unterscheiden ist die *ἁπλῇ διήγησις*, zweitens die *διὰ μιμήσεως γιγνομένη* und drittens die *δι' ἀμφοτέρων γ.*: an der Eingangsepisode der Ilias zeigt Sokrates die dritte und erste[11]); für den Tragiker, *ὅταν τις τὰ τοῦ ποιητοῦ τὰ μεταξὺ τῶν ῥήσεων ἐξαιρῶν τὰ ἀμαβοῖα καταλείπῃ*, bleibt die zweite. Diese *μίμησις* ist nun aber geeignet, den Charakter der *φύλακες*, welcher nur bei weiser Beschränkung der Vorbilder und Auferziehung am Einfachen und Einen gedeihen kann, zu verwirren und zu verderben, und besonders dann, wenn sie nicht gute, *ἀσφαλῶς* und *ἐμφρόνως* handelnde Männer, sondern Weiber, Sklaven, unedle und unfeine Leute aller

---

[1]) Od. 11; 20,64 f.; 23,103 u. a. m.; vgl. Cic. Cat. IV § 8.
[2]) 387 B. — [3]) Il. 24,10 ff.; 22,414 f.; 18,54 u. a. — [4]) Il. 1,599 f.
[5]) Il. 1,225 — [6]) Od. 9,8 f. — [7]) ib. 8,266 ff.
[8]) Il. 9,435 ff. vgl. 19,278 f. und 24,175 f.
[9]) wie Theseus auf Raub ausgehend, vgl. Stallb. zu 391 C. — [10]) bis 392 A.
[11]) welche keine Person redend und ihre *παθήματα* nachahmend einführt, wie es die epische Poesie thut, sondern (indirekt) schlicht erzählt.

Art zum Gegenstande hat[1]). Der Mythen-Dichter soll also die einfache (objektive) Darstellung bevorzugen, und zwar eine solche, wo der *καλὸς κἀγαθός* auftritt, dazu einerlei Harmonie und Rhythmus. Den vielseitigen Darsteller von Gedanken und Gefühlen hingegen (*κεκραμένος*) werden wir, so angenehm er der Menge sein mag, mit allen Ehren aus unserm Staat hinauscomplimentieren[2]).

Die besprochenen Grundsätze finden nun schliesslich auch ihre Anwendung auf die Musik[3]); hinsichtlich der Liedertexte gilt das bezüglich der *ἁπλῇ διήγησις* Ausgeführte, Melodie und Rhythmus aber müssen sich nach dem Worte richten, d. h. leidenschaftliche (z. B. *θρηνώδεις*) und verweichlichende *ἁρμονίαι* müssen den ruhigen und kräftigen weichen, womit auch alle jener complizierten Musik dienenden Jnstrumente fallen; der Rhythmus endlich muss sich auf die einfachsten Masse wie Trochäus, Jambus, Daktylus beschränken[4]).

Nach diesen Gesichtspunkten sind die Dichter zu beaufsichtigen und zu zwingen, *τὴν τοῦ ἀγαθοῦ εἰκόνα ἤθους* in ihren Gedichten zu verkörpern, wenn die Jugend sich an ihnen bilden und die musische Erziehung ihr höchstes Ziel, die Liebe zum Schönen, erreichen soll[5]).

Im Folgenden wendet sich die Untersuchung der *γυμναστική* zu.

IV.

Das zehnte Buch nimmt den Faden der die Poesie angehenden Betrachtung wieder auf. Nachdem Plato[6]) in den früheren Büchern die zum Erfassen der Idee des Guten hinanführenden propädeutischen und philosophischen Wissenschaften behandelt und damit die Erkenntnislehre zum Abschluss gebracht hat, kann er den im dritten Buche vorausgesetzten, aber noch nicht erklärten Begriff der *μίμησις* einer genaueren Betrachtung unterwerfen[7]).

Nach Plato kommt nur der Idee wahres Sein zu; alles sinnlich Wahrnehmbare ist ein mehr oder minder vollkommenes Abbild oder eine Darstellung jener und hat nur in dem Masse als es derselben

---

[1]) *ἵνα μὴ ἐκ τῆς μιμήσεως τοῦ εἶναι ἀπολαύσωσιν* 395 C. [2]) bis 398 B.

[3]) Über ihre Wertschätzung seitens des Philosophen vgl. ausser 401 D auch Gess. 812 D (*σαφηνείας ἕνεκα τῶν χορδῶν* d. i. „weil die Saiten eine so deutliche Sprache reden").

[4]) Das Nähere überlässt der unmusikalische Sokrates dem kunstverständigen Damon. — bis 400 E. — [5]) bis 403 C.

[6]) 502 C — 542 B. — [7]) vgl. schon 377 E; 388 C.

entspricht Teil an der Wahrheit. Die Kunst nun, welche die Gegenstände nachahmt, ist mithin von der Wahrheit noch um eine dritte Stufe entfernter[1]), weil sie Bilder[2]) des Wirklichen, blossen Schein (und zwar die Plastik für das Auge, die Poesie für Auge und Ohr) darstellt[3]), welchen nur Kinder und Unverständige für Wirklichkeit nehmen. In Wahrheit verstehen die Dichter nichts von dem, was sie nachahmen, sonst würden sie vorziehen, *ἐν τοῖς ἔργοις σπουδάσαι ἢ ἐν τοῖς μιμήμασιν.* Die Kunst jedes Feldherrn, jedes Gesetzgebers, eines Thales, Anacharsis, Pythagoras, ja jedes Arztes und die eines Protagoras ist wertvoller gewesen als die eines Homer, den seine Zeitgenossen, wenn er sie wirklich hätte zur Tugend erziehen können, nicht hätten rhapsodierend umherirren lassen, sondern den sie fester gehalten hätten als Gold, dem sie nachgefolgt wären, bis er sie genügend erzogen hätte. Nur im color poeticus, in dem Gebrauch der *ὀνόματα* und *ῥήματα* liegt der Zauber (*κήλησις*) der Dichtkunst, die ihren Reiz verliert, wenn sie *τῶν τῆς μουσικῆς χρωμάτων* entkleidet ist[4]).

Darum hat neben der Kunst[5]) des Gebrauches (*χρησομένη*), die die Zwecke bestimmt, zu denen die Kunst des Hervorbringens (*ποιησομένη*) arbeitet, und dieser letzteren die *μιμησομένη* im praktischen Staate keinen Raum: sie ist eine *παιδιά τις* und keine *σπουδή*; der Dichter ahmt nach, ohne über die sittliche Qualifikation seines Gegenstandes zu urteilen im stande zu sein, ohne oft eine andere Richtschnur für seine Kunst zu haben als den Geschmack der unwissenden Menge[6]).

Aber auch mit Rücksicht auf die psychologischen Darlegungen des vierten Buches gebührt der darstellenden Kunst der ihr angewiesene Rang. Die Vorstellungen und Gefühle, welche sie hervorruft, weichen von der Wahrheit und Wirklichkeit so weit ab, geben im günstigsten Falle ein so getrübtes Bild von ihnen, dass die Einheit und Harmonie des Denkens und Begehrens, welche der Seele das richtige Gleichgewicht giebt, gestört wird. Die mangelhafte sinnliche Reception, welche erst mit Messen, Zählen und Wägen den Weg zur richtigeren Erkenntnis betritt, wird durch die darstellende Kunst, der jene

---

[1]) 599 A: *τριττὰ ἀπέχοντα τοῦ ὄντος· φαντάσματα γάρ, ἀλλ' οὐκ ὄντα ποιοῦσιν.*

[2]) *φαντάσματα, εἴδωλα.*

[3]) Als Beispiel wählt Sokrates die Idee (Gattung) des Bettes, das vom Handwerker gefertigte und das vom Maler dargestellte Bett. — [4]) 601 B.

[5]) *τέχνη* im weitesten Sinne: 601 D. — [6]) bis 602 B.

Thätigkeiten fremd sind, im Fortschritt gehemmt: *φαύλη φαύλῳ ξυγγιγνομένη φαῦλα γεννᾷ ἡ μιμητική*[1]). Die mannigfachen unlauteren Leidenschaften und Affekte ferner, die das *λογιστικόν* mit so viel Mühe überwindet, werden durch die Gestalten und Worte der Dichtung, welche durch Darstellung solcher Gemütsbewegungen mehr Verständnis und Beifall bei der Menge findet als durch Inanspruchnahme des *λογισμός* des Hörers, wieder lebendig und dem *λογιστικόν* gegenüber gestärkt. Böse Beispiele verderben eben gute Sitten[2]). Den Lobrednern Homers also, nach denen er Griechenland erzogen habe, Quelle guter Lehren über Anordnung und Förderung menschlicher Angelegenheiten und Richtschnur des eigenen Lebens sei, ihnen wird man bei aller Achtung vor dem hohen Dichterberufe des Mannes entgegnen, dass in unserm Staate nur Lobgesänge auf die Götter und gute Männer eine Stätte fänden.[3])

Zum Schluss weist Sokrates, um nicht eigensinnig und ungebildet zu erscheinen, auf die alte Feindschaft zwischen Philosophen und Poeten, zwischen Wahrheit und Dichtung, hin[4]). Ja er gesteht, selbst von Homer bezaubert zu werden; aber um so nötiger[5]) sei ihm gegenüber eine *ἐπῳδή*, da er nicht der Wahrheit und ernster Thätigkeit diene. Denn entscheidend sei der Kampf, der hier gekämpft werde, handle es sich doch darum, *χρηστὸν ἢ κακὸν γενέσθαι* und Gerechtigkeit und die anderen Tugenden zu schützen[6]).

V.

Ὀκνοῦμέν γε δι' Ὅμηρον λέγειν — könnten wir mit Sokrates sprechen —, aber Plato hat, wie man auch seine Worte drehen und deuteln möge, ein scharfes und entschiedenes Urteil über die Dichter, Homer inbegriffen, gefällt. Ehe wir der von den Rettern des Philosophen heraufbeschworenen Streitfrage näher treten, ob Plato Homer nur aus dem Jugendunterrichte oder überhaupt, aus der *γιγνομένη πόλις* oder auch aus der *γενομένη* verbannt wissen wolle, wird es von Nutzen sein, aus anderen Platonischen Schriften auf unsere Frage bezügliche Äusserungen des Philosophen zu sammeln. Hat vielleicht sein Urteil über die Dichtkunst mit der Entwickelung seines philo-

---

[1]) 603 B. — [2]) 606 B. — [3]) bis 607 A.

[4]) Vgl. Gess. 967 C f; man denkt an den Sokrates der Wolken des Aristophanes (Apol. 19 C). — [5]) vgl. auch Cic. d. n. d. 1, 16, 42. — [6]) bis 608 B.

sophischen Systems Schritt gehalten, hat es etwa mit der Zeit wie andere Platonische Begriffe — wir denken an den *ἔρως*, die *δόξα*, die *ἰδέα* — mit dem Ausbau des Systems an Klarheit und Tiefe und deshalb an Strenge und Entschiedenheit gewonnen? Hat es vielleicht — nach der andern Seite — in den Gesetzen, welche sich ja mehr als die Republik auf den Boden der Praxis und Möglichkeit stellen, wie manche anderen in der Republik vorgetragenen Ansichten — man denke an die Beseitigung des philosophisch gebildeten Kriegerstandes — und Begriffe — man beachte die Degradation der *σωφροσύνη* und Ersatz der *σοφία* durch *φρόνησις* — hat des Weisen Urteil über die Dichtkunst vielleicht in den Gesetzen auch eine Modifikation erfahren?

Beginnen wir mit einer Stelle aus dem Dialog Lysis[1]), der den Begriff der *φιλία* zu finden sucht. Nachdem ein Gespräch mit Menexenos keine befriedigende Definition ergeben hat, empfiehlt Sokrates bei den Dichtern nach einer Erklärung zu forschen; *οὗτοι γάρ* — sagt er — *ἡμῖν ὥςπερ πατέρες τῆς σοφίας εἰσὶ καὶ ἡγεμόνες*, womit er einen Homerischen Vers einführt. Der Gang der folgenden Untersuchung belehrt uns aber bald über den wahren Sinn jenes scheinbaren Lobes: *αὕτη 'κείνη ἡ εἰωθυῖα εἰρωνεία Σωκράτους*[2]), die auch an andern Stellen, wo Plato vom Homer, als dem *σοφώτατος*[3]) oder *ὁ πάντα σοφὸς ποιητής*[4]) redet, hindurchzuschimmern scheint.

Deutlicher zweifellos spricht Sokrates in der Apologie[5]). Er erzählt, dass er, um das Wort der Pythia *οὐδένα Σωκράτους σοφώτερον εἶναι* auf seine Richtigkeit zu prüfen, sich zuerst mit im Rufe hoher Weisheit stehenden Politikern in Unterhaltungen eingelassen und es insofern bestätigt gefunden habe, als er *ἃ μὴ οἶδεν οὐδὲ οἴεται εἰδέναι*, jene *οἴονταί τι εἰδέναι οὐκ εἰδότες*. In derselben Absicht habe er sich die Werke der Dichter vorgenommen und zwar die seiner Meinung nach vortrefflichsten; er schäme sich nun in ihre Seele hinein, es zu sagen: alle, die dabei gewesen, hätten beinahe mehr verstanden als jene, und er habe erkannt, *ὅτι οὐ σοφίᾳ ποιοῖεν ἃ ποιοῖεν, ἀλλὰ φύσει τινὶ καὶ ἐνθουσιάζοντες ὥςπερ οἱ θεομάντεις καὶ οἱ χρησμῳδοί· καὶ γὰρ*

---

1) 213 E ff. — Über seine Abfassung vgl. die Erzählung bei Diog. Laërt. 3,35.

2) Vgl. auch das 214 B folgende *σοφώτατοι*, ob man nun Anaxagoras oder gar die Sophisten darunter verstehe.

3) z. B. Gess. 776 E. — 4) Theät. 194 E. — 5) 22 A ff.

οὗτοι λέγουσι μὲν πολλὰ καὶ καλά, ἴσασι δὲ οὐδὲν ὧν λέγουσι. Dasselbe scheine ihm von den Dichtern zu gelten, welche noch dazu durch ihre blosse Kunst auch auf anderen Gebieten sich für die weisesten aller Menschen hielten.

Ganz ähnlich, ja teilweis mit denselben Worten spricht Plato von den Dichtern im Menon[1]). Er führt dort aus, dass alle Bestrebungen und Fähigkeiten der Seele, nur wenn sie unter Führung der *φρόνησις* (oder des *νοῦς*) stünden und auf *ἐπιστήμη* beruhten, zum Glück führten, unter Führung der *ἀφροσύνη* zum Unglück. Zwischen beide schiebt der Philosoph nun aber noch die *ἀληθὴς δόξα* (*εὐδοξία*) ein[2]), die neben dem Wissen Richtschnur des sittlichen und politischen Handelns werden könne, ja bei den zeitgenössischen Staatsmännern, einem Aristides, Perikles, Thucydides, dies wirklich gewesen sei. Bei den Beweisen, die dagegen sprächen, dass ihre Tüchtigkeit und ihre Erfolge auf Wissen beruhten, lasse sich nur annehmen, dass sie dieselben göttlicher Huld und Eingebung verdankten, wie *οἱ χρησμῳδοί τε καὶ οἱ θεομάντεις· καὶ γὰρ οὗτοι λέγουσι μὲν ἀληθῆ καὶ πολλά, ἴσασι δὲ οὐδὲν ὧν λέγουσιν.* Zu den Orakelsängern und Wahrsagern fügt er gleich darauf die *ποιητικοὶ ἅπαντες,* gleich welchen *τοὺς πολιτικοὺς θείους τε εἶναι καὶ ἐνθουσιάζειν, ἐπίπνους ὄντας καὶ κατεχομένους ἐκ τοῦ θεοῦ.* Um das *ἀληθῆ καὶ πολλά* und später das *λέγοντες πολλὰ καὶ μεγάλα πράγματα* nicht zu überschätzen, wird man den wahren Wert der *ἀληθὴς δόξα* in Platos Augen feststellen müssen. Doch sei uns noch ein Blick in den zwar als Platonisch angezweifelten, aber in der vorliegenden Frage durchaus Platonisch denkenden Jon gestattet.

Hier sucht Sokrates dem selbstgefälligen Rhapsoden zu beweisen, dass er seine Kunst nicht *τέχνῃ καὶ ἐπιστήμῃ* übe, sondern unter dem so zu sagen magnetischen Einflusse des Dichters, dessen Begeisterung auf den Vortragenden übergehe, wie jener seinerseits unter der Einwirkung der Muse stehe. *Οὐ πρότερον οἷός τε ποιεῖν* (*ὁ ποιητής*), sagt er, *πρὶν ἂν ἔνθεός τε γένηται καὶ ἔκφρων καὶ ὁ νοῦς μηκέτι ἐν αὐτῷ ἐνῇ,* und er wiederholt dann öfters, dass der Dichter nicht *τέχνῃ*, sondern *θείᾳ μοίρᾳ* (auch *θ. δυνάμει*) dichte, dass besonders den *χρησμῳδοί* und *μάντεις* die Gottheit den *νοῦς* genommen habe und damit an-

---

[1]) 97—99, besonders 99 C f. — Über die Zeit seiner Abfassung vgl. u. a. auch Anm. 10 von Steinharts Einleitung zur Apologie.

[2]) vgl. Rep. 602 A.

deute, dass sie sich jener gewissermassen nur als Organ ihrer Willenskundgebung bediene[1]).

Halten wir die angezogenen Stellen aus der Apologie, dem Menon und dem Jon gegen einander, so ergiebt sich, dass Plato beim Dichter die poetische Begabung als unabhängig vom Wissen, die Genialität des Talentes als unabhängig vom denkenden Verstande auffasst. Es ist ihm auch im Menon nicht eingefallen, die *ἀληθὴς δόξα* als einen genügenden Ersatz für die *ἐπιστήμη* (*φρόνησις*) anzusehen; erklärt er dort ja doch ausdrücklich[2]), dass die sogenannten Tugenden, soweit sie nicht auf *ἐπιστήμη* beruhten, schädlich werden könnten, wie z. B. die *ἀνδρεία*, wenn mit ihr nicht *φρόνησις* vorbunden, nur *οἷον θάρρος τι* sei[3]); aus dem Vergleich der *ἀληθὴς δόξα* vielmehr mit den Bildsäulen des Dädalus[4]) — von denen es im Scherz hiess, man müsse sie durch Festbinden am Weglaufen hindern — folgt, dass er unter den *ἀληθεῖς δόξαι* keinen sicheren, zuverlässigen[5]) Besitz verstand, ehe ihnen nicht eine auf Wissen beruhende Ueberzeugung zur Unterlage und Richtschnur diente. Eine ohne Vernunft und klares Bewusstsein im Dichter wirkende Gotteskraft wird im Unterschiede von der *ἐπιστήμη*, die immer das Rechte trifft, bald das Rechte treffen, bald es verfehlen[6]).

Dieses der klaren Besonnenheit entbehrende Seelenleben des Dichters schildert auch die herrliche zweite Rede des Sokrates im Phaedrus[7]). Von der prophetischen Schwärmerei (*μανία*) steigt er dort zu der sich in den sühnenden Weihen offenbarenden, von dieser zu der poetischen auf, um in der erotischen, als der höchsten[8]), in Liebe zur göttlichen Schönheit entbrennenden, in seligem Genügen zu ruhen. Die unter dem Einfluss der Musen über eine empfängliche und reine Seele gekommene Begeisterung, sagt er da, treibt sie wie durch bacchischen Taumel zu Liedern (*ᾠδαί*) und andern Gedichten und erzieht durch Verherrlichung der Thaten der Vorzeit die folgenden Geschlechter. Wer aber, fährt er dann bedeutsam fort, ohne diese *μανία Μουσῶν* an die Pforte der Poesie klopft und durch blosse Kunst

---

1) 533 E — 534 E; vgl. 536 C. — 2) 88 A ff.
3) Fast mit denselben Worten betrachtet die *ἀνδρεια* Lach. 192 C f.
4) 97 D; vgl. Euthyphr. 11 B.
5) Gess. 653 A giebt er den *ἀληθεῖς δόξαι* ausdrücklich das Beiwort *βέβαιοι*.
6) 97 C.
7) 255 A; vgl. das Vorhergehende. — 8) 265 B.

(Technik?) ein vollkommener[1]) Dichter zu werden vermeint, der bleibt unvollendet, und seine Poesie, als die des *σώφρων*, verschwindet vor der des *μαινόμενος*. — Bei der Beurteilung der Stelle für unsere Zwecke ist die Bevorzugung der *ᾠδή* und das der Poesie vom Philosophen gegebene Objekt zu beachten.

Als göttlicher Eingebung entstammend wird die Poesie auch im Symposion[2]) durch Agathon hingestellt; *πᾶς*, heisst es, *ποιητὴς γίγνεται, κἂν ἄμουσος ᾖ τὸ πρίν, οὗ ἂν Ἔρως ἅψηται*, was später wenig durch die Bemerkung modificiert wird, dass der Eros Lehrer Apolls und der Musen gewesen sein müsse.

VI.

Von diesen Vorgängern der Republik nun wenden wir uns noch zu den Gesetzen, die — mag sie der Philosoph auch gelegentlich[3]) eine *ἔμφρων παιδιὰ πρεσβυτῶν* nennen — doch den ganzen reichen und mannigfaltigen Inhalt des Menschenlebens mit einer so seltenen durch Beobachtung, Erfahrung und Studium gereiften Weisheit umfassen, dass sie öfter und gründlicher gelesen zu werden verdienten.

Die für uns in Betracht kommenden Stellen finden sich vornehmlich im zweiten, vierten und siebenten Buche.

Während Plato in der Republik als Zweck der Erziehung die Unterordnung des *θυμός* und des *ἐπιθυμητικόν* als der niederen Seelenteile unter das *λογιστικόν* hinstellt[4]), so dass sich jener harmonische Zustand der Seele ergebe, in welchem der Mensch so zu sagen Einer geworden sei aus Vielen, *σώφρων καὶ ἡρμοσμένος*[5]) — stellt er in den Gesetzen als Princip der Erziehung der Jugend die möglichst frühzeitige Erweckung des Schönheitssinnes[6]) auf, welcher die Seele durch richtige Erkenntnis des Guten und Schlechten, des Liebens- und Hassenswerten zu jener Harmonie führe, mit der die *ἀρετή* identisch ist[7]). Soll aber die musische Kunst[8]), mit der auch hier die Unterweisung beginnt, ihre oben bezeichnete Aufgabe erfolgreich lösen, so wird sie strenger Aufsicht durch Gesetz und Gesetzeswächter zu unterwerfen sein: die Dichter sind vom Gesetzgeber anzuhalten, nicht was ihnen beliebt zu dichten[9]) und etwa dem unmassgeblichen Gefallen des grossen

---

[1]) So ist *ἱκανός* zu übersetzen. — [2]) 196 E ff. — [3]) 769 A.
[4]) 432 ff. — [5]) 443 D f. — [6]) vgl. Rep. 403 C. — [7]) 652 ff., bes. 653 B; vgl. 673 A. — [8]) Sie umfasst nach hellenischer Anschauung Gesang, Poesie und Tanz.
[9]) 656 C; vgl. 719 B.

Haufens zu schmeicheln[1]), sondern in ihren Werken besonnene, tapfere und in jeder Beziehung wackere Männer darzustellen[2]) und die Glückseligkeit der Tugendhaften, die Unseligkeit des Ungerechten zu betonen[3]). Sei es doch bekannt, dass der Dichter, wenn er auf der Muse Dreifuss sitze, seiner Sinne nicht mächtig (οὐκ ἔμφρων) sei und wie eine Quelle das (von der Gottheit) über ihn Kommende willig ausströmen lasse und, da seine Kunst in der Nachahmung bestehe und er oft Menschen von einander widersprechender Gemütsverfassung darstelle, oft mit seiner eigenen Meinung im Widerspruch Stehendes sage, ohne das Richtige vom Falschen selbst unterscheiden zu können[4]). Daher sei es verkehrt, ganze Dichtwerke, sei es in Hexametern oder Trimetern oder andern Versmassen abgefasste, sei es solche ernsten oder komischen Inhalts, die Kinder auswendig lernen zu lassen oder auch das Hauptsächlichste (κεφάλαια) auszuwählen; denn jeder von diesen Dichtern habe doch unbestreitbar neben vielem Schönen auch vieles dem Entgegengesetzte gesagt, so dass die πολυμαθία geradezu schädlich werden könne[5]). Dichter, welche sich zu einer Darstellung des möglichst schönen und guten Lebens nicht bequemen wollten, seien als Verführer des Volkes aus dem Staate zu weisen[6]). — In einem längeren Excurse[7]) spricht Plato dann noch über die Kunst als Nachahmung[8]), welche Ansicht er hier nicht noch einmal wie in der Republik begründet, sondern als allgemein eingeräumt voraussetzt[9]). Er verlangt, dass der nachbildende Künstler seinen Gegenstand nicht auf Grund der ἡδονή und einer μὴ ἀληθὴς δόξα suche, sondern dass das Kriterium seiner Wahl das Schöne[10]) sei, dessen Verkennung für die Dichter, die doch in ihrer Kunst den Musen nachstünden (φαυλοτέρους εἶναι), zumal für die göttlicher Begeisterung entbehrenden ποιηταὶ ἀνθρώπινοι leicht sei[11]).

---

[1]) 658 E ff.; vgl. 700 E ff. (über die Verwilderung der Kunst in Athen; Theatokratie).

[2]) 660 A. — [3]) 662 B f. — [4]) 719 C; 801 A ff.

[5]) 810 E—811 B.

[6]) 817. — Eigentümlich ist freilich den Gesetzen die Ansicht, dass das karrikierende Lustspiel (mit einigen Cautelen) als Erziehungsmittel zugelassen wird 816 D f.; vgl. übrigens schon Rep. 396 A ff. — [7]) 667 C ff.

[8]) Οὐκοῦν μουσικήν γε πᾶσάν φαμεν εἰκαστικήν τε εἶναι καὶ μιμητικήν;

[9]) 668 B f. — [10]) Das καλόν als Objekt und Regulativ der Kunst überhaupt auch Rep. 401 C. — [11]) 669 C f.

Um so durchgebildeter müssen daher die *κριται* sein, wenn es sich um Beurteilung des Schönen selbst und den erreichbaren und erreichten Grad seiner Nachbildung in Wort, Gesang und Rhythmus handelt[1]; ja, die ausführenden Künstler selbst werden bei richtiger Vorbildung in der Einsicht des zur Darstellung Geeigneten den Dichtern überlegen sein[2].

Gelegentlich der Erwähnung von Auswüchsen der Bacchusfeiern streift der Philosoph auch die unwürdigen Überlieferungen über die Götter, die sich natürlich vornehmlich bei den Dichtern finden, auch hier mit Rücksicht auf die erschöpfenden Darlegungen der Republik sich mit einer kurzen Abweisung begnügend[3].

VII.

Ταῦτα μὲν ἄρα μόγις διανενεύκαμεν — es erübrigt noch ein zusammenfassender Rückblick. Schmelzer hat — nach dem Vorgange von Steinhart[4] — in seiner Ausgabe wieder mit Nachdruck den Standpunkt vertreten, dass Platos herbe Beurteilung Homers und der Dichter überhaupt auf ihre Verwendung im Jugendunterrichte zu beschränken sei[5]; er hat sich unter anderem dazu des treffenden Vergleichs bedient, dass wir Kindern ja auch aus gewissen Gründen nicht die Bibel, sondern biblische Geschichten in die Hand gäben. Für diesen Standpunkt nun sprechen folgende Beobachtungen: 1) An mehr als dreissig Stellen der Republik weist der Philosoph ausdrücklich darauf hin, dass er die Erziehung der Jugend, der künftigen *φύλακες* (*στρατιῶται, ἀνδρεῖοι*) im Auge habe[6]; 2) öfter betont er, dass es sich um eine *γιγνομένη* oder *οἰκιζομένη πόλις* handle[7]; 3) nicht selten stellt er einen Unterschied zwischen den jungen, weichen, unwissenden Seelen und den älteren, kräftig gegen äussere Eindrücke reagierenden, wissenden Staatsbürgern auf, denen der Dichter weniger gefährlich und ungefährlich sei oder gar begreifliches Ergötzen verschaffe[8]; 4) an nicht wenigen Stellen rühmt er den

---

1) 669 A f. — 2) 670 E. — 3) 672 B.

4) Einl. zur Rep. p. 158.

5) Vgl. besonders zum 8. Kap. des 3. und zum 1. des 10. Buches.

6) z. B. 365 A; 376 C; 376 E ff.; 378 A, C, E; 381 E; 386 A; 387 C; 388 A; 398 B. — 7) z. B. 369 A; 403 B; 592 A; 595 A.

8) z. B. 595 B; 606 B; 378 A, D; 387 B; 601 B; 607 C, D.

Dichter mit ausdrücklichen Worten oder setzt doch seine Autorität stillschweigend voraus[1]).

Das so bedingte Urteil Platos über Homer und die Poesie scheint nun noch gestützt werden zu können durch folgende Bemerkungen: 1) Künstler und Dichter werden überhaupt im Staate zugelassen; sie müssen sich freilich gefallen lassen, dass ihre Erzeugnisse auf die näher erörterten *τύποι* hin geprüft und unter Umständen verworfen werden[2]); 2) Hymnen und Enkomien, überhaupt aber die dithyrambische Poesie werden im Staate gewünscht; die religiöse Lyrik als erziehlich besonders gepriesen[3]); 3) nicht nur in den Gesetzen[4]), sondern auch schon im Staate wird die darstellende (komische) Poesie in einem gewissen Umfange erlaubt[5]); 4) selbst die so hart verurteilten Schilderungen Homers von der Unterwelt u. ä. werden als für gewisse Zwecke verwendbar angesehen[6]); 5) endlich die in unserem fünften Abschnitt wiedergegebenen Äusserungen aus anderen Platonischen Schriften, zu denen man noch die feine Bemerkung am Schlusse des Symposion[7]) stellen möge, daneben das wiederholte Eingeständnis des Philosophen, auch unter dem Banne Homers zu stehen — scheinen hinlänglich zu bezeugen, dass auch Plato weit entfernt war, den Wert der Poesie zu verkennen und ihre Bedeutung für die Ethik zumal zu unterschätzen.

Aber doch müssen wir noch einmal den Acker ablesen: vielleicht, dass wir aus Halm um Halm noch eine Garbe anderer Beschaffenheit zu binden vermögen. Wir glauben aus nicht gleichgiltigen Bemerkungen Platos in der Republik und den Gesetzen sowohl als in den andern erwähnten Schriften Gründe für die Ansicht derjenigen herleiten zu sollen, welche, wie zuletzt Duruy[8]), in unserm Philosophen einen Gegner der Poesie und Poeten zu finden vermeinen.

---

[1]) z. B. 383A; 605C, D; 607A; 595Bf.; 468Cff.

[2]) 401Bff.; Gess. 656C; 801C, D.

[3]) Rep. 468D; 607A; Phädr. 245A; Gess. 2. und 7. Buch; vgl. Rep. 595A, wo besonders die Poesie *ὅση μιμητική* aus dem Staate gewiesen wird, und 398A.

[4]) 816Df. — [5]) 396C, D (*εἰ μὴ ἄρα κατὰ βραχύ — ὅ τι μὴ παιδιᾶς χάριν*).

[6]) 387C (*πρὸς ἄλλο τι* mit Stallbaums und Schmelzers Anm.).

[7]) 223D (vgl. Zeller II³ p. 798 Anm. 3).

[8]) Revue d. d. M. 1888, 1r mai p. 57: la cité fermée aux poètes dramatiques, à Sophocle, à Éschyle, à Hésiode, même à Homère u. s. w. Vgl. Steinharts Einleitung zur Rep. p. 258.

Die von Plato an den Dichtern geübte Kritik bewegt sich, wie wir oben gesehen haben, nach zwei Richtungen: sie ist eine religionsphilosophische und eine erkenntnistheoretische. Die Mängel, welche er nach jener Seite hin bei Homer z. B. aufdeckt, scheinen ihm doch so bedeutend zu sein, dass er 1) ihn einen ἀνοήτως ἁμαρτάνων περὶ τοὺς θεούς zu nennen keinen Anstand nimmt[1]); 2) ihn ausdrücklich als nicht nur τοῖς νέοις, sondern auch [den Weibern[2]) und] Älteren (πρεσβυτέροις[3]), ἀνδράσιν) schädlich bezeichnet; 3) die bezüglichen Stellen als so wenig ὅσια und ἀληθῆ[4]) erachtet, dass es nicht θέμις sei, ihm Eintritt in den Staat zu gestatten[5]); könnten doch jene Mythen, selbst wenn sie wahr wären, Unheil anstiften[6]).

Nicht minder entschiedener Ausdrücke bedient sich der Philosoph nicht nur in den im fünften Abschnitt angezogenen Stellen, sondern selbst in der Republik, um auf Grund seiner Erkenntnistheorie die Dichter und ihre Kunst zu discreditieren. Dort sowohl als hier heisst es, dass sie weit von der Wahrheit entfernt blieben[7]), kein nützliches und nennenswertes Wissen haben[8]), keine Unterscheidungskraft des πονηρόν und χρηστόν besitzen[9]), dass auch Homer nur ein μιμητὴς εἰδώλων ἀρετῆς[10]) und darum nicht im stande sei, die Menschen zu erziehen[11]) und ihnen zur ἀρετή zu verhelfen[12]), und dass sie desshalb nur der kritiklosen Menge zu imponieren vermögen[13]).

Versuchen wir nun, aus diesem Gewirr der vor uns vorübergezogenen Platonischen Gedanken die wahre Meinung des Philosophen zu entwickeln. In dem Masse, wie die von früheren Philosophen überkommenen Vorstellungen über Wesen und Walten der Gottheit sich im Lichte Platonischen Denkens mehr und mehr klärten und fast bis zu christlicher Reinheit erhoben, mussten auch Platos Bedenken und Antipathie gegen den Volksglauben und die Dichter als dessen Schöpfer und Vertreter wachsen. Er musste innerhalb seines Idealstaates zumal, der die höchste Sittlichkeit im Menschen und in menschlichen Verhältnissen erstrebte, jeder Möglichkeit vor-

[1]) 379 D. — [2]) 381 E; vgl. 398 E.

[3]) 380 B; 387 B; 389 E (αὐτοὶ οἱ ἄρχοντες); vgl. auch das οὐδὲ τοῖς διδασκάλοις 383 C und ähnlich das οὐδὲ 378 A.

[4]) 391 E. — [5]) 398 A; vgl. 595 A. — [6]) 378 A. — [7]) 599 A u. ö.

[8]) 599 C ff. und die Stellen aus Menon, Apologie und Jon.

[9]) ib., 598 D f. — [10]) 600 E u. ö. — [11]) 600 C. — [12]) 600 D.

[13]) 599 A; 602 B; Gess. 658 E ff.

beugen, an der Richtigkeit seines himmlischen Vorbildes, der höchsten aller Ideen, des mit der Gottheit identischen absolut Einen und Wahren und Guten, das auch notwendig Quelle alles Wahren und Guten sein muss, zu rütteln und zu zweifeln. Den Ideen als dem wahren Sein steht die Welt der Erscheinungen als das Unvollkommene, Böse, als das Nichtsein gegenüber, dessen Darstellung keinen philosophischen und ethischen Wert hat, besonders in einem Staate, in dem die Könige Philosophen und die Philosophen Könige sind[1]) und in dem die Beherrschten zur *σωφροσύνη*, jener Harmonie der Seele nach innen und des Lebens nach aussen, kommen wollen, die auf der Erkenntnis und irdischen Verwirklichung jener höchsten Idee beruht. Indem die Dichtkunst diese entstellt und getrübt den Hörern bietet und zugleich durch Vorführung der ganzen Spiele der mannigfaltigen menschlichen Gemütsbewegungen in poetischem Gewande die Hörer gefangen nimmt und aus dem seelischen Gleichgewichte drängt, wirkt sie ferner hemmend auf die Bildung des im Philebus geforderten Seelenzustandes der reinen Lust, die aus Erkenntnis der Wahrheit und Tugendübung hervorgeht. Dazu kommt, dass die unter Aufhebung des normalen Seelenzustandes statthabende poetische Produktion von der Wahrheit zu weit entfernt ist, als dass sie für die grossen Zwecke des philosophischen Staates fruchtbar werden könnte: der irdische Handwerker ist ein zuverlässigerer Nachbildner der Ideen des göttlichen Demiurgen, als der jenem nachbildende Dichter. Dabei ist nun freilich nicht ausgeschlossen, dass auch der Dichter vermöge seiner auf der *ἐνθούσασις* beruhenden *ἀληθεῖς δόξαι* Richtiges und Treffendes sage, ja dass er es in schönen und unser Wohlgefallen erregenden Worten sage — aber als trübe Quelle zufälliger Wahrheiten hat er in einem ganz auf dem Wissen des Guten sich aufbauenden Staats- und Seelenleben keinen Anspruch auf Gehör. Diesen Standpunkt hat Plato bei allen Zugeständnissen, die er in den Gesetzen den gebieterischen Forderungen der Wirklichkeit und Möglichkeit sich zu machen entschloss, im Grunde auch dort festgehalten, ganz abgesehen davon, dass die unter dem Einfluss der athenischen Theatokratie stehende neuere Komödie ihn an der Erziehungsfähigkeit wenigstens dieser mimetischen Poesie verzweifeln lassen musste.

Plato hätte freilich kein Grieche, hätte vor allem kein Dichter von einziger Begabung sein müssen, wenn ihn die einfache Grösse

[1]) Rep. 473 D.

eines Homer, eines Aeschylos und Sophokles nicht auch bestrickt hätte. Bedient er sich doch an den schönsten und tiefsinnigsten Stellen seiner Werke zur Vermittelung seiner Weisheit des Rüstzeuges eben jener Männer, denen seine auf dem Grunde seiner philosophischen Überzeugung erwachsene Ansicht gleiche Rechte und Fähigkeiten mit dem Weisen, an der Erziehung seiner Staatsbürger zu arbeiten, versagte.

Ob nun Plato — wie das Schmelzer aus ihm herauslesen will[1]) — von dem Horazischen prodesse und delectare nur das letztere der Poesie als ureigenste Aufgabe zuzuweisen beabsichtigt hat, lassen wir, wenngleich uns Zweifel an der Richtigkeit des Satzes aufgestiegen sind[2]), im Hinblick auf unser Thema dahingestellt; so viel ist unverkennbar, dass nach des Philosophen Ansicht für eine *εὐνομουμένη πόλις*[3]) die Poesie noch nicht einmal ihre Nützlichkeit, viel weniger ihre Notwendigkeit nachgewiesen hat.

Soll nun solcher Widerspruch das Ergebnis unserer Ausführungen bleiben? Wir müssten Bedenken tragen, uns bei ihm zu beruhigen, wenn nicht Plato selbst ihn verschiedentlich in unzweideutigen Äusserungen anerkannt hätte. Oder sind seine wiederholten Versicherungen, dass er Homer nur widerwillig angreife, dass er dem Zauber seiner Worte unterliege, dass aber die angestellte Untersuchung ihn zu den auch unliebsamen Folgerungen führe[4]), sind solche Stellen anders zu deuten als auf jenen inneren Kampf menschlicher Neigung und philosophischer Überzeugung, dem auch so erlauchte Geister nicht entgehen, und den dann kleine Leute benutzen, um den Menschen oder das System zu verdächtigen und zu bekritteln?

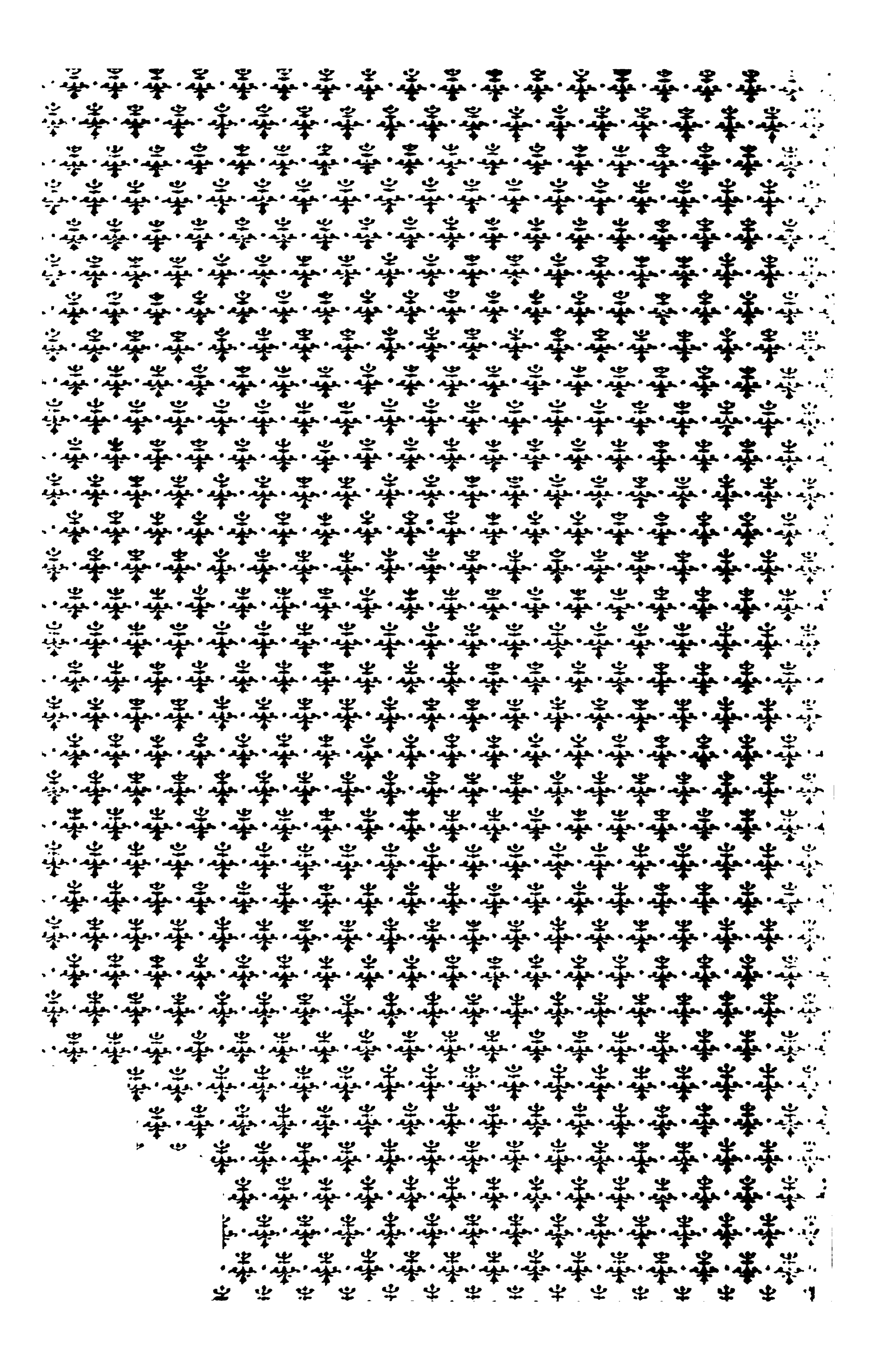
Merkwürdig ist es ja immerhin, dass gerade der hochgespannte Idealismus des Dichter-Philosophen der Poesie und der Kunst überhaupt auch innerhalb seines Systems so wenig gerecht werden konnte, dass er nicht einmal ihr eigentliches Organ, die Phantasie, einer näheren Betrachtung gewürdigt hat — doch es sollte hier nicht unsere Aufgabe sein, an Plato Kritik zu üben, sondern nur, ihn zu erklären.

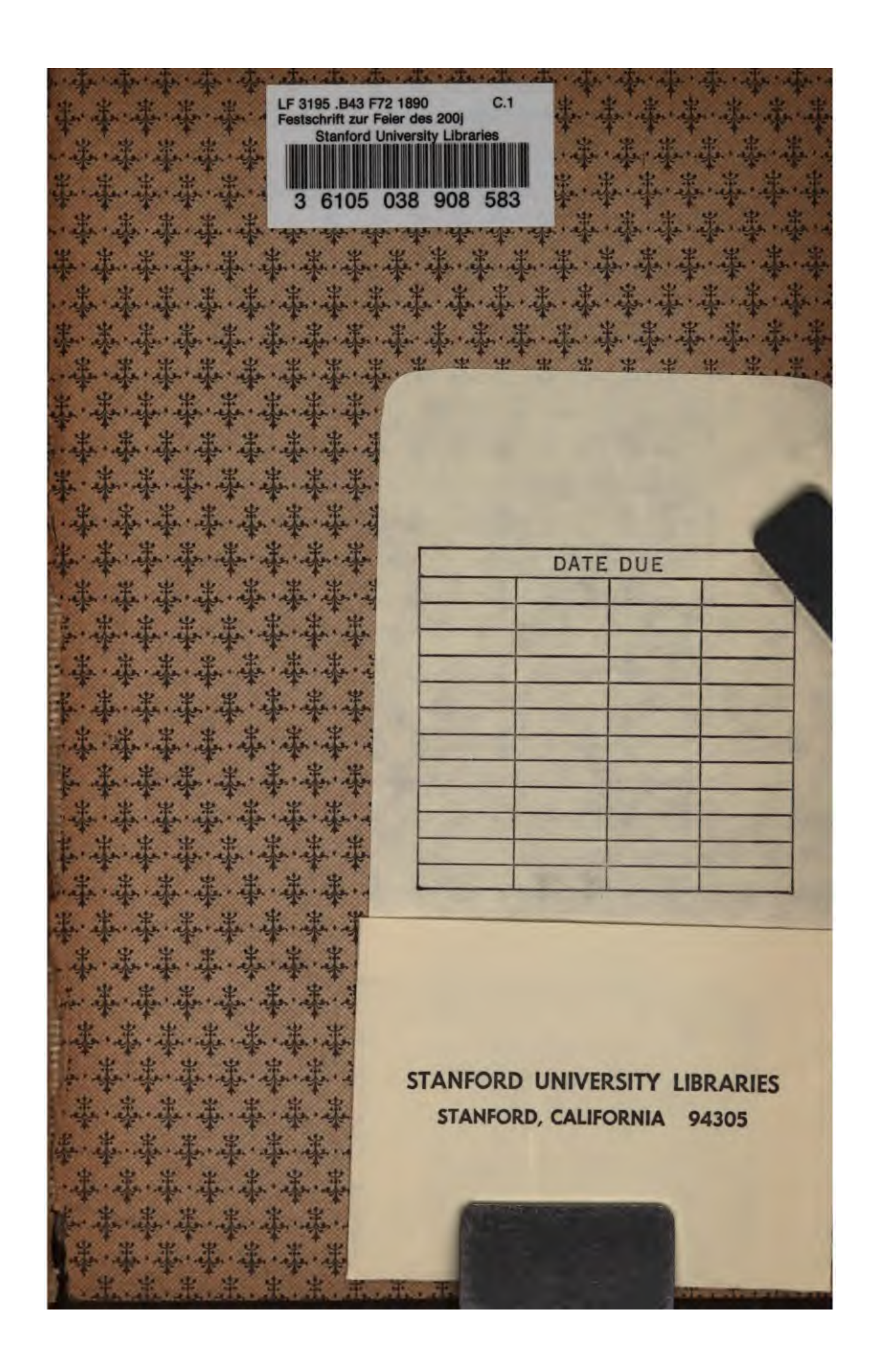
---

[1]) zu X, 4. — [2]) vgl. z. B. 607 D. — [3]) 607 C. — [4]) 394 D; 399 E; 607 B und besonders 608 B.

E. Grünwald.

Inhalt




LF 3195 .B43 F72 1890 C.1
Festschrift zur Feier des 200j
Stanford University Libraries
3 6105 038 908 583
DATE DUE
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305

